



universität  
wien

# DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

„meins, deins...unser?“

Eine praxistheoretische Untersuchung von sharing-Praktiken in Cohousing

Verfasserin

Mirijam Mock, BA

angestrebter akademischer Grad

Magistra (Mag.)

Wien, 2014

Studienkennzahl lt. Studienblatt:

A 057 390

Studienrichtung lt. Studienblatt:

Internationale Entwicklung

Betreuerin:

Univ.-Doz. Dr. Beate Littig



# „meins, deins...unser?“

Eine praxistheoretische Untersuchung  
von sharing-Praktiken in Cohousing



# Inhaltsverzeichnis

1	Einleitung	4
1.1	Hinführung zum Thema und Forschungsfrage	4
1.2	Aufbau der Arbeit	5
2	Sharing in Cohousing	6
2.1	Collaborative Consumption im Überblick	6
2.1.1	Was ist Collaborative Consumption?	6
2.1.2	Entwicklung: Neuer Name für alte Idee?	9
2.1.3	Umfassende Nachhaltigkeit durch Collaborative Consumption?	9
2.2	Cohousing im Überblick	11
2.2.1	Was ist Cohousing?	11
2.2.2	Entwicklung: Vom Nischenphänomen zum mainstream?	12
2.2.3	Cohousing als Hebel für eine nachhaltige Lebensweise?	13
2.3	Sharing in Cohousing	16
3	Einblick: Wie funktioniert sharing (nicht)?	17
3.1	Innere Widersprüche	17
3.2	Normativer Einfluss auf sharing	18
3.3	Unbewusstes Sharing	19
4	Theoretischer Zugang: Praxistheorien	20
4.1	Praxistheorien im Überblick	20
4.1.1	Wurzeln und Entwicklung	20
4.1.2	Positionierung der Praxistheorien	20
4.1.3	Grundelemente der Praxistheorien	22
4.1.4	Wichtigste Definitionen	22
4.1.5	Unterschiedliche Ausrichtungen	24
4.2	Theoretische Implikationen	25
4.2.1	Rolle der AkteurInnen	25
4.2.2	Beschreibung des Zustandes vs. Erklärung des Wandels	25
4.3	Stärken und Schwächen der Praxistheorien	26
4.4	Spezifische Anwendung des theoretischen Zugangs	27
4.4.1	Konsum als soziale Praktik	27
4.4.2	Sharing in Cohousing als soziale Praktik	28
5	Methoden	30
5.1	Methodologische Reflexionen	30
5.1.1	Gegenstandsangemessenheit	30
5.1.2	Heterogene Methodenwahl	30
5.1.3	Methodenvorschläge	31
5.2	Methodische Herangehensweise	31
5.2.1	Methodenmix	32
5.2.2	Auswahl der Interviewten und Informationsquellen	34
5.2.3	Auswertungsmethode	35
5.2.4	Auswahl und Einführung der Fallstudien	37
6	Tiefblick: Wie funktioniert sharing in der Sargfabrik?	39
6.1	Sharing in der Sargfabrik: eine qualitative Beschreibung	39
6.1.1	Formelles sharing	42
6.1.2	Informelles sharing	47
6.1.3	Vergleich: sharing-Einrichtungen in Kalksburg	49
6.1.4	Ersatz von Privateigentum durch sharing	50
6.1.5	Sharing und Konflikte	50
6.2	Die Elemente der sharing-Praktiken	53
6.2.1	Bedeutungen: Was bedeutet sharing in der Sargfabrik?	53
6.2.2	Praktisches Wissen: Welches Wissen unterstützt sharing in der Sargfabrik?	56
6.2.3	Infrastruktur: Wie schaut die materielle Ebene des sharings in der Sargfabrik aus?	73
6.3	Entstehung und Wandel von sharing-Praktiken	81
6.3.1	Praktiken wollen gelernt sein	81
6.3.2	Praktiken wollen erfahren werden	82
6.3.3	Treiber des Wandels zu sharing-Praktiken	83

7 Zusammenfassung der Ergebnisse .....	85
7.1 Sharing in der Sargfabrik: eine qualitative Beschreibung .....	85
7.1.1 Formelles sharing .....	87
7.1.2 Informelles sharing .....	87
7.1.3 Sharing und Konflikte .....	88
7.2 Elemente der sharing-Praktiken .....	88
7.2.1 Bedeutungen: Was bedeutet sharing in der Sargfabrik? .....	88
7.2.2 Praktisches Wissen: Welches Wissen unterstützt sharing in der Sargfabrik? .....	89
7.2.3 Infrastruktur: Wie schaut die materielle Ebene des sharings in der Sargfabrik aus? .....	90
7.3 Entstehung und Wandel der sharing-Praktiken .....	91
8 Diskussion der Ergebnisse .....	93
8.1 Sharingangebot .....	93
8.1.1 Informelles sharing .....	94
8.2 Bedeutungen .....	94
8.3 Praktisches Wissen .....	95
8.4 Infrastruktur .....	95
8.5 Wandel .....	97
8.5.1 "Spill-over" – Effekt .....	97
9 Ausblick: Wie kann sharing noch besser funktionieren? .....	99
9.1 Carsharing im Wandel: Momentaufnahmen aus der Sargfabrik und B.R.O.T. Kalksburg .....	99
9.2 Ergebnisse: Mögliche Symbiosen zwischen Online- und Offline-sharing .....	101
9.2.1 Der Wille ist da .....	101
9.2.2 Was noch fehlt .....	102
9.3 Fazit .....	106
10 Conclusio .....	108
Bibliographie .....	110
Anhang .....	115
Zusammenfassung .....	115
Summary .....	115
Lebenslauf .....	117

## Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Übersicht über die "Collaborative Economy" (Botsman 2013) .....	7
Abbildung 2: Übersicht über Produktdienstleistungssysteme (Gossen 2012: 68) .....	8
Abbildung 3: Ebenen der technologischen Effizienz. Quelle: (Meltzer 2005: 122) .....	14
Abbildung 4: Positionierung der Praxistheorien (Spaargaren 2003: 689) .....	21
Abbildung 5: Gegenüberstellung "Theories of practice" vs. "Theories of behaviour" (Shove 2009) .....	21
Abbildung 6: Elemente der sozialen Praktiken (eigene Darstellung) .....	24
Abbildung 7: Das praxistheoretische Feld (Brand 2011: 178) .....	24
Abbildung 8: mind-map der Codes (eigene Darstellung) .....	36
Abbildung 9: Überblick über das Sharingangebot der Sargfabrik (eigene Darstellung) .....	39
Abbildung 10: Entlehnliste Gemeinschaftsküche Sargfabrik (eigene Aufnahme) .....	42
Abbildung 11: Reservierungskalender Gemeinschaftsküche Sargfabrik (eigene Aufnahme) .....	42
Abbildung 12: Entlehnliste Gemeinschaftswerkstatt Sargfabrik (eigene Aufnahme) .....	42
Abbildung 13: Werkzeugnutznerliste Gemeinschaftswerkstatt Sargfabrik (eigene Aufnahme) .....	42
Abbildung 14: Entlehnlisten "Vereinsleiter", "Transportrodel", "Schwerlastwagen" (eigene Aufnahme) .....	45
Abbildung 15: "Putzcheckliste" Gemeinschaftsküche Sargfabrik (eigene Aufnahme) .....	64
Abbildung 16: BenutzerInnenordnung "Transformationskammerl" (eigene Aufnahme) .....	65
Abbildung 17: Waschküche Sargfabrik (eigene Aufnahme) .....	77
Abbildung 18: Gemeinschaftsküche Sargfabrik (eigene Aufnahme) .....	77
Abbildung 19: Kühlschrank der Gemeinschaftsküche in der Sargfabrik (eigene Aufnahme) .....	78
Abbildung 20: Entlehnliste Gemeinschaftsküche Sargfabrik (eigene Aufnahme) .....	78
Abbildung 21: Gemeinschaftsküche und Waschküche Miss Sargfabrik (Kaner Davis 2007) .....	79
Abbildung 22: Werkzeugkasten Gemeinschaftswerkstatt Sargfabrik (eigene Aufnahme) .....	79
Abbildung 23: Gemeinschaftswerkstatt Sargfabrik (eigene Aufnahme) .....	80
Abbildungen 24 + 25: Dachgarten Sargfabrik (eigene Aufnahmen) .....	80
Abbildung 26: Übersicht Bereitschaft zum Teilen (GDI 2013) .....	93
Abbildung 22: "Checkliste" von "carsharing24/7" (www.carsharing24/7.com) .....	104
Abbildung 28: Die Praktik des Kochens in der Gemeinschaftsküche in der Sargfabrik (eigene Darstellung) .....	108

## **Tabellenverzeichnis**

Tabelle 1: Umweltwirkungen der Collaborative Consumption (Scholl 2010: 9).....	10
Tabelle 2: Übersicht der verwendeten Methoden .....	34
Tabelle 3: Tabellarische Übersicht der sharing-Einrichtungen der Sargfabrik .....	41
Tabelle 4: Tabellarische Übersicht der sharing-Einrichtungen der Sargfabrik .....	86

## **Abkürzungsverzeichnis**

I1 = Interview 1

I1 (B) = Interview 1 mit BibliotheksnutzerInnen

GD = Gruppendiskussion

GA = go-along

Z = Zeile

# 1 Einleitung

## 1.1 HINFÜHRUNG ZUM THEMA UND FORSCHUNGSFRAGE

Es ist Jänner 2014. Wie zu jedem Jahresbeginn ist es Zeit für Prognosen und Trendvoraussagen:

*“Open, collaborative economy will create a real disruption for businesses. The phenomenon of consumers co-creating content and products, sharing ideas and resources with each other is on ascend. For instance, Aibnb has topped 10 million guest stays since launch and now has 550,000 properties listed worldwide. In 2014 companies will need to understand their role in this powerful movement.”*

(The Guardian, 20.12.2013)

Diese Prognose stammt aus dem kürzlich in der britischen Tageszeitung „The Guardian“ veröffentlichten Artikel „Top 10 Trends for 2014“. Auch in zahlreiche andere Trendlisten schaffte es die Collaborative oder Sharing Economy, u.a. auch auf Platz 1 (Forbes, 08.01.2014).

Doch die Sharing Economy wird nicht nur als einen immensen Aufschwung erlebend und das Wirtschaftssystem revolutionierend dargestellt, sondern es geht noch weiter:

Das US-Nachrichtenmagazin „TIME“ hat die Sharing Economy zu einem der 10 Megatrends ausgerufen, die die Welt verändern werden (vgl.: TIME Magazine 2011).

Die Vorteile, die mit sharing in Zusammenhang gebracht werden, klingen nahezu unglaublich: Für weniger Geld soll mehr möglich sein, man hat sozusagen bei niedrigeren Kosten nicht nur ein Auto, sondern Zugriff auf gleich mehrere Autos. Und nebenbei lernt man seine NachbarInnen kennen und manche Begegnungen entwickeln sich vielleicht zu netten Bekanntschaften. Und weiters gibt es für diese Vorteile auch noch ein gutes Gewissen scheinbar gratis hinzu, da man ja für den Umweltschutz auch etwas getan hat. Noch öfters als auf dieser individuellen Ebene werden die Vorteile auf der gesamtgesellschaftlichen Ebene hervorgehoben: Die wachsende Sharing Economy verfüge über erhebliches Ressourceneinsparungspotential – ein carsharing-Auto würde beispielsweise ca. 10 private Autos ersetzen. Und während die BürgerInnen sich umweltfreundlich verhalten, tun sie gleichzeitig auch etwas für den gesellschaftlichen Kitt: Die steigende Anonymität und Vereinzelung besonders im urbanen Bereich wird für zahlreiche Probleme verantwortlich gemacht und aktiv belebte Nachbarschaften, wie sie durch eine Sharing Economy entstehen können, könnten hier eine deutliche Abhilfe leisten. Kurz zusammengefasst, wird also propagiert, dass durch sharing mehr Lebensqualität möglich sei und man gleichzeitig seinen Anteil zu mehr ökologischer und sozialer Nachhaltigkeit leisten könne.

Mir stellte sich die Frage, warum wir, wenn die Vorteile des sharings so frappierend sind, es nicht alle praktizieren. Ist der Hype um die Sharing Economy völlig übertrieben? Sind die genannten Vorteile grün-romantisches Wunschenken? Oder halten uns andere Gründe davon ab?

Richtet man einen einigermaßen realistischen Blick auf die Sharing Economy wird schnell klar, dass sie natürlich nicht das Allheilmittel für alle gesellschaftlichen Probleme ist

und genauso wenig nur Vorteile hat. Ein carsharing-Auto kann nämlich genauso gut öffentliche Verkehrsmittel wie das private Auto ersetzen und oft genug wird sharing als grüner Deckmantel für ressourcenintensive, ganz normale kapitalistische Praktiken herangezogen. In der theoretischen Auseinandersetzung mit sharing versuche ich in dieser Arbeit die Nachhaltigkeitspotenziale von sharing zu eruieren, doch ist keine endgültige Bewertung möglich, und zwar hauptsächlich deshalb, weil es sich bei der Sharing Economy um ein sich gerade formierendes Feld handelt. Das Fazit lautet also, dass höchst unterschiedliche Praktiken unter dem Titel Sharing Economy gefasst werden und daher ihre ökologischen, sozialen und ökonomischen Konsequenzen auch sehr verschieden sind. Sharing-Praktiken verfügen aber durchaus über Potenzial unser alltägliches Leben ökologischer, reicher an sozialen Kontakten und kostengünstiger zu gestalten, nur sollte man sich vor Verallgemeinerungen zurückhalten.

Da einige von den genannten Vorteilen also durchaus durch sharing realisiert werden können, fragte ich mich umso mehr: Was ist es dann, was uns zurückhält das Waffeleisen, das Auto, einen Partyraum oder den Drucker mit unseren NachbarInnen zu teilen?

Durch eine kleine explorative Studie mit BibliotheksnutzerInnen gelang ich zur Ansicht, dass diese Frage schwer auf einer rationalen Ebene erklärbar ist: Meine ersten InterviewpartnerInnen machten mir deutlich, dass sharing etwas ist, was man einfach tut oder eben nicht tut, ohne dies weiter erklären zu können. Eindrücklich zeigte sich dies dadurch, dass den InterviewpartnerInnen erst durch mein gezieltes Nachfragen klar wurde, dass sie neben der Bibliothek auch andere sharing-Einrichtungen wie eine Waschküche oder carsharing nutzen.

Diese ersten Einsichten führten mich zur Wahl einer praxistheoretischen Perspektive für den weiteren Forschungsablauf. Diese sieht soziales Handeln als etwas an, das auf eine vielmehr routinisierte als bewusste Art ausgeführt wird, wenn bestimmte Voraussetzungen gegeben sind. Die Voraussetzungen bestehen darin, dass es geteilte Bedeutungen, eine angepasste Infrastruktur und praktisches Wissen gibt, welche sich zu einer sozialen Praktik formieren. Mit dieser theoretischen Brille auf begann ich die Feldphase. Als Feld wählte ich eines, in welchem sharing aktiv und seit längerem praktiziert wird und stieß so auf das in Wien gelegene Cohousing-Projekt „Sargfabrik“. Durch die Anwendung diverser Methoden versuchte ich der Beantwortung folgender Forschungsfrage näher zu kommen:

Forschungsfrage:

**Welche sind die Erfolgsfaktoren von sharing-Praktiken?**

Beziehungsweise lautet die gleiche Frage in den Fachtermini der Praxistheorien formuliert:

## **Welche symbolischen Bedeutungen, welches praktische Wissen und welche Infrastruktur beinhalten die untersuchten sharing-Praktiken?**

Wie die beiden synonym zu gebrauchenden Formulierungen der Forschungsfrage zeigen, gehe ich von einem spezifischen Verständnis von „Erfolg“ und folglich „Erfolgsfaktoren“ aus. Damit gemeint ist nicht, wirtschaftlicher, nachhaltiger oder anderweitig spezifischer Erfolg, sondern Erfolg im praxistheoretischen Sinn: Aus einer praxistheoretischen Perspektive ist eine Praktik „erfolgreich“, wenn sie praktiziert wird. Schreibe ich im Folgenden also über „erfolgreiche“ Praktiken, so sind damit Praktiken gemeint, die von vielen aktiv ausgeführt werden. Weitere Konsequenzen der Praktiken, wie ökologische, soziale oder ökonomische Auswirkungen werden zwar in Betracht gezogen und sind wichtig, da die Frage hinter der Forschungsfrage lautet, wie sich nachhaltige Praktiken entwickeln können, stehen aber nicht im Zentrum der Betrachtungen.

Die Beschäftigung mit dieser Frage implizierte immer wieder auch die Beschäftigung mit den Fragen, wie sharing-Praktiken nicht funktionieren bzw. welche Hindernisse es dafür gibt und wie sharing-Praktiken noch besser funktionieren könnten, d.h wie die Erfolgsfaktoren verbessert werden könnten. Um diesen Fragen etwas expliziter nachzugehen und so auch die zentrale Forschungsfrage in

einen größeren Kontext zu stellen, wurde daher versucht zwei weitere Unterfragen durch eigene kleine Untersuchungen ansatzweise zu beantworten.

Im Kapitel „Einblick“ wird der Frage nach den Hindernissen von sharing-Praktiken nachgegangen und dazu das Material der Interviews mit den BibliotheksnutzerInnen ausgewertet. Im Detail lautet die Fragestellung dieses Kapitels, das eine erste empirische Annäherung an die Thematik darstellt folgendermaßen:

Warum hat sich das Konzept des gemeinschaftlichen Konsums bei einigen Dingen durchgesetzt (Bücher, DVDs, teilweise auch Spiele), insofern es gut genutzte Bibliotheken und Videotheken gibt, und bei anderen nicht (z.B. Autos, Werkzeug, Rasenmäher usw.)? Bzw. nach welcher Logik funktioniert sharing (nicht)?

Im Kapitel „Ausblick“ wird aufbauend auf den bis dahin gewonnenen Erkenntnissen der Frage nachgegangen, wie sharing-Praktiken noch verbessert werden könnten, um auf diese Art einen Blick in eine mögliche zukünftige Entwicklung des sharings zu werfen. Diskutiert wird diese mögliche zukünftige Entwicklung anhand folgender konkreter Frage: Kann sich eine Verbindung zwischen online- und offline - Sharingangeboten förderlich auf sharing-Praktiken auswirken und das Sharingangebot nutzerfreundlich erweitern?

## **1.2 AUFBAU DER ARBEIT**

Der Aufbau dieser Arbeit verfolgt ein nicht ganz klassisches Muster, insofern empirische und theoretische Teile im Laufe der Arbeit durchmischt auftauchen. Die Arbeit wurde so angelegt, um einerseits gewissermaßen „eine Geschichte“ erzählen zu können – gewisse empirische Ergebnisse sind z.B. nötig, um weitere theoretische Entscheidungen (Wahl eines praxistheoretischen Ansatzes) und Vertiefungen zu verstehen. Andererseits spiegelt der Aufbau der Arbeit auch die Chronologie der Auseinandersetzung mit diversen empirischen sowie theoretischen Feldern wieder: Anfang 2012 begann ich mich in das Thema „Nutzen statt Besitzen“ bzw. Collaborative Consumption einzulesen und führte erstmals eine kleine Feldstudie mit BibliotheksnutzerInnen durch. Die Ergebnisse dieser ersten Interviews, die unter dem Titel „Einblick“ dargestellt werden, veranlassten mich dazu, diese anhand von Praxistheorien zu interpretieren und so bildet diese erste kleine explorative Feldstudie sozusagen den Ausgangspunkt der Untersuchungen im Zuge der Diplomarbeit. Die theoretische Darstellung des Feldes der Collaborative Consumption sowie eine kurze Zusammenfassung dieser explorativen Studie stellen Kapitel 2 und Kapitel 3 dar. Darauf aufbauend folgt in einem nächsten Schritt eine theoretische Auseinandersetzung mit Praxistheorien und deren Eignung für sharing-Praktiken (Kapitel 4). Dies alles stellt die Grundlage für die empirischen Erhebungen, die hauptsächlich im Cohousing

Sargfabrik durchgeführt wurden, dar. Nach einer Darstellung der verwendeten Methoden (Kapitel 5), folgt die Auswertung der erhobenen Daten unter dem Titel „Tiefblick“ (Kapitel 6). Da diese recht umfangreich ausfällt, werden die essentiellen Ergebnisse in je eigenen Kapitel zusammengefasst (Kapitel 7) sowie in Diskussion zu einschlägiger Literatur gesetzt (Kapitel 8). Im Zuge der Erhebungen in der Sargfabrik kristallisierte sich für mich immer mehr heraus, dass sharing-Praktiken innerhalb des Cohousings und Collaborative Consumption-Internet Plattformen in Wien parallel ohne viele Berührungspunkte be- und entstehen. Deshalb ging ich im dritten und letzten empirischen Teil, der den Titel „Ausblick“ trägt (Kapitel 9), noch einmal der Frage nach, ob sich sharing in diesen beiden unterschiedlichen Kontexten verbinden lässt, um damit einen Ausblick auf eine mögliche zukünftige Entwicklung des Feldes zu geben. Abgeschlossen wird die Arbeit durch eine umfassende sehr kurze Zusammenfassung mit integrierten Schlussfolgerungen (Kapitel 10).

# 2 Sharing in Cohousing

Dieses Kapitel umreißt und charakterisiert das für die empirische Untersuchung relevante Feld. Da der Fokus der empirischen Untersuchungen auf sharing-Praktiken innerhalb eines Cohousings liegt, gilt es zwei Felder vorzustellen: Erstens jenes des gemeinschaftlichen Konsums („Collaborative Consumption“), welches unterschiedlichste Ausprägungen von sharing-Praktiken umfasst, und zweitens jenes des Cohousings. Diese beiden Felder verfügen über eine große Schnittmenge, insofern sharing in beiden eine zentrale Rolle spielt, wenn auch auf unterschiedliche Art: Während das Feld der Collaborative Consumption sich hauptsächlich auf internetbasierte Plattformen bezieht, so findet sharing in Cohousings großteils ohne dahinterliegende Software statt und baut auf die physische Nähe

der BewohnerInnen, die Kommunikation erleichtert. Auch sind die Entstehungsphasen unterschiedlich: Wenn auch die Collaborative Consumption keine neue Idee darstellt, so haben sich in den letzten Jahren doch so viele neue Entwicklungen im Feld gezeigt, dass davon ausgegangen werden muss, dass sich das Feld gerade neu formt. Cohousing hingegen erlebte bereits in den 1980er und 1990er Jahren eine Boomphase. Im Folgenden werden die beiden Felder also hauptsächlich entlang Fragen der Definition, der Entwicklungsgeschichte und ihres Potentials für eine nachhaltige Entwicklung charakterisiert. Abschließend werden sie zusammengeführt und auf die Schnittmenge fokussiert, nämlich die sharing-Praktiken in Cohousing-Projekten.

## 2.1 COLLABORATIVE CONSUMPTION IM ÜBERBLICK

Fast jeder Haushalt besitzt eine Bohrmaschine, die jedoch jährlich nur durchschnittliche fünf Minuten genutzt wird (vgl.: Land Steiermark 2012). Dies mag ein Extrembeispiel sein, doch selbst „alltägliche“ Gegenstände, von denen viele Personen sich nicht vorstellen können, sie nicht zu ihrem Eigentum zu zählen, wie z.B. das Privatauto, erweisen nur über eine sehr kurze Zeitspanne den Nutzen und stehen eigentlich die meiste Zeit „nutzlos“ herum: Ein Auto steht beispielsweise durchschnittlich 23 Stunden am Tag und wird nur eine genutzt (vgl.: VCÖ 2011: 3), weshalb es bereits oft als „Stehzeug“ anstatt „Fahrzeug“ bezeichnet wird. Ausgehend von diesen Potenzialen zur Nutzungssteigerung sind in den letzten Jahrzehnten und verstärkt im letzten Jahrzehnt unterschiedlichste Systeme entstanden, die eine Nutzung von Gegenständen durch mehrere Personen zum Ziel haben, wie z.B. carsharing, Radleihsysteme („citybike“, „nextbike“ usw.), „Kleiderbibliotheken“ („Kleideri“), Leihbörsen für Werkzeug, Campingausrüstungen („neighborgoods“, „share some sugar“) u.ä. Wie aktuelle Medienberichte zeigen (vgl.: Stern Nr. 10/2013; Presse vom 10.02.2013, „brand eins Wirtschaftsmagazin“ Heft 15/2013, Kleine Zeitung Steiermarkausgabe vom 9.Juni 2013 u.a.) wächst das Angebot fast täglich und differenziert sich immer mehr aus. Auch werden dadurch immer mehr Zielgruppen angesprochen und durch pragmatische und anschlussfähige Slogans wie „Ich brauche doch keine Bohrmaschine, sondern ein Loch an der Wand“ gelockt.

und sich eigentlich erst formiert. Dementsprechend wird es auch immer wieder neu definiert, wobei die vorgeschlagenen Definitionen wie sich schon des Öfteren gezeigt hat bald schon wieder als überholt gelten. Zum Zeitpunkt der Fertigstellung dieser Arbeit, scheint ein Definitions- und Klassifizierungsvorschlag von Rachel Botsman, Autorin des Buches „What's mine is yours. How collaborative consumption is changing the way we live“ (2011) und gewissermaßen „Frontfrau“ der Bewegung der Collaborative Consumption, als am ausgereiftesten. Definitionen, die ich hingegen zu Beginn der Forschungsphase wählte, erweisen sich dem gegenüber, schon wieder als überholt. Im November 2013 veröffentlichte Botsman auf ihrer Webseite, die als eine der zentralen Informationsquellen des Feldes gilt, folgende Grafik und einen Artikel, der zahlreiche Definitionen enthält.

### 2.1.1 Was ist Collaborative Consumption?

Was kann man nun aber genau unter diesen unterschiedlichen Praktiken wie Kleider tauschen, Auto teilen usw. verstehen? Wie hängen sie zusammen und wie können sie generell definiert werden? Diese Fragen sind aus zwei Gründen keine einfachen. Erstens gibt es eine Reihe von unterschiedlichen Begriffen, wie Sharing Economy, Collaborative Economy oder Collaborative Consumption, die weitgehend synonym verwendet werden, weshalb die erste Schwierigkeit schon in der Begriffswahl besteht. Der zweite Grund, der eine klare Definition erschwert, besteht darin, dass das zu definierende Feld aktuell sehr dynamisch ist



Abbildung 1: Übersicht über die „Collaborative Economy“ (Botsman 2013).

Aus der Grafik geht hervor, dass der Begriff der „Collaborative Economy“ als Herzstück des Feldes oder der Bewegung gesehen wird. Diesen Oberbegriff für die weiteren diversifizierteren Ausprägungen des Feldes definiert Botsman folgendermaßen: „An economy built on distributed networks of connected individuals and communities versus centralized institutions, transforming how we can produce, consume, finance, and learn.“ (Botsman 2013) Ausgehend von dieser groben Definition, die eigentlich nur das Netzwerkelement als ausschlaggebendes Definitionsmerkmal enthält, unterteilt Botsman vier Bereiche dieser kollaborativen Wirtschaft: Bei der „Collaborative Production“ geht es um auf Netzwerke basierte Design-, Produktions- und Verteilungsabläufe, bei der „Collaborative Finance“ um Bankgeschäfte zwischen Privatpersonen und das sogenannte „crowd-funding“ und bei der „Collaborative Education“ um zwischen Privatpersonen stattfindende Bildungsmaßnahmen (vgl.: ebd.). Den vierten Teil, auf welchen der Hauptfokus von Botsman und auch dieser Arbeit fällt, stellt die „Collaborative Consumption“ dar, welche Botsman folgendermaßen definiert: „An economic model based on sharing, swapping, trading, or renting products and services, enabling access over ownership. It is reinventing not just what we consume but how we consume.“ (ebd.) Auch hier nimmt der Begriff der „Collaborative Consumption“ aufgrund der zahlreichen unterschiedlichen Ausprägungen der sharing-Systeme wieder die Funktion eines Oberbegriffes ein: Wie in der Grafik dargestellt, wird das Viertel der Collaborative Consumption in drei Sektoren sowie drei Sphären eingeteilt. Die Sektoren beziehen sich auf die sharing-PartnerInnen: „B2B“ („business to business“) bezeichnet zwischen Unternehmen stattfindendes sharing, „B2C“ („business to consumer“) sharing zwischen einem Unternehmen und KonsumentInnen und „P2P“ („peer to peer“) zwischen „Gleichen“, also zwischen Privatpersonen stattfindendes sharing. Diese Differenzierung ist auch für

die Definition und Positionierung der „Sharing Economy“ wichtig, denn diese bezeichnet laut Botsman sharing-Systeme, die Privatpersonen zumindest involvieren („B2C“) oder gänzlich zwischen diesen stattfinden („P2P“). Hilfreich ist die Unterteilung der Collaborative Consumption in drei Kategorien, die als Sphären in der Grafik dargestellt sind:

Die drei verschiedenen Kategorien zeigen, dass der gemeinschaftliche Zugang zu Produkten, Räumen und Dienstleistungen zwar ein einendes Element ist – die konkrete Ausgestaltung der sharing-Systeme jedoch sehr variieren kann: Als erste Kategorie führt Botsman „Produktdienstleistungssysteme“ an, die darauf basieren, dass Kunden die Leistung eines Produktes in Anspruch nehmen können, ohne es besitzen zu müssen. Dies können Produkte sein, die im Besitz von Unternehmen sind und deren Dienstleistungen verkauft werden (z.B. unternehmensbasiertes carsharing wie „car2go“ oder „zipcar“) sowie sich in Privatbesitz befindende Gegenstände, die zur gemeinschaftlichen Nutzung freigegeben werden (z.B. privates carsharing wie „Nachbarschaftsauto“ oder „tamyca“). „Redistributionsmärkte“ werden als zweite Kategorie angeführt und subsumieren all jene Netzwerke, in welchen gebrauchte Gegenstände einer weiteren Nutzung zugeführt werden. Botsman erwähnt als Beispiele vor allem internetbasierte Netzwerke („Freecycle“, „Barterquest“ usw.), in welchen Gegenstände entweder gänzlich kostenlos, gegen Bargeld oder für Punkte, die in speziellen Netzwerken als Währung eingeführt wurden, weitergegeben werden. Als dritte Kategorie führt Botsman die „Kollaborativen Lebensstile“ ein, welche über die gemeinschaftliche Nutzung von Gegenständen und Dienstleistungen hinausgehen: Beispiele, die unter dieser Kategorie geführt werden, organisieren nämlich das gemeinschaftliche Nutzen von Räumen (Co-working, Cohousing oder das Teilen von Gärten oder Parkplätzen),

Zeit und Fähigkeiten (Tauschkreise) oder auch Geld ("Funding Circle", "Crowd Cube"). Die meisten dieser Nutzungssysteme geschehen naturgemäß auf einem lokalen Level, wenngleich meist doch internetgestützt. Doch werden diese lokalen Grenzen auch überschritten, z.B. von Systemen, die die gemeinschaftliche Nutzung von Räumen für Reisezwecke organisieren ("Couchsurfing", "Airbnb" usw.). Die Rezeption dieses Definitionsvorschlags ist aufgrund seiner Aktualität noch schwer einschätzbar. Klar wird aber, dass sich einige andere Definitionen damit weitgehend decken, aber auf einer viel allgemeineren Ebene bleiben, während andere diese Definition als zu umfassend betrachten. Eine von Baedeker et al. vorgebrachte Definition beschreibt unter dem Schlagwort „Nutzen statt Besitzen“ ähnliches, wenn auch aus einer stärker unternehmenszentrierten Perspektive:

„Als «Nutzen statt Besitzen» werden hier alle Produkte und Dienstleistungen verstanden, die auf eine Verlängerung und Optimierung der Produktnutzungsphase abzielen. Dies wird zumeist über Dienstleistungen, die Produkte ersetzen, bspw. durch Leih- oder Leasingmodelle umgesetzt, aber auch durch Tauschformen. Kommerzielle «Nutzen statt Besitzen» -Formen sind sogenannte Produkt-Dienstleistungs-Systeme. Sie bieten eine Kombination aus Produkten und Dienstleistungen an, die in der Lage sind, ein Konsumentenbedürfnis zu erfüllen und eine Alternative zum Produktkauf bzw. Neukauf zu bieten“ (Baedeker et al. 2012: 17).

Die von Botsman vorgeschlagene Einteilung und Definition

geht manchen AutorInnen jedoch zu weit, insofern darin auch informelle Ausprägungen von sharing (z.B. Schenken oder Tauschen) bzw. auch Konsumformen, die zu einer Wiederverwendung bzw. einem Recycling oder upcycling von Gegenständen führen, einfließen (vgl.: Gossen 2012: 16). Gossen versteht demnach unter „Nutzen statt Besitzen“ jenen Bereich, den Botsman als Produktdienstleistungssysteme betrachtet: „Die Inanspruchnahme von Dienstleistungssystemen, bei denen „nicht mehr das Produkt als solches verkauft, sondern eine temporäre Nutzungsmöglichkeit den Konsumenten in der Regel gegen Entgelt zur Verfügung gestellt“ wird, ermöglichen eigentumslose Konsumstile. Somit stellt Eigentum nicht länger eine notwendige Voraussetzung für den eigentlichen Gebrauch eines Konsumguts dar.“ (ebd.: 14). Eine dementsprechend viel engere – nämlich nur auf Produkt-Dienstleistungssystemen zentrierte – Einteilung wäre die Unterscheidung nach produktbezogenen, nutzungsbezogenen und ergebnisbezogenen Produkt-Dienstleistungssystemen (vgl.: Tukker/Tischner 2006). Die nutzungsbezogenen Produkt-Dienstleistungssysteme werden folgend noch in kommerzielle (z.B. Autovermietung, carsharing) und nicht-kommerzielle Angebote (z.B. Verleihbörsen im Wohnumfeld) sowie öffentliche Dienstleistungen (z.B. Fahrradverleihsysteme) unterteilt (vgl.: Gossen 2012: 17 nach Scholl et al. 2010). Untenstehende Grafik veranschaulicht die exemplarische Zuordnung des „peer-to-peer Car-sharing“ als eine Ausprägung gemeinschaftlichen Konsums in diesem System.

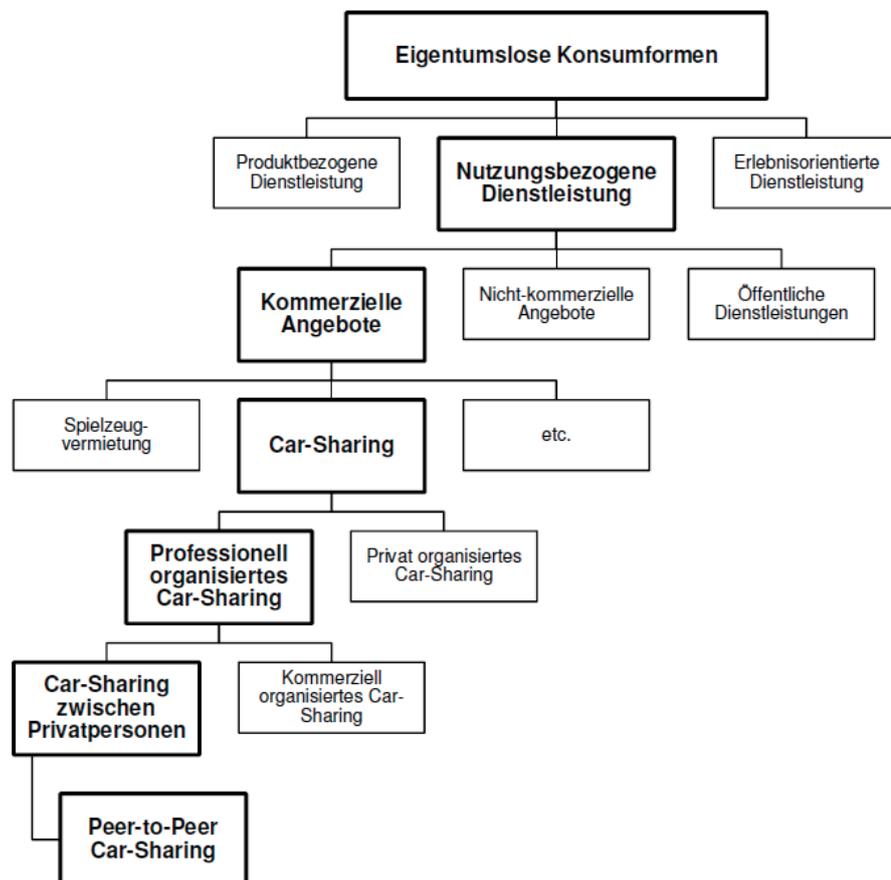


Abbildung 2: Übersicht über Produktdienstleistungssysteme (Gossen 2012: 68)

Wenn es also auch keine Einigkeit um die Definition diverser sharing-Praktiken gibt, so bieten die angeführten Definitionen und Einteilungen jedoch eine ausreichende Grundlage für diese Arbeit. Die in dieser Arbeit untersuchten sharing-Praktiken fallen unter den Bereich der „Collaborative Consumption“ und hier zumeist in die Kategorie der „Kollaborativen Lebensstile“, wo sharing zwischen Privatpersonen stattfindet. Eine Ausnahme stellt die sharing-Praktik des Nutzens der Bibliothek dar – hier findet Teilen zwischen KonsumentInnen und der öffentlichen Hand statt.

### **2.1.2 Entwicklung: neuer Name für alte Idee?**

Die Idee Ressourcen gemeinschaftlich zu nutzen ist natürlich alles andere als neu – im Gegenteil: Waschküchen, Bibliotheken, Wohngemeinschaften, landwirtschaftliche Genossenschaften, Maschinenringe und vieles mehr sind schon lang etablierte Formen des gemeinschaftlichen Konsums bzw. waren teilweise früher sogar besser institutionalisiert. Auch wenn man an andere Gebiete der Erde denkt, begegnet man dort zu Hauf gemeinschaftlichen Nutzungsformen. Augenscheinlich wird auf dieses Konsummodell bei geringerem allgemeinen gesellschaftlichem Wohlstandslevel öfter zurückgegriffen, kann es doch auch einen Weg der Kostenersparnis darstellen.

Der aktuelle Boom beruht daher nicht auf einer neuen Idee, sondern greift eine alte auf und inszeniert diese neu – Botsman spricht von einer Evolution, statt einer Revolution und von „Sharing reinvented through technology“ (vgl.: Botsman/Rogers 2011). Damit spricht sie die neuen Modelle des Tauschens und Leihens an, welche durch neue Möglichkeiten der Organisation und neue Technologien hervorgebracht wurden. Das Internet und die Möglichkeit der weltweiten sekundenschnellen Vernetzung selbst durch mobile Geräte spielen hier natürlich eine Schlüsselrolle.

Doch auch der aktuelle Boom hat seine Wurzeln nicht nur in den letzten wenigen Jahren, in welchen sharing-Modelle sich zu Hauf sichtbar manifestieren und nunmehr schon vielerorts das Stadtbild mitprägen, sondern im Übergang zur Wissens- und Dienstleistungsgesellschaft und dem freien Internetzugang. Dass in einer Gesellschaft, in der Dienstleistungen die Bedeutung von Gütern zunehmend übertreffen, Zugang wichtiger wird als Eigentum, argumentierte spätestens Rifkin in seinem 2000 erschienen Buch „The Age of Access – The new culture of Hypercapitalism“ sehr deutlich. Im selben Jahr ging auch die Musikausbörse „Napster“ online, die den Musikmarkt für immer verändern sollte. Doch bereits Bell, Pionier der Wissensökonomie, prognostizierte in den 70ern („The Coming of Postindustrial Society“ 1973), dass es zukünftig wichtiger werde, etwas nutzen zu können, als es zu besitzen. Diese Voraussagen bewahrheiteten sich zunehmend mit der immer weiteren Verbreitung des Internets, dessen Logik des freien Zugangs das Wirtschaftssystem maßgeblich veränderte, zur sogenannten „New Economy“ führte und Prototypen einer Zugriffsökonomie schuf. Durch die Verknüpfung einer immer mehr voranschreitenden Wissens- und Dienstleistungsgesellschaft, verknüpft mit der immer weiteren Verbreitung des Internets und den Möglichkeiten der sozialen Medien wurde also in den letzten Jahren eine neue Welle der Collaborative Consumption ausgelöst.

Heinrichs/Grunenberg sind weiters der Meinung, dass diese auch durch ein gesteigertes Umwelt- und Nachhaltigkeitsbewusstsein sowie ein wachsendes Bedürfnis nach sozialem Austausch gefördert wird (Heinrichs/Grunenberg 2012: 2).

Auch in der Wissenschaft stellt das Konzept der gemeinschaftlichen Nutzung kein neues dar: Schon seit den 1970er Jahren wird in der Nachhaltigkeitsforschung und Ökologiebewegung das Thema unter dem Schlagwort „Nutzen statt Besitzen“ erforscht (vor allem die Umweltwirkungen und Ressourceneinsparungspotentiale) und beworben (vgl.: Littig et al. 1998; Bierter et al. 1996; Hinterberger et al. 1994). Seit dem aktuellen Boom gibt es aufgrund der rasanten Veränderungen im Feld erst spärliche Untersuchungen, d.h. die Wissenschaft hinkt derzeit den realen Veränderungen in diesem Feld deutlich nach. Jedoch erschienen in letzter Zeit einige populärwissenschaftliche Beiträge (vgl.: Botsman/Rogers 2011; Gansky 2010) und das Thema wird zunehmend in Mainstreammedien präsent (vgl.: Stern Nr. 10/2013; Presse vom 10.02.2013, „brand eins Wirtschaftsmagazin“ Heft 15/2013, Kleine Zeitung Steiermarkausgabe vom 9.Juni 2013 u.a.). Zentrale Bedeutung im populärwissenschaftlichen Diskurs (der aus Mangel an wissenschaftlichen Quellen den wissenschaftlichen auch teilweise substituiert) nimmt das Buch „What's mine is yours“ (2011) von Botsman/Rogers ein, das als zentraler Referenzpunkt der Debatte und als eine Art Manifest der „Bewegung“ gilt. Das auf knapp 50 ExpertInneninterviews beruhende Buch gibt einen Überblick über das Thema und versucht es einzuteilen und zu klassifizieren und Kontextbedingungen, Ursachen sowie gesellschaftliche Wirkung des gemeinschaftlichen Konsums zu beschreiben. Eine der wenigen jüngeren wissenschaftlichen Auseinandersetzungen mit dem Thema, die sich insofern von anderen Beiträgen abhebt, als sie eine empirische Untersuchung darstellt, ist Heinrichs/Grunenbergs im Dezember 2012 erschienene Studie „Sharing Economy. Auf dem Weg in eine neue Konsumkultur?“, welche das Thema einleitend konzeptionell bearbeitet, dann jedoch empirische Ergebnisse zur Frage der aktuellen und zukünftigen Verbreitung des kollektiven Konsums präsentiert.

### **2.1.3 Umfassende Nachhaltigkeit durch Collaborative Consumption?**

Der starke Boom von sharing-Systemen deutet darauf hin, dass die gemeinschaftliche Nutzung von Konsumgütern offenbar eine Reihe von Vorteilen gegenüber dem Privatbesitz zu haben scheint: Die Heinrich Böll Stiftung fasst diese in ihrer Studie „Nutzen statt Besitzen. Auf dem Weg zu einer ressourcenschonenden Konsumkultur“ folgendermaßen zusammen: „Aus unserer Sicht birgt eine gemeinschaftliche Konsumkultur das Potenzial, den Ressourcenverbrauch eines jeden Einzelnen zu senken und gleichzeitig die Lebensqualität zu halten oder sogar zu erhöhen.“ (Baedeker et al. 2012: 8). Bereits in dieser Aussage kommt zum Ausdruck, dass Vorteile dieser Konsumform einerseits auf individueller Ebene liegen, insofern sie die Lebensqualität steigern (z.B. durch vermehrte soziale Kontakte in der Nachbarschaft, leichteren Zugang zu Gütern, geringere Instandhaltungskosten usw.) und andererseits auch auf

einer gesamtgesellschaftlichen Ebene, insofern sie einen Beitrag zu ökologischer Nachhaltigkeit leisten.

Dieses Thema ist ein viel diskutiertes und auch heiß umstrittenes im Feld der Collaborative Consumption: Einerseits werden dieser Konsumform sehr hohe Ressourceneinsparungspotenziale zugeschrieben - gerade deshalb weil dies nicht ihr vordergründiges Ziel ist. Dadurch könnten oft auch unbewusst Ressourcen eingespart werden, da z.B. auch Zielgruppen, die nicht auf einer bewussten Ebene an ökologischem Handeln interessiert sind, angesprochen werden. Andererseits zeigen genauere Berechnungen der Umweltwirkungen gemeinschaftlicher Nutzung auch immer wieder negative Wirkungen z.B. durch extra anfallende Transportwege (siehe Tabelle 1). Auch wenn diese Einwände berechtigt sind, kann dennoch festgehalten werden, dass gemeinschaftliche Konsumformen ein großes Ressourceneinsparungspotenzial aufweisen, es in vielen Fällen auch umsetzen und so als eine gegenüber dem Privatbesitz ökologisch nachhaltigere Konsumform gelten (vgl.: Baedeker et al. 2012: 8).

Umweltwirkungen durch Nutzungsintensivierung	
positiv	negativ
Nutzungsdauerverlängerung, Einsatz langlebiger Produkte	größerer gebrauchsbegleitender Verschleiß
Verwendung verbrauchsamer und/oder leistungsstarker Geräte	Übernutzung
Maximierung der Geräteauslastung	beschleunigte Ausmusterung von noch funktionsfähigen Mietprodukten
Berücksichtigung des technisch-ökologischen Fortschritts	(zu) lange Verwendung ineffizienter Geräte
Förderung recyclinggerechter Konstruktion	zusätzlicher Ressourcenverzehr für Nutzungsdauererlängerung und Langlebigkeit
Größen- und Spezialisierungsvorteile	zusätzliche Transporte
Umweltwirkungen durch Nachfrageänderung	
positiv	negativ
Nachfrageverringering wegen größerer Kostentransparenz	erleichterter Produktzugang, weil Anschaffungskosten entfallen
Vermeidung von Fehlkäufen	Stimulierung des Wunsches nach Eigentum
	höhere Nachfrage in anderen Konsumbereichen durch erspartes Einkommen

Tabelle 1: Umweltwirkungen der Collaborative Consumption (Scholl 2010: 9)

Ein weiterer „Nebeneffekt“ dieser Konsumform, der Vorteile sowohl auf gesamtgesellschaftlicher wie auch individueller Ebene darstellt, ist die Förderung des sozialen Zusammenhalts: „The scenario [of collaborative consumption and services] also gives an idea of how the diffusion of organisations based on sharing, exchange, and participation on a neighbourhood scale can also regenerate the social fabric, restore relations of proximity and create meaningful bonds between individuals.“ (Jégou/Manzini 2008: 25). Die sozialen Beziehungen, die durch diese Konsumform entstehen, tragen also positiv zur individuellen Lebensqualität bei und stärken auf gesamtgesellschaftlicher Ebene das Sozialkapital (Putnam 1995). Vorteile dieser Konsumform, die von KonsumentInnen oft genannt werden, sind sehr oft

auch Gründe der Annehmlichkeit und Praktikabilität wie z.B. dass Service, Reparatur u.ä. nicht mehr im eigenen Aufgabenbereich liegen, sowie Gründe der Kostenersparnis (Scholl et al. 2010: 18f.)

Besonders in Hinblick auf die Ressourceneinsparungspotenziale von Collaborative Consumption, aber auch generell zu deren Wirkungen hinsichtlich ökonomischer und sozialer Nachhaltigkeit scheiden sich die Meinungen:

Ein Extrempol betrachtet Collaborative Consumption fast schon als Allheilmittel gegen derzeitige gesellschaftliche Herausforderungen – so z.B. das TIME Magazin, das Collaborative Consumption als eine der 10 Ideen, die die Welt verändern werden, bezeichnet: „Our best shots for tackling our worst problems, from war and disease to unemployment and deficits“ (TIME Magazin 2011). Ganz mit dieser Ansicht konform geht auch Botsman, die die eben genannte Nennung im TIME Magazin auch sehr gerne als Referenz verwendet. Sie misst Collaborative Consumption eine derartige Bedeutung zu, dass sie meint, das 20. Jhd. war das Zeitalter des Hyperkonsums (Botsman/Rogers 2010) während das 21. Jhd. jenes des gemeinschaftlichen Konsums werden wird bzw. ist.

Als gegengesetzter Extrempol gibt es auch Meinungen, die die neue Sharing Economy als fast genau gegensätzlich beurteilen: Die sharing-Szene habe demnach nichts mit ökologischen Verbesserungen zu tun, sondern sei im Gegenteil von einem äußerst konsumfreudigen Charakter geprägt. Demnach habe Teilen auch nichts mit Verzicht zu tun, sondern mit mehr Haben, denn geteilt wird nur, was man unter den gegebenen Bedingungen nicht besitzen könne. Das Privateigentum sei also nach wie vor die erste Option und Teilen und Tauschen seien eine willkommene komplementäre Erweiterung des individuellen Konsums. Besitz wird also nicht in Frage gestellt und Suffizienz sei demnach kein Thema in der Sharing Economy. Diese Meinungen werden zumeist damit untermauert, dass durch eine Sharing Economy der Warenumsatz nicht reduziert, sondern erhöht wird (vgl.: Lotter 2013: 41)<sup>1</sup>.

Eine generelle Beurteilung abzugeben, erscheint äußerst schwierig, da es unterschiedlichste Ausformungen von Collaborative Consumption gibt und durch den aktuellen Boom die Variationen gerade auch stark ansteigen: Auf Suffizienz bedachte Initiativen wie private carsharing-Plattformen, denen es gelingt Neukäufe durch Teilen zu verhindern koexistieren mit sharing-Plattformen für Designermode, welche wohl zu einem Großteil die Konsummöglichkeiten ausdehnen und wenig mit dem Suffizienzgedanken zu tun haben.

<sup>1</sup> Diese Quelle stammt aus dem Wirtschaftsmagazin „brand eins“. Auch wenn diese Quelle keine wissenschaftliche darstellt, so spiegelt sie doch gut populäre Meinungen wider. Rezente wissenschaftliche Quellen zu der relevanten Frage sind mir keine bekannt.

## 2.2 COHOUSING IM ÜBERBLICK

### 2.2.1 Was ist Cohousing?

Meltzer und Williams definieren Cohousing als eine Wohnform und eine Form einer intentionalen Gemeinschaft (vgl.: Meltzer 2005: 2), die die Vorteile des Lebens in einer Gemeinschaft mit der Autonomie privater Wohnungen verbindet (vgl.: Williams 2005: 200). Eine Cohousing-Anlage besteht aus privaten Wohneinheiten sowie Gemeinschaftsflächen und –einrichtungen. Gut zusammengefasst werden diese Eigenschaften auch in der von Belk (2006) angegebenen Definition:

*„Cohousing neighborhoods or developments are typically formed by a group of people who are “consciously committed to living as a community.” In most cases, the residents actually participate in finding, acquiring, designing, developing and in the ongoing operation and upkeep of their neighborhoods. These communities are small in scale, usually consisting of between 20-40 homes on average, and are designed to “provide a balance between personal privacy and living amidst people who know and care about each other.” Another feature of cohousing is that “each household owns a private residence – complete with kitchen – but also shares extensive common facilities with the larger group” such as workshops, gardens, and various other amenities. While ownership is prevalent, some developments may also contain several rental units. Common space and facilities are an “important aspect of community life both for social and practical reasons.”*  
(Belk 2006:1)

Während diese grundlegenden Eigenschaften von allen Cohousing-Projekten geteilt werden, ist die genauere Ausführung sehr unterschiedlich, z.B. in Bezug auf die Größe, Bevölkerungsdichte, das Design, Ort (Stadt, Stadtrand oder Land) sowie Ausmaß der Gemeinschaftsflächen. Auf die meisten Cohousing-Projekten treffen weiters noch folgende Merkmale, die McCamant/Durett (1994) als die Prinzipien des Cohousing beschreibt, zu:

1. Partizipative Prozesse: Die BewohnerInnen fällen alle Entscheidungen selbst und organisieren Prozesse, die eine Mitgestaltung aller Aspekte des Lebens im Cohousing erlauben. Diese Mitsprache beginnt wesentlich schon in der Planungs- und Bauphase des Projekts. Diese Herangehensweise erfordert viele Treffen der Gesamtgruppe sowie diverser Untergruppen.
2. Selbstverwaltung: Die BewohnerInnen selbst managen alles rund um das Haus – meist schon dessen Errichtung. Sie holen sich Hilfe und Rat bei ExpertInnen (ArchitektInnen, ProzessbegleiterInnen, AnwältInnen usw.), organisieren alles Anfallende aber selbständig.
3. Gemeinschaftsfördernde Architektur: Gemeinschaftsflächen wie Grünzonen, Wege, Bänke, Räume usw. werden so geplant, dass die BewohnerInnen sich oft begegnen und einen geschützten Raum zum Spielen und sich Aufhalten bieten. Auch die privaten Wohneinheiten werden so ausgerichtet, dass Gemeinschaft gefördert wird.
4. Ausgedehnte Gemeinschaftseinrichtungen: Private

Flächen sind zugunsten von Gemeinschaftseinrichtungen reduziert und Gemeinschaftsflächen werden als „the heart of the Cohousing community“ betrachtet. In Zusammenhang damit kommt gemeinschaftlichen Aktivitäten (z.B. Kochen) eine besondere Rolle zu (vgl.: Lietaert 2010: 578).

5. Getrennte Einkommen: Im Gegensatz zu Kommunen gibt es keine Zusammenlegung der privaten Einkünfte, sondern jedeR BewohnerIn ist selbst für sein Einkommen verantwortlich. In einigen Fällen können Gemeinschaftsflächen für berufliche Zwecke gemietet werden bzw. werden BewohnerInnen für einzelne Tätigkeiten innerhalb des Cohousings bezahlt.
6. Antihierarchische Organisation: Die Organisationsform ist antihierarchisch, sehr flach und dezentral (z.B. Vielzahl von Arbeitskreisen, ergänzt durch Plenum). Grundsätzlich hat jedeR BewohnerIn eine Stimme und Entscheidungen werden entweder auf der Grundlage eines Konsensus oder durch eine Abstimmung getroffen.

Durch diese Charakteristika gehört Cohousing zwar zu den Formen gemeinschaftlichen Wohnens und der intentionalen Gemeinschaften, grenzt sich aber durch den stärkeren Beibehalt privater Flächen und Privatsphäre und allgemein einem niedrigerem Vergemeinschaftungslevel von ähnlichen Konzepten wie Kommunen oder Ökodörfern ab und bezeichnet sich damit bewusst selbst als „mainstream“ (vgl.: Meltzer 2005: 6).

Die Gründe, warum diese gemeinschaftlichen Wohnformen gewählt werden bzw. welche gesellschaftlichen Probleme damit angesprochen werden können, sind jedoch zumeist ähnlich. Im Fall von Cohousing gestaltet sich dies folgendermaßen: Ein Arbeitsmarkt, der ein hohes Maß an Flexibilität fordert und Veränderungen in den Familienstrukturen sorgen in unseren Gesellschaften dafür, dass Reproduktionsarbeit zunehmend und insbesondere für Frauen als belastend empfunden wird. Cohousing versucht hier durch gemeinschaftliche Organisation einiger Aspekte der Haus- und Fürsorgearbeit enge Zeitbudgets zu entlasten und so auch die zunehmenden Stress-Levels zu senken. Der wachsenden Isolation und Anonymität von Individuen soll durch eine gestärkte Gemeinschaft entgegengewirkt werden. Auch wird Cohousing zunehmend als Antwort für die veränderten demographischen Bedingungen und die alternde Bevölkerung gesehen, insofern viele Projekte sich explizit als intergenerationell bzw. als Wohnprojekte für „50+“ verstehen. Als weiteres sehr großes Problem wird die nicht nachhaltige Organisation unserer Produktions- und Konsummuster gesehen. Da diese jedoch in vielfältiger Weise mit der Organisation der Wohnform sowie den eben genannten Punkten zusammenhängt, soll Cohousing auch hier ansetzen und Produktions- und Konsummustern zu mehr Nachhaltigkeit verhelfen (Lietaert 2010: 576). Cohousing wurde als Untersuchungsfeld für Collaborative Consumption, wie schon erwähnt, gewählt, da es schon einen reichen Erfahrungsschatz mit dieser Nutzungsform von Gütern und Flächen gibt bzw. eine gemeinschaftliche

Nutzung Ziel von Cohousing ist: „The design and processes operating in Cohousing encourage a ‘collaborative’ lifestyle and greater interdependence between residents.“ (vgl.: Williams 2005: 200). Wie genau die Integration von „collaborative lifestyles“ und die gemeinschaftliche Nutzung innerhalb von Cohousing-Projekten aussehen, wird unter 2.3 („Sharing in Cohousing“) 2.3 beschrieben.

### **2.2.2 Entwicklung: Vom Nischenphänomen zum mainstream?**

Die Ideen einer intensiv gelebten Nachbarschaft, die auch Unterstützung für das Alltagsleben bietet, sowie die Idee gemeinschaftlicher genutzter Räume und Gegenstände sind natürlich nicht neu (Lietaert 2010: 578, Millionig et. al. 2010: 19) und werden in verschiedensten Erdteilen auch umgesetzt ohne dies „Cohousing“ zu nennen. Zu bestimmten Zeitpunkten bzw. in bestimmten Regionen, die ein niedrigeres Wohlstandslevel aufweisen als derzeitige westliche Gesellschaften entstand bzw. entsteht eine gemeinschaftsorientierte Architektur aus den alltäglichen Bedürfnissen und aufgrund der Tatsache, dass ein Zusammenschluss notwendig bzw. erleichternd für das Überleben war oder ist. In unseren derzeitigen westlichen Gesellschaften hat die Gemeinschaft ihre zentrale Bedeutung für die Meisterung des Alltags eingebüßt und an ihre Stelle ist ein kontinuierlich wachsender Individualismus getreten, der sich im Bereich des Wohnens in Einfamilienhäuser bzw. großen Mietshäusern mit weitgehend anonymer Nachbarschaft und der Organisation der Hausarbeit ausschließlich innerhalb des Haushalts ausdrückt. Daher stellt sich die Situation nun umgekehrt dar und der Architektur kommt eine zentrale Rolle in der Förderung oder Behinderung von Gemeinschaft zu und es entstehen seit ca. einem halben Jahrhundert vermehrt Wohnbauten, deren Planung und Architektur auf Gemeinschaftsförderung ausgelegt ist und die unter dem Namen „Cohousing“ firmieren (vgl.: Millionig et. al. 2010: 19).

Über die genauen Ursprünge und Details der Verbreitung des Konzepts herrscht Uneinigkeit, allerdings gibt es eine weitgehende Einigkeit darüber, dass sich das Modell des Cohousing ausgehend von Nordeuropa in den 1970ern (Dänemark, Schweden, Niederlande), über Nordamerika in den 1980ern und 1990ern auf vielfältige Regionen (Europa, Australien, Neuseeland, Japan usw.) verbreitet hat (vgl.: Meltzer 2005: 6). Auffallend ist, dass Auslöser für die verschiedenen Wellen der Verbreitung von Cohousing immer wieder einzelne Publikationen und einzelne zentrale AkteureInnen (oft ArchitektInnen) waren.

Nicht nur die ersten, explizit als Cohousing bezeichneten Wohnprojekte entstanden in nordischen Ländern, sondern auch deren Vorläufer sind vermehrt dort zu finden: Sogenannte „Einküchenhäuser“ oder „Familienhotels“ (in den 1930er Jahren insbesondere in Stockholm verbreitet) teilten sich Hausangestellte und machten diese so auch dem Mittelstand zugänglich. Während in „Einküchenhäusern“ die Dienste einer Köchin gemeinschaftlich genutzt wurden, teilten sich „Familienhotels“ mehrere verschiedene Hausangestellte und die zunehmend berufstätigen Frauen konnten somit ihre Aufgaben als Hausfrauen

und Mütter auslagern. Somit war das Ziel dieser Formen gemeinschaftlichen Wohnens die Entlastung der Frauen, gezielte Gemeinschaftsbildung oder gemeinschaftliche Verwaltung der Wohnprojekte waren allerdings kein Thema (vgl.: Millionig et. al. 2010: 25).

Dies änderte sich ca. 30 Jahre später, als der Architekt Jan Gudmand-Hoyer mit einer Gruppe Gleichgesinnter 1964 bei Kopenhagen erstmals ein Cohousing-Projekt erbauen wollte. Aufgrund von Widerstand aus der Nachbarschaft scheiterte die Errichtung dieses Projekts zwar, Jan Gudmand-Hoyer beschrieb sein Vorhaben allerdings im Artikel „Das fehlende Verbindungsglied zwischen Utopia und dem altgedienten Einfamilienhaus“, der 1968 unter großem Interesse veröffentlicht wurde. Zu dieser Publikation hinzu kam jene der Anthropologin und Sozialarbeiterin Bodil Graae „Kinder sollten 100 Eltern haben“ und als Folge dieser beiden Artikel bildete sich eine 150-köpfige Gruppe, die in den folgenden Jahren die ersten beiden „Bofællesskaber“ (zusammengesetzt aus bo=Wohnen und fællesskab=Gemeinschaft) in Dänemark bauten. Aufgrund der politisch progressiven und sozial verantwortlichen Kultur, die damals in Dänemark herrschte, fanden diese beiden Pilotprojekte nicht nur schnell Nachfolger, sondern bereits 1981 wurde in Dänemark ein Wohnbaugesetz erlassen, das der Rechtsform der Kooperative eine Bevorzugung für geförderte Kredite zusprach (Voraussetzungen: min. acht Wohneinheiten als Kooperative zusammengeschlossen, eine Begrenzung der Baukosten pro m<sup>2</sup> und eine maximale Wohnungsgröße von 95m<sup>2</sup>). Die Gesamtsituation und sehr wesentlich auch diese geänderte Rahmenbedingung führten dazu, dass 1982 schon 22 und 1993 bereits mehr als 140 „Bofællesskaber“ in Dänemark verwirklicht wurden. So fand Cohousing in Dänemark Eingang in den Mainstream und es wurde zu einer nicht nur akzeptierten, sondern auch begehrten Wohnform. Soziale Wohnprojekte, die von nicht gewinnorientierten Bauträgern errichtet werden, inkludieren mittlerweile auf immer selbstverständlichere Art und Weise ein Gemeinschaftshaus (vgl.: Millionig et. al. 2010: 25ff.). Etwa zur selben Zeit entstanden auch in den Niederlanden die ersten „centraal wonen“ und in Schweden die ersten „kollektivhuser“, welche später aufgrund ihrer Ähnlichkeiten alle als Cohousing-Projekte subsumiert werden. Neben all den Ähnlichkeiten entwickeln sich in den einzelnen Ländern jedoch auch länderspezifische Charakteristika – die bereits aufzeigen, dass Cohousing verschiedenste Formen annehmen kann: So nehmen schwedische Cohousings oft die Form von mittelhohen bis hohen Wohnblöcken an, die sich äußerlich nicht sonderlich von konventionellen Wohnblöcken unterscheiden und Gemeinschaftseinrichtungen innerhalb des Hauses unterbringen. Dänische Cohousings hingegen bestehen typischerweise aus einer Reihe niedriger Gebäude und einem freistehenden Gemeinschaftshaus. Niederländische Cohousings wiederum haben oft dezentrale Gemeinschaftseinrichtungen, insofern Küchen oft nicht von der gesamten Gemeinschaft in einem Gemeinschaftshaus, sondern nur von einigen (sechs bis acht) Haushalten geteilt werden. Trotz dieser länderspezifischen Entwicklungen konnte sowohl in Dänemark, als auch in Schweden sowie in den Niederlanden erreicht werden, dass Cohousing zu einer vergleichsweise breit verbreiteten und teilweise auch staatlich geförderten Wohnform wurde.

Zu dieser Zeit (1984-85) besuchten die Architekten Kathryn McCamant und Charles Durrett Dänemark, um dort die „Bofællesskaber“ zu besichtigen und zu studieren. Als sie 1988 ihre Erfahrungen in „Cohousing: A Contemporary Approach to Housing Ourselves“ veröffentlichten, prägten sie nicht nur den Begriff Cohousing, sondern stießen auch die zweite Welle des Cohousings in den USA an. In den 1990ern entstanden ca. 35 Cohousings und die Anzahl der neu entstehenden Wohnprojekte verdoppelte sich seither jedes darauffolgende Jahrzehnt (vgl.: Lietaert 2010: 579). Bezüglich der genauen Ausführung gab es auch in den USA länderspezifische Anpassungen: Im Gegensatz zu den nordischen Ländern, wo Cohousings oft von Non-Profit-Organisationen geplant werden, entwickeln in den USA oft auch profitorientierte Bauträger Cohousings und verkaufen dann die individuellen Bauplätze, sodass jedeR KäuferIn die Wohneinheit nach den individuellen Wünschen errichten lassen kann. Auch gibt es noch stärker gewinnorientierte Projekte, in welchen die bereits fertig errichteten Wohneinheiten verkauft werden. Neben dem Motiv der Gemeinschaftsförderung vertreten US-amerikanische Cohousings eine starke Anti-Konsum Haltung als Kontrapunkt zu der ausgeprägten amerikanischen Konsum- und Wegwerfgesellschaft. Dies führte zur extensiven Herausbildung von Teilen und gemeinschaftlicher Nutzung. In den USA vernetzten sich die BewohnerInnen von Cohousings weiters besonders gut und schnell über das Internet und durch die Organisation von regionalen und nationalen Kongressen und Veranstaltungen bekam die Szene die Form einer sozialen Bewegung (vgl.: Meltzer 2005: 10).

Von da an verbreitete sich Cohousing zunehmend in die verschiedensten Erdregionen und wurde ständig adaptiert: Im Asiatischen Raum z.B. entstand auch eine Reihe von Cohousings, welche zwar über ausgedehnte Gemeinschaftseinrichtungen verfügen, das Prinzip der gemeinsamen Planung allerdings vernachlässigen, was dann häufig zu Problemen in der Nutzung führt (vgl.: Meltzer 2005: 12). Wahrscheinlich durch die pragmatische Orientierung, das weitgehende Abstandhalten von Ideologien, Hierarchien und gemeinsamen Einkünften sowie der Erhaltung eines beträchtlichen Maßes an Privatheit und Privatsphäre wurde Cohousing für immer weitere Bevölkerungsschichten attraktiver (vgl.: Williams 2005: 202) und es bildeten sich inzwischen auch spezifische Cohousing-Formen, wie etwa Senioren – Cohousing, Öko – Cohousing, AlleinerzieherInnen – Cohousing, VeganerInnen – Cohousing, Schwulen/Lesben – Cohousing, KünstlerInnen – Cohousing oder religiös und/oder spirituell orientiertes Cohousing heraus (vgl.: Millonig et. al. 2010: 27). Trotz des relativen Erfolgs ist Cohousing dennoch in den meisten Ländern und sicherlich in Österreich ein absolutes Nischenphänomen.

### **2.2.3 Cohousing als Hebel für eine nachhaltige Lebensweise?**

„Nothing is more important for our way of life than where and how we live.“ behauptet Sargisson (Sargisson 2012: 1) und spielt damit darauf an, dass die Art und Weise, wie und wo wir wohnen, die meisten anderen Lebensbereiche (Mobilität, Kindererziehung, Ernährung usw.) direkt oder

indirekt stark beeinflusst. Die Wohnform kann demnach auch als Hebel angesehen werden, insofern Veränderungen in diesem Bereich sich automatisch auch auf andere Lebensbereiche auswirken. Unter einem Nachhaltigkeitsblickwinkel, beziehungsweise von einer Perspektive, die versucht die Potenziale von Cohousing zur Bearbeitung gesellschaftlicher Herausforderungen (mangelnder sozialer Zusammenhalt, Ressourcenübernutzung, steigende Stress-Levels usw.) auszuloten, ist dies von großer Bedeutung. Nimmt man nämlich eine ganzheitliche Perspektive ein, so sind die Potentiale, die Cohousing für eine nachhaltige Lebensform bietet, zahlreich und höchst unterschiedlich: Von nachhaltigen Baumaterialien, über Cohousing-internes carsharing, Entlastung und dementsprechend ein Beitrag zur Gleichstellung von Frauen bis zu niedrigeren Stress-Levels und dementsprechend besseren gesundheitlichen Verfassungen (Vestbro 2012). Bunt gemischt werden also ökologische, soziale, gesundheitliche Auswirkungen und noch andere mehr. Wahrscheinlich kommt diese Mischung auch deshalb vor, weil mit der Wohnform eine Reihe sozialer Praktiken zusammenhängen, die eben Auswirkungen auf unterschiedliche Sphären haben. Das oft praktizierte gemeinsame Essen in Cohousings wird meistens als sehr wichtig für den sozialen Zusammenhalt angesehen – gleichzeitig hat gemeinsames Kochen und Essen potentiell auch starke ökonomische, ökologische und gesundheitliche Auswirkungen (keine Fertiggerichte, Energieeinsparung durch Großküche, Einsparung von Einkaufsfahrten usw.)

Dieses eine Beispiel zeigt also bereits, dass eine Analyse der Nachhaltigkeitswirkungen von Cohousing etwa entlang des weit verbreiteten drei-Säulen-Nachhaltigkeitsmodells in diesem Fall (wie auch in vielen weiteren Fällen) keinen Sinn ergibt, da Auswirkungen ersten nicht nur einer Sphäre zugeordnet werden können und zweitens wichtige andere Sphären wie z.B. Politik, Kultur usw. ausgeblendet werden. Die folgende kurze überblicksartige und auf Literatur aufbauende Analyse der Nachhaltigkeitseffekte von Cohousing baut daher auf Gram-Hanssens Zugang auf, eine materielle Ebene (Infrastruktur) und eine verhaltensbezogene (routines and practices) zu unterscheiden: „When discussing the environmental sustainability of co-housing, it is important to focus on the influence of the technological structures as well as the routines and practices of everyday life.“ (Marckmann et al. 2012: 414).

#### **Nachhaltige Infrastruktur**

Cohousing hat das Potenzial – und viele Projekte haben dies auch erfolgreich realisiert – die bauliche Infrastruktur nachhaltig zu gestalten: Isolierung, Heizsysteme, Energiebeschaffung usw. haben einen sehr großen Einfluss auf die Nachhaltigkeit der Wohnform bzw. generelle Nachhaltigkeit der Lebensweise und werden in Cohousings auch oft dementsprechend gestaltet.

Aufgrund ihrer Größe, die nicht zu klein und nicht zu groß ist und sie zwischen einem einzelnen Haushalt und größeren Zusammenschlüssen (z.B. Gemeinde) situiert, eignen sich Cohousings besonders gut für viele nachhaltige technologische Lösungen, meint der auf Cohousing spezialisierte Architekt Coldham: „The „scale of organisation“ of Cohousing could be it’s principle contribution to a future sustainable society.“ (Coldham nach Meltzer 2005: 122). In

nachfolgender Grafik bringt Coldham zum Ausdruck, dass nachhaltigkeitsrelevante Technologien auf verschiedenen Größenordnungen am effizientesten funktionieren. Während Windkraftanlagen z.B. auf der Ebene einer Gemeinde

am effizientesten funktionieren, tun dies Photovoltaik- oder zentralisierte Heizsysteme sowie carsharing auf der Ebene eines Cohousings.

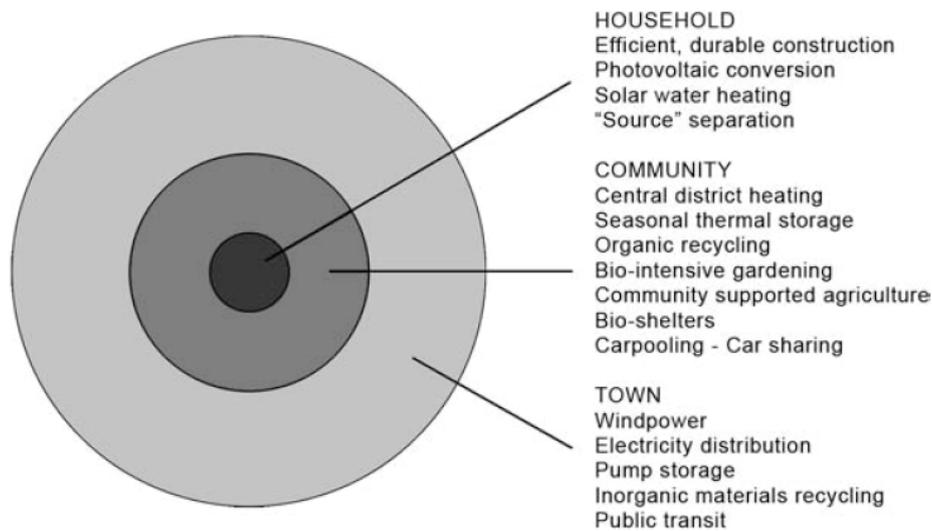


Abbildung 3: Ebenen der technologischen Effizienz. Quelle: (Meltzer 2005: 122)

Meltzer untersuchte 18 Cohousing-Projekte (hauptsächlich in den USA sowie Australien und Japan) und stellte dabei fest, dass acht mit recycelten Baumaterialien gebaut waren, acht sehr gut isoliert waren, sieben alte Gebäude renoviert worden waren, sechs über programmierbare Thermostats und Wärmeaustauscher und drei über Photovoltaikanlagen verfügten. Weitere häufig in Cohousings angewandte ökologische Technologien oder Infrastrukturen sind: Hackschnitzelanlagen, Wärmepumpen, Regenwasseraufbereitungsanlage, Kompostieranlagen, gemeinsame Gemüsegärten, Recyclinganlagen, und eine generelle umweltfreundliche Bauweise, die sich in einer sparsamen Nutzung von Land, Energie und Ressourcen zeigt (vgl.: Meltzer 2005: 115 ff., Sanguinetti 2012: 12). Oft bleiben diese Möglichkeiten allerdings Potenziale, insofern sie meist nur singular und vereinzelt angewandt werden: „In general however the inherent potential of small-scale, socially cohesive communities for the centralisation of infrastructure and mechanical services has not yet been realised in Cohousing.“ (Meltzer 2005: 123).

Neben diesen baulichen, technologischen Faktoren ist die Wohnungsgröße der zweite sehr wichtige nachhaltigkeitsrelevante Faktor: „The high density and high space efficiency of co-housing communities are perhaps their most important advantage in relation to environmental sustainability.“ (Marckmann et al. 2012: 421). Meltzers Untersuchung von 18 Cohousing-Projekten ergab, dass die durchschnittliche Wohnungsgröße bei 100 m<sup>2</sup> liegt. Ein typisches US-amerikanisches Einfamilienhaus mit Erbauungsjahr 1993 (Hauptentstehungszeit der untersuchten amerikanischen Cohousings) umfasst im Vergleich dazu durchschnittlich 202 m<sup>2</sup> und seitdem ist die durchschnittliche Wohnungsgröße kontinuierlich weiter angestiegen (vgl.: Meltzer 2005: 121). Die Wohnraumreduzierungen erfolgen meist aufgrund der Möglichkeit der Nutzung gemeinschaftlich

geteilter Flächen: Stehen gemeinschaftliche Arbeitsplätze, Gästezimmer, Hobbyräume, Werkstätten, Waschküchen usw. zur Verfügung sind BewohnerInnen von Cohousings meistens bereit auf diese Infrastrukturen in den privaten Wohnungen zu verzichten. Im Fall der Gemeinschaftsflächen werden die unterschiedlichen und miteinander verbundenen Nachhaltigkeitseffekte deutlich sichtbar: WissenschaftlerInnen aus dem Nachhaltigkeitsbereich heben meist zuallererst die ökologischen Vorteile dieser kompakteren Wohnform hervor: „Reducing the heated floor space per person is important, as small houses in general consume less energy than large houses as well as taking up less land and requiring fewer resources in the building process“ (Marckmann et al. 2012: 415). Die BewohnerInnen von Cohousings selbst sowie ArchitektInnen und PlanerInnen sehen in den Gemeinschaftseinrichtungen meist hauptsächlich soziale Vorteile, insofern sie für die Gemeinschaftsbildung zentral sind.

### Nachhaltige Praktiken

Neben den verschiedenen positiven Folgen, die der materielle Bestand und die Infrastruktur eines Cohousings nach sich ziehen kann, machen soziale Praktiken, die in einem Cohousing gemeinschaftlich gelebt werden und natürlich sehr stark mit der vorhandenen Infrastruktur zusammenhängen (z.B. gemeinschaftliche Nutzung hängt von Gemeinschaftseinrichtungen ab) Cohousings tendenziell zu Orten, die eine umfassend nachhaltige Lebensweise fördern.

Ein wesentliches Merkmal von Cohousing-Projekten sind gemeinsame Mahlzeiten. Dabei werden immer unterschiedliche Kochteams eingeteilt, die für die ganze Gemeinschaft (bzw. für jene, die am gemeinsamen Essen teilnehmen wollen oder sich etwas in die Wohnung nehmen wollen) einkaufen und kochen. Diese gemeinsamen

Mahlzeiten finden allerdings in höchst unterschiedlichem Ausmaß statt: von mehrmals wöchentlich bis nur monatlich oder in wenigen Fällen auch gar nicht. Der Einkauf wird manchmal auch abseits des gemeinschaftlichen Kochens gemeinschaftlich organisiert, insofern es einen gemeinsamen Gemüsegarten gibt, haltbare Lebensmittel in großen Mengen bestellt werden oder ProduzentInnen direkt an die Gemeinschaft liefern (z.B. Bauern liefern wöchentlich Lebensmittel). Diese gemeinsamen Lebensmittelbesorgungen können z.B. die Form eines kleinen Marktes, einer sogenannten „CSA“<sup>2</sup> oder einer sogenannten „foodcoop“<sup>3</sup> annehmen. Auch für die entstehenden Abfälle werden durch die Gemeinschaft nachhaltige Lösungen gesucht, insofern Kompostieranlagen und Mülltrennplätze errichtet und zusammen in Stand gehalten werden. Autos werden meistens informell miteinander geteilt und die Praktik der gemeinsamen Nutzung breitet sich auch auf andere Gegenstände aus. Dabei bleibt der Charakter des Teilens oft ein informeller, unreglementierter, für einige Gegenstände (z.B. Waschmaschinen, größere Werkzeuge) wandelt er sich allerdings zu einem formellen und umfasst damit auch die Anschaffung. Neben diesen stark materiell bezogenen Praktiken, werden auch verschiedene andere Praktiken, hauptsächlich die Pflege- und Reproduktionsarbeit betreffend, durch die Gemeinschaft unterstützt: Für die Kinderbetreuung gibt es entweder eigene Einrichtungen (z.B. Kindergarten) oder die BewohnerInnen unterstützen sich hier informell. Auch kleine Gefälligkeiten wie Einkäufen im Krankheitsfall, kurze Krankenbesuche, Unterstützung durch spezielle Fähigkeiten (z.B. im Bereich IT, Heimwerken usw.) usw. gehören zum Selbstverständnis eines Cohousing-Projekts (vgl.: Meltzer 2005).

Warum nachhaltige Praktiken innerhalb von Cohousings relativ verbreitet sind, ist etwas umstritten: Meltzer meint, dass nachhaltige Praktiken, durch verschiedene soziale Dynamiken und Lernprozesse gesteigert werden können: „Some residents in Cohousing were not initially motivated to engage in pro-environmental behaviors, but through interaction and relationship with residents who were so inclined, they learned and became motivated.“ (Meltzer nach Sanguinetti 2012: 12). Meltzer folgend verbreiten sich nachhaltige Praktiken durch Beeinflussung (Wissen und Einstellungen werden von BewohnerIn auf BewohnerIn übertragen) und Austausch (ständiger Austausch mit MitbewohnerInnen, der Lerneffekte hat) (vgl.: Meltzer 2005: 129ff.) Vestbro fügt diesen sozialen Dynamiken noch soziale Kontrolle hinzu und verweist darauf, dass in Cohousings eine Reihe ungeschriebener sowie geschriebener Regeln bestehen, deren Einhaltung von den BewohnerInnen auf verschiedene Weise kontrolliert wird (z.B. Zurechtweisungen bei Nicht-Einhaltung von Mülltrennung) (vgl.: Vestbro 2012: 8f.).

Gram-Hanssen konnte in ihrer Studie ähnliches beobachten, schränkt die Ergebnisse jedoch dahingehend ein, dass in Cohousing-Projekten das Umweltbewusstsein der BewohnerInnen überdurchschnittlich hoch sei und

es unsicher sei, ob ähnliche Dynamiken bei einer durchschnittlicheren BewohnerInnenzusammensetzung in Kraft treten würden (Marckmann et al. 2012: 426).

Auch die Auswirkungen dieser Praktiken werden als vorteilhaft für unterschiedliche Bereiche gewertet: Alle gemeinschaftlich organisierte Tätigkeiten werden als förderlich für die Gemeinschaft und daher als Beitrag gegen die zunehmende Vereinsamung und Anonymität angesehen. Da Vereinsamung und Anonymität u.a. als Einflussfaktoren für den sich verschlechternden seelischen Gesamtzustand der Gesellschaft betrachtet werden, wird gemeinschaftsförderndes Wohnen dadurch auch als gesundheitsfördernd gesehen. Insbesondere Kinder wie auch SeniorInnen sollen von dieser alltäglich umgebenden Gemeinschaft profitieren, da diese beiden sozialen Gruppen durch die derzeitigen demographischen Entwicklungen (wenige Kinder und zunehmend alternde Bevölkerung) von mangelnder Gemeinschaft oft besonders betroffen sind. Gemeinschaftliche Aktivitäten, insbesondere Einkäufen und Kochen, sollen aber auch zeitliche Ressourcen einsparen und dadurch einerseits einen Beitrag zu einer höheren Lebensqualität (mehr Freizeit und Zeit für soziale Beziehungen), sowie auch hier zu einer gesteigerten Gesundheit (verringerte Stress-Levels) und zu einer stärkeren Geschlechtergleichberechtigung durch Entlastung der Frauen von Haushaltsarbeiten führen. Neben diesen weitgehend sozialen Folgen werden den genannten Praktiken aber auch oft Einsparungspotenziale in Form von natürlichen und finanziellen Ressourcen attribuiert: Geld kann z.B. gespart werden, insofern Dienstleistungen wie Babysitten durch Nachbarschaftshilfe organisiert werden, Lebensmittel in großen Mengen gekauft werden oder Gegenstände verliehen, geteilt oder getauscht werden (z.B. Kinderkleidung, Sportartikel usw.). Natürliche Ressourcen können z.B. durch effizienteres Nutzen von Geräten (große Waschmaschinen, Kochen für viele Personen), Einsparungen von Fahrten (z.B. weil Einkäufe gesammelt getätigt werden, mehr Freizeit am Wohnort verbracht wird usw.) oder auch durch das Teilen, Tauschen oder Leihen von Gegenständen geschont werden (vgl.: Vestbro 2012, Meltzer 2005). Dem hinzuzufügen sind noch die Auswirkungen auf die sozialen Kompetenzen der BewohnerInnen: Dadurch, dass Cohousing viel Eigeninitiative und zahlreiche Gruppenentscheidungen erfordert, geht Kunze davon aus, dass die sozialen Kompetenzen der BewohnerInnengemeinschaft wie Entscheidungsfindungen oder der Umgang mit Konflikten ständig trainiert und gestärkt werden. Dies trage in Summe dann zu einer Stärkung einer „Kultur des Miteinanders“ und daher auch zu mehr politisch-kultureller Nachhaltigkeit bei (vgl.: Kunze 2009: 139).

---

2 Abkürzung für „Community-supported agriculture“ / Solidarische Landwirtschaft: Zusammenschluss einer Gruppe von KonsumentInnen mit lokalen LandwirtInnen.

3 Abkürzung für „Food Cooperative“ / Lebensmittelkooperative: Zusammenschluss von KonsumentInnen zum gemeinsamen Einkäufen

## 2.3 SHARING IN COHOUSING

Cohousing wird von Botsman zur allumfassendsten Kategorie der Collaborative Consumption (Collaborative Lifestyles) gezählt, weil in der Tat in den meisten Cohousings eine ganze Reihe von Räumen sowie Gegenständen gemeinschaftlich genutzt werden. Auch Vestbro betrachtet, sich auf Botsman beziehend, Cohousing als eine Form von Collaborative Consumption auf Nachbarschaftsebene. Dies sei außerdem jene Ebene, auf welcher Collaborative Consumption am meisten Potenzial habe und dies auch bereits realisieren konnte (Vestbro 2012: 2). Die Gemeinschaftsflächen werden, wie unter o („Was ist Cohousing?“) bereits erwähnt, auch als Herzstück eines Cohousing-Projekts angesehen. In seiner Studie über 18 amerikanische Cohousing-Projekte fand der Architekt Meltzer heraus, dass jeder Haushalt durchschnittlich über 15m<sup>2</sup> Gemeinschaftsfläche verfügt. Diese beinhaltet einen Essraum, eine Küche, eine Werkstatt und einen Gemeinschaftsraum (in 16 Projekten), einen Kinderaufenthaltsraum (in 15 Projekten), eine Waschküche und ein Gästeappartement (14 Projekte), eine Bibliothek, ein Schwimmbad und ein Büro (in 10 Projekten), einen Fernsehraum (in 9 Projekten), einen Jugendraum (in 8 Projekten), einen Hobbyraum (in 5 Projekten) und einen Fitnessraum (in 3 Projekten).

Neben der gemeinschaftlichen Nutzung dieser Räume und in starkem Ausmaß damit zusammenhängend werden auch kleine Gegenstände wie Werkzeug, Bücher und Zeitschriften, Gartengeräte, Haushaltsgeräte, Koch- und Reinigungsutensilien und Einrichtungs- und Campinggegenstände sehr häufig geteilt. Das Austauschen insbesondere von Baby- und Kinderkleidung ist auch eine oft vorzufindende Praktik. Auch etwas größere und teurere Gegenstände und Geräte wie Rasenmäher, Waschmaschinen, Tiefkühlschränke, Autos usw. werden oft gemeinschaftlich genutzt (vgl.: Meltzer 2000, Lietaert 2010: 578).

Wie diese gemeinschaftliche Nutzung konkret aussieht und zu untersuchen, welche die bedingenden Faktoren sind, damit dies funktioniert, ist Ziel dieser Studie. Theoretisch soll die gemeinschaftliche Nutzung von Räumen sowie Gegenständen als soziale Praxis mit dazugehörigen Bedeutungen, praktischem Wissen und Infrastruktur verstanden werden. Wie es zu dieser theoretischen Entscheidung kam bzw. Argumente für diese Entscheidung legt das nächste Kapitel dar, welches gleichzeitig auch einen ersten empirischen „Einblick“ in das Feld darstellt.

# 3 Einblick: Wie funktioniert sharing (nicht)?

Collaborative Consumption würde sich zwar für diverse Gegenstände, vor allem sehr selten gebrauchte, gut eignen, allerdings wird es nur bei ganz wenigen, z.B. Büchern oder DVDs, von einer breiten Bevölkerungsschicht angenommen. Dies führte mich zu folgender Frage:

**Warum hat sich das Konzept des gemeinschaftlichen Konsums bei einigen Dingen durchgesetzt (Bücher, DVDs, teilweise auch Spiele), insofern es gut genutzte Bibliotheken und Videotheken gibt, und bei anderen nicht (z.B. Autos, Werkzeug, Rasenmäher usw.)? Bzw. nach welcher Logik funktioniert sharing (nicht)?**

Um diesen Fragen nachzugehen, habe ich fünf semistrukturierte, leitfadengestützte Interviews mit BibliotheksnutzerInnen durchgeführt. In einem ersten Schritt fragte ich nach Erfahrungen mit der Bibliothek und nach der Einstellung zu dieser Konsumform und in einem zweiten zu Erfahrungen in anderen Bereichen des gemeinschaftlichen Konsums (Waschküche, carsharing usw.).

Während und nach dem Erhebungszeitraum durchforstete ich die Interviews nach relevanten Faktoren, die eine Entscheidung pro bzw. contra Nutzen beeinflussen. Ich kategorisierte die Faktoren in Gruppen wie Ersparnis (finanziell und/oder Platz), Bedeutung für Alltagsbewältigung, Mehrwert (z.B. Komfortgewinn) usw. Ich war mit dieser Auswertung aber sehr unzufrieden und habe sie schließlich auch verworfen, da ich merkte, dass dies Gründe sind, die die GesprächspartnerInnen angaben, wenn sie versuchten ihr Verhalten (Nutzen bzw. Besitzen verschiedener Gegenstände) „rational“ zu erklären, aber dies nicht wirklich die verhaltensbestimmenden Faktoren sind. Dies wurde insbesondere durch die zahlreichen Widersprüche innerhalb der einzelnen Gespräche immer klarer und brachte mich zu der Einsicht, dass das Nutzen bzw. das Besitzen von Gegenständen ein außerordentlich stark normativ geprägter Bereich ist, der über rational-logische Erklärungsmuster,

wie z.B. „sobald das Nutzen eines Gegenstandes billiger ist als das Besitzen, wird der Gegenstand eher genutzt“, nur in äußerst geringem Ausmaß erklärt werden kann. Dass es schwierig sein wird, solch allgemeine Faktoren auf die Entscheidung pro/contra Nutzen über die individuelle Ebene hinaus, d.h. in Richtung Allgemeingültigkeit, ausfindig zu machen, war mir bewusst. Überrascht hat mich allerdings die Tatsache, dass es auch nicht gelang für die einzelnen InterviewpartnerInnen individuell gültige Leitlinien der Entscheidungsfindung bzw. des Handelns zu identifizieren (z.B. für Interviewpartner 1 ist Platzersparnis im Vordergrund, bei Interviewpartner 2 Komfortgewinn usw.). Die schon angesprochenen inneren Widersprüche in den Interviews ließen wie gesagt keine allgemeingültigen Aussagen zu und zeigten, dass die InterviewpartnerInnen in Bezug auf einen Gegenstand (z.B. Bücher) ganz anders handeln als in Bezug auf einen anderen (z.B. Waschmaschine). Dies deutet darauf hin, dass hier starke mit den Gegenständen verbundene Normen zum Tragen kommen. Hierzu ein Ausschnitt aus dem Forschungstagebuch:

23. – 26. Jänner 2012:

*Eine theoretische Beschreibung und soziologische Einbettung meiner ersten Ergebnisse erscheint mir sinnvoll. Aufgrund der vergangenen Lehrveranstaltungseinheit würde sich Durkheims Anomietheorie anbieten. Beim Überlegen, welche weiteren Theorien mir noch dazu einfallen, stieß ich noch auf Gramsci's Hegemonietheorie und die Foucaultsche Theorie über die Macht der Dispositive und Diskurse. Gemeinsam ist all diesen Theorien, dass sie Erklärungen bieten, warum Menschen auf eine gewisse (gewohnte) und nicht andere Weise handeln und argumentieren, dass es tief verwurzelte, unbewusste Alltagspraktiken gibt, die nur sehr schwer durchbrochen werden können. Welche Theorie ich für meine Zwecke nutzen will, muss ich erst noch entscheiden. Interessieren würde mich, ob eine dieser Theorien Ansätze liefert, wie man diese Alltagspraktiken aufbrechen kann. Ich beginne, mich in die Theorien einzulesen.*

## 3.1 INNERE WIDERSPRÜCHE

Durch folgende Interviewauszüge möchte ich Widersprüche innerhalb der Interviews bzw. Bedenken und Hürden, die in bestimmten Kontexten als solche wahrgenommen werden und in anderen nicht, beispielhaft illustrieren:

Die zweite InterviewpartnerIn, welche zu Beginn des Gesprächs berichtete, dass sie die Bibliothek sehr mag und auch das computergestützte System schätze, antwortete z.B. auf die Frage, ob sie das Radverleihsystem „citybike“ nutze bzw. sinnvoll finde:

I2 (B), Z36<sup>4</sup>

B1: „Des is net ganz anfach, des is zu umständlich, da braucht man dann gewisse Karten...“

Abgesehen davon, dass für die Nutzung eines „citybikes“ gar keine eigenen Karten notwendig sind, sondern nur eine Registrierung im Internet und die Räder dann mit der eigenen Maestrokarte ausborgt werden können, empfindet die Gesprächspartnerin die Notwendigkeit „gewisser Karten“ im Kontext des Ausborgens eines Rades als zu umständlich, während ihr das im Kontext der Bibliothek keine Probleme bereitet.

Der vierte Gesprächspartner erzählte sehr begeistert von der Waschküche, die er zuhause nutzt, konnte sich jedoch nicht vorstellen, dass man auch einen Rasenmäher gemeinsam nutzen könnte. Im folgenden Interviewausschnitt berichtet der Befragte, dass die Nutzung der Waschküche für ihn angenehm ist und das dahinterstehende Organisationssystem gut funktioniert:

4 I2 steht für Interview 2 und Z36 für Zeile 36. Interviewstellen werde ich ab hier immer so belegen.

I4 (B), Z92:

MM: Gibt's dort wo sie wohnen eine Waschküche?

B1: Es gibt eine Waschküche und zwar in einem Gemeinschaftsraum, die von den Bewohnern benutzt wird.

I: Und den sie auch benutzen?

B1: Ja.

Und des funktioniert...?

B1: Des funktioniert, indem dass ma sich in eine Liste einträgt und des die Bewohner akzeptieren. Des haßt Vorreservierung wird dann von jedem eingehalten und des funktioniert ganz gut

I: Des haßt sie haben keine eigene Waschmaschine?

B1: [schüttelt den Kopf]

I: Keine?

B1: Nein.

I: Ok, und Sie hätten jetzt keine Einwände, dass Sie eine eigene bräuchten?

B1: Naja, des is a Überlegungssache, denn ...eine Waschmaschine würde wieder den entsprechenden Platzbedarf haben und von dem her ist des Waschen in der Waschküche aus mehreren Gründen angenehmer als a eigene Waschmaschine zu haben...

Ein paar Zeilen weiter gibt der Befragte weiters an, dass der schonende Umgang und die evtl. Wartung des Geräts auch geregelt sei und gut funktioniere:

I4 (B), Z118:

I: Hab i Sie jetzt richtig verstanden, dass Sie mit solchen Systemen gute Erfahrungen gemacht haben oder zufrieden sein?

B1: Bis jetzt schon, ja.... Doch, dass is ja im Interesse aller, die daran beteiligt sein, dass des Gerät zur Verfügung steht, de daran beteiligt sein, dass des Gerät zur Verfügung steht, deshalb diese Vorreservierung und dass man auf das Gerät aufpasst, denn diese Mehrkosten bei unsachgemäßem Betrieb

## 3.2 NORMATIVER EINFLUSS AUF SHARING

Folgende zwei Interviewauszüge deuten deutlich darauf hin, dass das Eigentum in unserer Gesellschaft die Norm für die Nutzung eines Gegenstandes ist und Leihen bzw. eine kollektive Nutzung außerhalb der Norm liegt. Besonders klar kommt dies zum Ausdruck, indem beide Interviewpartner sich eigentlich gerade für eine kollektive Nutzung aussprechen, aber eine genaue Analyse ihrer Wortwahl stark darauf hindeutet, dass eigentlich die Nutzung durch Eigentum die Norm darstellt:

I1 (B), Z11:

B1: Als Student ist es relativ schwierig immer die Bücher zu kaufen. Ja, das ist schon a.... finanzielle Sache. Und gewisse Bücher kauf i natürlich [Hervorhebung durch Verfasserin] schon, aber... die Wiener Bibliothek is ziemlich guat, de hom a guate Auswahl und von dem her bin i eigentlich oft da..

Obwohl der Befragte also die Bibliothek nutzt und gut findet, hält er trotzdem den Kauf der Bücher für „normal“ insofern er dies als „natürlich“ bezeichnet.

Der Gesprächspartner des fünften Interviews kann sich gut vorstellen Werkzeug mit Nachbarn zu teilen und bezeichnet

würde wieder Kosten für alle verursachen...

Kurz nach diesen Ausführungen zum guten Funktionieren des Systems der Waschküche frage ich meinen Gesprächspartner, ob er sich ein ähnliches System für Rasenmäher vorstellen könnte, woraufhin er antwortet:

I4 (B), Z137:

B1: jetzt für unseren Bedarf, so wie is kenn, hätt's net so viel Sinn. Denn a Rasenmäher kostet 300 – 400 €, des is a Gerät des von der Anschaffung her net so teuer is und doch dann jahrelang in Betrieb is. Und dann wär des ja immer wieder: Wer kümmert sich um die Reparatur, wer ums Service? Wo wird er verwahrt? Wird er verborgt an Dritte, de net bei dieser Gemeinschaft dabei sein.

Obwohl die Gegenstände Waschmaschine und Rasenmäher durchaus vergleichbar (z.B. Preis, Lebensdauer usw.) sind, bzw. sich ein Rasenmäher noch stärker zur kollektiven Nutzung anbieten würde, da er vermutlich noch seltener gebraucht wird, kommt diese Art der Benutzung für meinen Gesprächspartner für den Rasenmäher nicht in Frage. Dies äußert sich auch darin, dass er den Rasenmäher als ein „tägliches Produkt“ beschreibt (I4 (B), Z135) und deshalb meint, er würde sich nicht für eine kollektive Nutzung eignen.

Diese zwei Beispiele zeigen auf, dass das Handeln meiner InterviewpartnerInnen im Bereich Nutzen oder Besitzen stark widersprüchlich und nicht logisch erklärbar ist. Viel größeren Einfluss als „objektive“ Einflussgrößen wie z.B. Geldersparnis haben soziale Normen. Dazu werde ich im Folgenden einige Interviewausschnitte zur Illustration präsentieren.

dies als „gute Idee“. Dass dies aber dennoch nicht der Norm entspricht, zeigt die Verwendung des Wortes „wirklich“, da diese Formulierung darauf hinweist, dass es etwas „unnormales, komisches“ sei, sich keinen Akkuschauber kaufen zu wollen.

I5 (B), Z121:

B1: aber ich finds eine gute Idee, weil wenn jemand, was weiß ich, sich wirklich [Hervorhebung durch Verfasserin] keinen Akkuschauber oder so was kaufen will, dann kann er sich den auch leihen.

Auch folgender Interviewausschnitt illustriert nicht nur, dass man nur im äußersten Notfall sich etwas ausborgt wie die Verwendung des Wortes „wirklich“ zeigt, sondern auch dass „ausborgen“ bei dieser Person sehr negativ konnotiert ist:

I2 (B), Z11:

B1: Ich bin keine Ausborgerin! Vielleicht mal ein Ei, wenn ich's wirklich [Hervorhebung durch Verfasserin] vergesse...!

Eine weitere Gesprächsstelle, die auf die sehr stark

verankerte Norm des Eigentums als Vehikel zur Nutzung eines Gutes hindeutet, ergab sich im zweiten Interview: Meine Gesprächspartnerin verfügt über ein Privatauto und kann sich aber partout nicht einmal vorstellen, was überhaupt Sinn und Zweck eines carsharings sein soll, wenn es in Wien doch ein gut ausgebautes öffentliches Verkehrsnetz gäbe. Dies deutet darauf hin, dass das Privateigentum eines PKWs überhaupt nicht in Frage gestellt wird und für diese Person absolut die Norm darstellt, während eine kollektive Nutzung eines Autos beinahe unvorstellbar ist.

### 3.3 UNBEWUSSTES SHARING

Ein weiteres sehr starkes Indiz dafür, dass die Entscheidung pro oder contra sharing nicht rational, sondern vielmehr habitualisiert, routinisiert und auch unbewusst erfolgt, kommt gleich in mehreren Interviews vor: Auf die Frage, ob meine InterviewpartnerInnen neben der Bibliothek noch andere sharing-Systeme nutzen würden, antworteten einige mit „Nein“, als ich jedoch genauer nachfragte und konkrete Beispiele nannte, bejahten dann einige die Frage dennoch positiv. Den InterviewpartnerInnen war offenbar nicht bewusst, dass sie „sharing“ betreiben oder etwas „gemeinschaftlich nutzen“ würden, sondern sie nutzen einfach die Waschküche, sind Mitglied bei einem carsharing usw. Folgende Interviewausschnitte illustrieren dies. Der vierte Interviewpartner verneinte beispielsweise folgende Frage:

*I4 (B), Z75:*

*I: Und fällt Ihnen was ein, wo sie sich mit einer größeren Anzahl von Leuten was teilen? Weil im Prinzip teilt man sich in der Bibliothek ja a Bücher mit anderen Leuten...*

Als ich ihm dann allerdings die Waschküche als konkretes Beispiel nannte, stellte sich heraus, dass er diese sehr wohl nütze und gar keine eigene Waschmaschine besitze (vgl.: I4 (B), Z93-107). Die Erkenntnis, dass eine Waschküche eigentlich nach einem ähnlichen Prinzip wie die Bibliothek funktioniert, war für den Interviewpartner anscheinend überraschend, da er mich im späteren Verlauf des Interviews eigens unterbrach, um festzustellen, dass die Waschküche ja auch eine Ausprägung von sharing sei:

*I4 (B), Z 109:*

*I: Darf i fragen....*

*B1: Natürlich, dann kommen wir wieder zurück so, mit der Waschmaschine schließt sich des, ja. An des hab i vorhin net gedacht...*

*I: Was schließt sich?*

*B1: Naja, der Kreis, dass man doch mit sehr vielen anderen Leuten des teilt, Waschmaschine, Trockner.*

*I: Ja, genau.*

Auch dem fünften Interviewpartner fällt auf die allgemeine Frage nach gemeinschaftlicher Nutzung von Gegenständen nur sehr wenig ein, auf die direkte Nachfrage hin, kommt aber sehr wohl praktiziertes sharing zum Vorschein:

*I5 (B), Z99:*

*I: Könnten Sie sich vorstellen Werkzeuge oder größere*

*I2 (B), Z41:*

*I: Carsharing?*

*B1: Des is zu umständlich, und für was brauch i des überhaupt? I versteh net, fir was i des brauch.*

*I: Naja, anstatt dem Privatauto.*

*B1: Na, des brauchn mir net, für Wien passt des net, da sind die Öffis besser.*

*Haushaltsgeräte nicht persönlich zu besitzen, sondern zu teilen?*

*B1: Da haben Sie mich jetzt auf einen Gedanken gebracht...Ja, natürlich, die leiht man sich ja auch im Baumarkt. So Sachen*

*wie Parkettschleifmaschine oder den Bohrhammer...weil den braucht man einmal im Jahr, da muss man sich keinen Bohrhammer kaufen, ja, weil so ein anständiger Bohrhammer kostet auch einen Haufen Geld, und der wird dann einmal im Jahr gebraucht und sonst steht er rum. Klar. So Sachen denkt man gar nicht dran, das macht man automatisch. Warum sollte man eine Parkettschleifmaschine kaufen? Ähh? Kostet einen Haufen Geld und bringt überhaupt nichts. Und wir ziehen alle zehn Jahre um, weiß nicht, wann ich das nächste Mal umziehe.*

Gesprächsausschnitte wie diese bewegten mich dazu, sowohl das Nutzen als auch das Besitzen von Gegenständen immer weniger als rational erklärbare Handlungen und Entscheidungen, sondern als stark verankerte und normativ geregelte Alltagspraktiken zu sehen. Bereits der Begriff der „Praktiken“ erwies sich als passender, da er impliziert, dass weniger bewusste Entscheidungen getroffen werden, als dass Dinge „einfach so“ praktiziert oder eben nicht praktiziert werden. Daraufhin schaute ich mich in der soziologischen Literatur nach kompatiblen Erklärungsansätzen um und entschied mich für einen praxistheoretischen Ansatz, welcher im nächsten Kapitel vorgestellt wird.

# 4 Theoretischer Zugang: Praxistheorien

Auf der Suche nach einem passenden theoretischen Ansatz, um das rational nur schwer nachvollziehbare Verhalten in Bezug auf sharing-Praktiken zu erklären, erwies sich der praxistheoretische Ansatz als sehr fruchtbar. Im Zentrum dieser Theorien stehen geteilte soziale Praktiken. Weder handelnde Subjekte noch determinierende Strukturen stellen aus der Perspektive der Praxistheorien den Ausgangspunkt jeglicher Analysen dar, sondern das praktische Ausführen des sozialen Lebens, in welchem Bedeutungen,

Wissen und Infrastruktur manifest werden.

Im Folgenden wird zunächst ein Überblick über den praxistheoretischen Ansatz, seine Gemeinsamkeiten und Unterschiede gegeben und dann auf theoretische Konsequenzen, die die Anwendung dieses Ansatzes mit sich führt, hingewiesen. Weiters wird auf seine Stärken und Schwächen eingegangen und abschließend reflektiert, was die Anwendung dieses theoretischen Zugangs auf das untersuchte Forschungsfeld bedeutet.

## 4.1 PRAXISTHEORIEN IM ÜBERBLICK

Auch wenn die Praxistheorien keinen einheitlichen Theoriestrang darstellen, soll im Folgenden eine kurze Charakterisierung der wesentlichen Merkmale, die diese theoretische Perspektive ausmacht, versucht werden. In einem ersten Schritt gehe ich dabei auf die Entstehungsgeschichte des Ansatzes ein, um sie darauf aufbauend in der sozialwissenschaftlichen theoretischen Landschaft zu situieren. Nach diesen allgemeinen Einführungen werden die wichtigsten Elemente sowie Definitionen und die unterschiedlichen Ausrichtungen des theoretischen Ansatzes erörtert.

### 4.1.1 Wurzeln und Entwicklung

Auch wenn die hauptsächlichsten Referenzpunkte aktueller praxistheoretischer Publikationen die Theorien von Reckwitz, Schatzki, Shove und Warde sind, so sind Praxistheorien durchaus keine „neue Erfindung“ dieser TheoretikerInnen. In verschiedenen Disziplinen tauchen teilweise schon Jahrzehnte früher Ansätze auf, die aufgrund ihrer konzeptionellen Fassung des Sozialen auf einer Ebene zwischen Struktur und Handeln und der zentralen Bedeutung von Praktiken heute den Praxistheorien zugeschrieben oder zumindest als Wurzeln dieser angesehen werden. Unter den soziologischen Klassikern gelten Bourdieu sowie Giddens als Praxistheoretiker, wobei die Bourdieuschen Konzepte von Habitus, sozialem Feld, Inkorporiertheit und praktischer Sinn und Giddens's „theory of structuration“ als wichtigste Einflüsse genannt werden können. Auch von Seiten der Sozialphilosophie lieferten Wittgenstein, der Wissen als Können konzipiert, und Heidegger, der das praktische Agieren betont, wichtige Beiträge zur Entwicklung von nachfolgenden praxistheoretischen Ansätzen. Aus dem Feld der Ethnomethodologie sind Garfinkels Studien und seine Sicht des Sozialen als kontinuierliches „accomplishment of skillful practices“ wichtige Bausteine für einen praxistheoretischen Ansatz. Weitere wichtige Bausteine lieferten der Poststrukturalist Foucault insbesondere durch sein Konzept der „Technologien des Selbst“ und auch verschiedene Ansätze aus den Cultural Studies, Artefakt-Theorien (Latour) und Theorien des Performativen (Butler) (vgl.: Reckwitz 2003: 282ff.).

In einer zweiten Welle der Hinwendung zu Praxistheorien nehmen Schatzki und Reckwitz zentrale Rollen ein: Während Schatzki (vgl.: Schatzki 1996, 2002) und Kollegen (vgl.: Schatzki et al. 2001) mit ihren Publikationen (v.a.

„The practice turn in contemporary theory“ 2001) den ersten zentralen Referenzpunkt dieser zweiten Welle darstellen und einen philosophisch-ontologischen Ansatz entwickeln, publiziert Reckwitz 2002 eine Überblicksdarstellung der Praxistheorien und entwirft somit einen Idealtypus (vgl.: Halkier et al. 2011: 3ff.). Während Schatzki's Werke als Grundlagenwerke der Praxistheorien dienen, scheint Reckwitz's Publikation ausschlaggebend für die immer weitere Verbreitung von Praxistheorien gewesen zu sein: Im Gegensatz zu Schatzki treten bei Reckwitz Routinen und materielle Gegenstände in den Mittelpunkt der Theorie. Betrachtet man z.B. die Anwendung von Praxistheorien im Feld der Konsumforschung, stellt Schatzki's Version, welche Objekte nur als Resultat von Praktiken ansieht, eine wesentlich weniger anschlussfähige Theorie als Reckwitz's Version dar, welche gerade eben durch die Schwerpunkte auf Routinen und materielle Aspekte der Konsumforschung eine neue Wendung zu geben imstande war (vgl.: ebd.). Die Diskussion und Anwendung von Praxistheorien im Feld der Konsumforschung wurde wesentlich am „Centre for Innovation and Competition“ der Universität Manchester, dessen Co-Direktor Warde war, vorangetrieben. Hier fanden eine Reihe von interdisziplinären Workshops statt, zu welchen spätere VertreterInnen von Praxistheorien in der Konsumforschung wie Halkier, Pantzar, Röpke, Shove und Southerton, zusammentrafen (vgl.: Halkier et al. 2011: 5).

### 4.1.2 Positionierung der Praxistheorien

Auch wenn es umstritten ist, ob Praxistheorien als eigener Theorieansatz und folglich als Paradigmenwechsel bezeichnet werden können (vgl.: Gram-Hanssen 2011: 62, Jaeger-Erben 2010: 63), so lässt sich feststellen, dass u.a. in den Geistes-, Sozial- und Kulturwissenschaften sowie in der Philosophie in den letzten Jahrzehnten derartige Ansätze doch beträchtlichen Platz einnehmen:

*„Practice theories are a set of cultural and philosophical accounts that focus on the conditions surrounding the practical carrying out of social life. [...] it could be argued that practice theories have to come to occupy salient theoretical space across the social sciences and humanities.“* (Halkier et al. 2011: 3).

Es geht also um Theorien, deren Ziel die Erklärung des „praktischen Ausführens des sozialen Lebens“ ist und dies geschieht auf besondere Weise: Das verbindende Element der TheoretikerInnen ist nämlich die Ansiedlung ihrer Theorien auf einer Ebene zwischen Strukturen und Handlungen

(agency), woraus folgt, dass die zu analysierenden Praktiken (z.B. Waschen, Kochen, Fußball spielen usw.) in den Mittelpunkt der Analyse geraten, den „Ort des Sozialen“ darstellen und von dort die handelnden Subjekte sowie umgebenden Strukturen etwas verdrängen (vgl.: Hargreaves 2011: 82). Hargreaves beschreibt diese Schwerpunktverlagerung folgendermaßen: „In contrast to conventional, individualistic and rationalist approaches to behaviour change, social practice theory de-centres individuals from analyses, and turns attention instead towards the social and collective organization of practices – broad cultural entities that shape individuals’ perceptions, interpretations and actions within the world.” (Hargreaves 2011:79). Mit dem Fokus auf soziale Praktiken soll ein neues analytisches Verständnis für Mikroprozesse des sozialen Lebens geschaffen werden, welches weder zu stark strukturell geprägt („Handlungen werden von Strukturen dominiert“) noch zu stark handlungstheoretisch ausgerichtet ist („Strukturen bestehen aus Handlungen“). Praxeologische Ansätze setzen sich den Anspruch, diese Dualität und Konkurrenz zwischen handlungs- und strukturtheoretischen Ansätzen, die seit jeher in der Soziologie bestehen (vgl.: Brand 2011: 173), zu überwinden, indem sie in den sozialen Praktiken eine Verzahnung der beiden Ebenen sehen. Diese grundlegende ontologische Auffassung vertrat schon Giddens in seiner „Theory of structuration“: “[the domain of study of the social sciences] is neither the experience of the individual actor, nor the existence of any form of social totality, but social practices ordered across space and time.” (Giddens 1984: 2). Folgende Grafik von Spaargaren stellt diese Positionierung visuell dar:

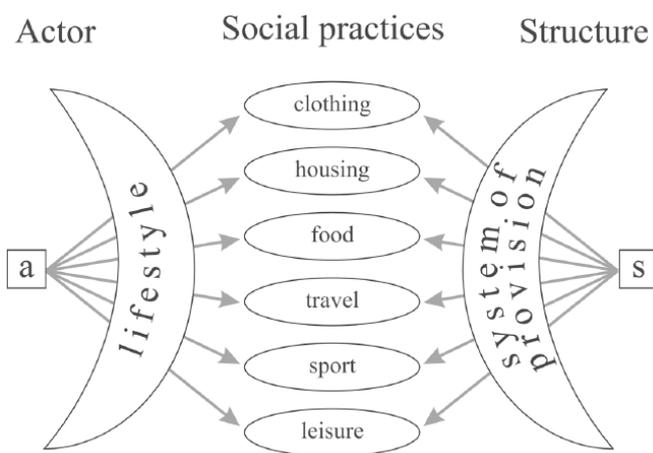


Abbildung 4: Positionierung der Praxistheorien (Spaargaren 2003: 689)

### Abgrenzung zu anderen Theorien

Die eben zitierte Textstelle von Hargreaves macht schon deutlich, dass Praxistheorien sich „im Kontrast“ zu individuellen bzw. rationalistischen Theorien sehen. Der Hauptkritikpunkt an diesen Zugängen kann folgendermaßen zusammengefasst werden:

„In short [according to rational approaches], if the necessary cognitive components can be identified and modified, behavioural changes will cascade across contexts throughout all areas of an individual’s lifestyle. More recently, however, it has been recognized that individuals do not exist in a social vacuum and, indeed, that in some cases the surrounding context overrides all of the cognitive factors included in the models.” (Hargreaves 2011:81).

In folgender Abbildung, die aus einer Präsentation von E. Shove stammt, werden die Unterschiede zwischen einer Praxistheorie und einer in diesem Fall als „theory of behaviour“ bezeichneten Theorie nochmals zusammengefasst:

Theories of practice	Theories of behaviour
Shared, social	Individual choice
Endogenous dynamics	External drivers
Specific cultural and material histories	Common base in belief
Reproductive, generative	Causal

Abbildung 5: Gegenüberstellung „Theories of practice“ vs. „Theories of behaviour“ (Shove 2009)

Während laut Shove „theories of behaviour“ davon ausgehen, dass Verhalten auf individuellen Wahlen und Entscheidungen aufbaut, welche kausal begründet sind, gehen Praxistheorien davon aus, dass der Ursprung sozialen Handelns nicht auf einer individuellen, sondern auf einer kollektiven (shared) sozialen Ebene zu suchen ist und sich Praktiken demnach immer wieder reproduzieren. „Theories of behaviour“ bauen weiters darauf auf, dass externe Faktoren (Einstellungen, Werte, „objektive“ Kriterien wie z.B. der Preis) Verhalten bestimmen, während Praxistheorien eine endogene Dynamik der Praktiken als ausschlaggebend für das Ausführen oder Unterlassen einer Praxis halten. Zu dieser endogenen Dynamik zählen sehr stark kulturelle und materielle Aspekte und Geschichten der Praktik, während eben für die externen Faktoren in den „theories of behaviour“ Einstellungen und Glauben, also die Bewusstseinsbene, zentral sind (vgl.: Shove 2009).

Neben der prominent abgelehnten Rational-Choice Theorie, ist die Luhmansche Systemtheorie eine weitere Theorie, gegen die sich PraxistheoretikerInnen explizit abgrenzen. Offensichtlich, weil diese zu stark auf der strukturellen Ebene angesiedelt ist und Handlungen weder als Praktiken noch anderweitig substantiell konzipiert. Schatzki argumentiert weiters, dass Praxistheorien mit der Luhman-schen Systemtheorie nicht kompatibel seien, weil letztere

5 Aussage von Schatzki während seiner key-note auf der Konferenz: „From "Practice Turn" to "Praxeological Mainstream"?“, Institut für höhere Studien, Wien, 06.06.2013.

eine zu geschlossene Theorie sei<sup>6</sup>.

Die Diskussion, wie offen oder geschlossen Praxistheorien selbst sind oder sein sollen, stellt allerdings eine ungelöste Frage dar: Einerseits werden praxistheoretische Ansätze als hochgeschlossenes und stark selbstreferentielles Feld kritisiert<sup>6</sup>, andererseits wird auch die Meinung vertreten, dass gerade praxistheoretische Ansätze als „transdisciplinary translator theory“ eine besonders hohe Anschlussfähigkeit an verschiedene andere Theorien aufweisen<sup>7</sup>. Die Anschlussfähigkeit wird damit begründet, dass PraxistheoretikerInnen selbst aus verschiedenen Disziplinen stammen, die Praxistheorien als sehr flexibel angesehen werden und angenommen wird, dass sie durch den Einbezug von Körperlichkeit und vor allem Materialität an materieller ausgerichtete Disziplinen anschließen könnten. In der Tat werden in so vielfältigen Disziplinen wie der Wissenschaftstheorie, Gender-Studies, Organisationsforschung, Anthropologie, Cultural Studies, Umwelt- und Nachhaltigkeitsforschung, Geographie, Health Studies, Neurowissenschaften, Medienwissenschaften, Geschichte, Soziologie, Marketing und Konsumforschung, Mobilitätsforschung und Design praxistheoretische Ansätze angewandt (vgl.: Halkier et al. 2011: 3f.).

Auch wenn die prinzipielle Frage danach, wie anschlussfähig Praxistheorien sind, bzw. wie stark sie sich von anderen Theorien abgrenzen, weiterhin zur Diskussion steht, kann festgehalten werden, dass Praxistheorien sich als überdurchschnittlich kompatibel mit Disziplinen, die stark materiell geprägt sind, erweisen. Daher erweist sich das hier betrachtete Forschungsfeld, das seinerseits stark von Gütern und andererseits stark von Räumen gestaltet wird und auch die damit zusammenhängenden Disziplinen (Architektur, Konsumforschung usw.) als ein geeignetes für einen praxistheoretischen Ansatz.

### 4.1.3 Grundelemente der Praxistheorien

Praxistheorien sind keineswegs ein einheitlicher Ansatz (vgl.: Gram-Hanssen 2011: 62, Brand 2011: 178): „theories of practice are very heterogeneous, as even their most ardent exponents admit“ (Warde 2005: 132). Auch die Frage, ob sie genügend Gemeinsamkeiten teilen bzw. sich ausreichend von anderen Theorieansätzen unterscheiden, um als eigenes Paradigma bzw. alternatives Theorieangebot zu gelten, ist umstritten (vgl.: Bongaerts 2007, Jäger-Erben 2010: 56). Doch bei all den heterogenen Auffassungen von bestimmten Begriffen und Zusammenhängen können dennoch einende Prinzipien oder ontologische Basisannahmen identifiziert werden. Brand macht etwa die folgenden für neuere praxistheoretische Ansätze aus:

- „Soziale Praktiken“ als die grundlegende Einheit des Sozialen. Im Gegensatz dazu stehen andere gesellschaftliche Phänomene wie Organisationen, Normen, Handlungen, Intentionen usw. nicht im Zentrum der Analyse, sondern werden immer nur ausgehend von sozialen Praktiken betrachtet (etwa als Ursachen,

Konsequenzen oder Elemente von sozialen Praktiken).

- Praktiken als materiell vernetzte Aktivitäten („practice-arrangement nexuses“). Materielles ist immer wesentlicher Bestandteil von Praktiken, im Sinne von technisch oder natural Materiellem (also z.B. Gegenstände oder Infrastruktur sowie Körper). Gegenstände sind also nicht mehr nur Symbolträger, sondern selbst Elemente der Praktik.
- Praktiken als durch das „praktische Verstehen“ vernetzte Aktivitäten. Praktiken werden von praktischem Verstehen und körperlichen Routinen zusammengehalten, können aufgrund von inkorporiertem, geteiltem Wissen, ausgeführt werden und beruhen größtenteils auf Routinen. Durch die Ausführung, die „performance“ der Praktik, wird diese erst konstituiert und reproduziert. Der Körper nimmt dabei eine zentrale Position ein.
- Distanzierung von Subjektivität, Rationalität und Normativität. Die Schwerpunktlegungen der praxistheoretischen Ansätze bedingen eine Distanzierung von subjektivistischen Ansätzen oder solchen, die rationales oder von Normen geleitetes Verhalten in den Mittelpunkt stellen (z.B. Rational Choice Theory). Autonome Handlungsfähigkeit wird dadurch nicht ausgeschlossen, aber relativiert.
- „Sozialer Wandel“ als nicht zielgerichtetes Ergebnis von Dynamiken sozialer Praktiken. Durch die Entwicklung und Veränderung der „practice-arrangement nexuses“ verändern sich soziale Praktiken und das soziale Leben wandelt sich so. Verschiebungen in „practice-arrangement nexuses“ ergeben sich u.a. durch kreatives Handeln und experimentelles Lernen als Reaktion auf Störungen von Routinen.

### 4.1.4 Wichtigste Definitionen

Die beiden am häufigsten zitierten Definitionen einer sozialen Praktik kommen, nicht überraschend, von Reckwitz und Schatzki:

*„A „practice“ is a routinized type of behaviour which consists of several elements, interconnected to one another: forms of bodily activities, forms of mental activities, „things“ and their use, a background knowledge in the form of understanding, know-how, states of emotion and motivational knowledge. A practice - a way of cooking, of consuming, of working, of investigating, of taking care of oneself or of other etc.- forms so to speak a “block” whose existence necessarily depends on the existence and specific interconnectedness of those elements, and which cannot be reduced to any one of these single elements.“ (Reckwitz 2002: 249f.)*

*“As indicated, practices are organized nexuses of actions. This means that the doings and sayings composing them hang together. More specifically, the doings and sayings that*

6 Aussage von Esther Scheuerle während einer Plenumsdiskussion auf der Konferenz: “From „Practice Turn“ to „Praxeological Mainstream“?”, Institut für höhere Studien, Wien, 06.06.2013.

7 Aussage von Anna Wanka während ihres Vortrages auf der Konferenz: “From „Practice Turn“ to „Praxeological Mainstream“?”, Institut für höhere Studien, Wien, 06.06.2013.

*compose a given practice are linked through (1) practical understandings, (2) rules, (3) a teleoaffective structure, and (4) general understandings.” (Schatzki 2002: 77).*

Während es eine weitgehende Übereinstimmung über das grundlegende Verständnis von Praktiken gibt, das sich darin widerspiegelt, dass die beiden zitierten Definitionen durchwegs angenommen werden, gibt es unterschiedliche Darstellungen der konstituierenden Elemente einer Praktik. Wie in den beiden Zitaten bereits sichtbar wurde, ist ihnen gemein, dass sie unter einer Praktik ein Agglomerat aus verschiedenen Elementen verstehen, das zusammen ein (routinisiertes) Verhalten ergibt. In Bezug auf den Punkt, aus welchen Elementen die Praktik nun genau besteht, besteht aber Uneinigkeit.

Schatzki benennt vier verschiedene Elemente (das vierte Element „general understandings“ fügte er in seinem Werk aus 2002 hinzu) einer Praktik: „Practical understanding“, „Rules“, „Teleo-affective structures“ und „general understandings“. Unter practical understandings versteht Schatzki inkorporiertes Wissen oder Routinen, d.h. ein im Körper verankertes Wissen (vgl.: Gram-Hanssen 2011: 64). Unter „Rules“ hingegen versteht er festgeschriebene Anweisungen und Prinzipien, wie z.B. Verkehrsregeln, Hausordnungen usw. Allerdings werden darunter aber auch moralische und kultur- oder situationsspezifische Regeln oder soziale Normen gefasst. „Rules“ legen also fest, welches Verhalten für welche Situation akzeptabel ist. Mit dem umständlich klingenden Begriff „Teleo-affective structures“ meint Schatzki ein Konglomerat von Glaubenssätzen, Gefühlen, Zielsetzungen, die im Ausführen einer Praktik als „wichtig“ und „richtig“ erscheinen. „Teleo-affective structures“ drücken sozusagen substantielle Wertvorstellungen aus, die als Orientierungsrahmen dienen. Diesem Element ähnlich sind die „General Understandings“, mit welchen Schatzki grundlegende Weltanschauungen meint, wie z.B. Religionen, Umweltbewusstsein usw. (vgl.: Gram-Hanssen 2011: 64, Jaeger-Erben 2010: 70ff.). Schatzki gab mit seinen 1996/97 veröffentlichten Werken der Debatte um die Elemente einer Praktik den Anstoß, auf die sowohl Reckwitz als auch Shove/Pantzar und Warde reagierten, indem sie die Elemente zusammenfassten oder sie erweiterten. Gemein ist ihnen jedoch allen, dass die materielle Ebene stärker einbezogen wird, indem sie von „Items of consumption“, „Products“ oder Things“ als Elemente einer Praktik sprechen. Shove/Pantzar lieferten sicherlich die einfachste Definition, indem sie nur drei Elemente ausmachen: „Competences“, „Meanings“ und „Products“. Im Vergleich zu den anderen Theoretikern fällt sogleich auf, dass unter dem Begriff „Competences“ zusammengefasst wird, was sonst unter „Practical understandings“ bzw. „Understandings“ (Warde 2005), also nicht verbales, inkorporiertes Wissen (know-how), und „Rules“ bzw. „Procedures“ (Warde 2005), also explizites Wissen (knowledge) geführt wird. Wardes Elemente einer Praktik entsprechen in ihrer Bedeutung im Wesentlichen jenen von Schatzki („Teleo-affective structures“ und „General Understandings“ werden unter Engagement zusammengefasst) und werden, wie schon erwähnt, um eine materielle Dimension ergänzt. Reckwitz ist am wenigsten mit den anderen TheoretikerInnen zu vergleichen, insofern er mehr Begriffe einführt (z.B. Body, Mind, Discourse/Language), diese aber weniger explizit als Elemente einer Praktik, sondern als Kernkonzepte der

Sozial- und Kulturtheorien begreift (vgl.: Brand 2011: 64f.). Schatzki liefert weiters hilfreiche Kategorien, um Praktiken voneinander abzugrenzen bzw. die Größendimensionen von Praktiken zu bestimmen: Praktiken bestehen demnach aus hierarchisch organisierten „doings and sayings“, „tasks“ (Aufgaben) und „projects“ (Projekte). Dabei setzen sich Projekte aus verschiedenen Aufgaben und diese wiederum aus verschiedenen Aktivitäten zusammen (Schatzki 2002: 73).

Für die hier vorliegende Arbeit erwies sich eine Mischung aus den eben genannten klassischen von Reckwitz, Schatzki, Shove, Warde usw. eingeführten Elementen einer Praktik und der von Jaeger-Erben in ihrer empirischen Arbeit angewandten Elemente als sinnvoll. Jaeger-Erben unterteilt in ihrer Arbeit das praktische Wissen in vier verschiedene Arten: Zunächst führt sie, angelehnt an Schatzki, die Kategorien „know-that“ und „know-how“ ein. Während das „know-that“ ein regelhaftes Wissen, das sich z.B. in festgeschriebenen Regeln, Hausordnungen oder dergleichen manifestiert, darstellt, so bezieht sich „know-how“ auf ein ausführungsbezogenes Wissen. Diesen zwei Kategorien fügt sie dann noch zwei weitere hinzu: „know-what“ und „know-where“. Mit „know-what“ meint Jaeger-Erben ein praktisches, normatives Verständnis, in dem Sinn, dass der/die AkteurIn „weiß, was zu tun ist“. Die Kategorie „know-where“ bezeichnet ein sogenanntes „Weltverständnis“, also grundlegende Weltanschauungen und orientierendes Wissen (vgl.: Jaeger-Erben 2010: 110f.).

Diese Aufteilung des praktischen Wissens in die genannten vier Kategorien folgt im Wesentlichen auch den klassischen Vorschlägen von Schatzki oder Warde, sie ist teilweise nur differenzierter: Während Schatzki unter „rules“ sowohl regelhaftes wie auch normatives Wissen fasst, ist dies bei den Kategorien von Jaeger-Erben in „know-that“ und „know-what“ aufgeteilt. Andererseits fasst sie auch wieder sehr ähnlich erscheinende Kategorien zusammen: So kann das „know-where“ gleichgesetzt werden mit den „Teleo-affective structures“ und „General Understandings“ von Schatzki und dem, was Warde unter „Engagement“ versteht. Ansonsten gibt es nur unterschiedliche Begrifflichkeiten, die zu beachten sind: Während Warde zum Beispiel mit „know-how“ implizites, inkorporiertes, nicht verbalisiertes Wissen und mit „knowledge“ explizites Wissen meint, ist die Nomenklatur bei Jaeger-Erben etwas anders: „Know-what“ meint das normative, implizite Wissen, während „know-how“ ausführungsbezogenes, teilweise auch inkorporiertes Wissen meint.

Neben dem Element „praktisches Wissen“ und den vier unterschiedlichen Ausformungen davon, werden in dieser Arbeit noch zwei weitere Elemente einer Praktik verwendet: „Bedeutungen“ und „Infrastruktur“. Das Element „Infrastruktur“ steht für die materielle Ebene, die eigentlich bei allen AutorInnen (außer Schatzki) vorkommt und bezieht sich auf die physischen Elemente der Praktik, wie z.B. Artefakte, Räume, bauliche Umgebung usw. Angelehnt an Shove/Pantzar wird als drittes Element einer Praktik die der Praktik inhärenten „Bedeutungen“ verwendet. Damit soll erfasst werden können, was die Ausführung einer Praktik auf einer symbolischen, sozial geteilten Ebene bedeutet (z.B. Luxus, finanzielle Notwendigkeit, Statussymbol usw.). In folgender Grafik werden die einzelnen Elemente mit ihren Kategorien veranschaulicht:

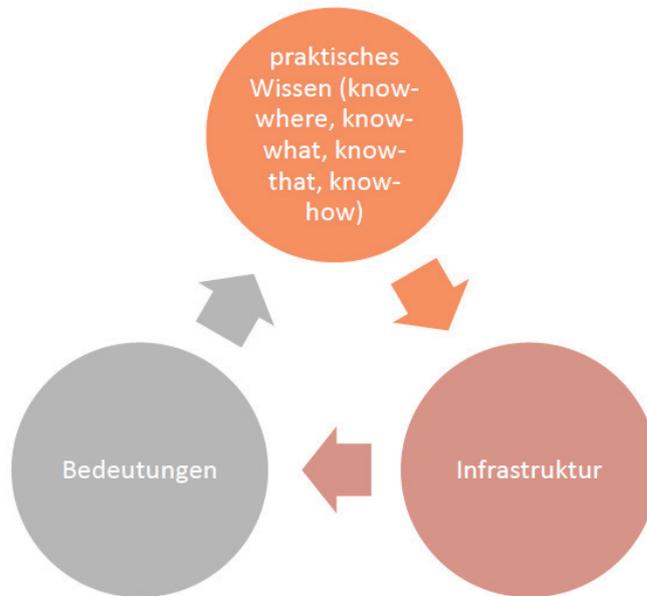


Abbildung 6: Elemente der sozialen Praktiken (eigene Darstellung)

#### 4.1.5 Unterschiedliche Ausrichtungen

Wie sich die PraxistheoretikerInnen untereinander unterscheiden stellt Brand sehr anschaulich dar, indem er das Feld dieses Ansatzes entlang der Achsen „Handlung-Struktur“ und „Sinn-Materialität“ aufspannt (siehe Abb.: 7): Alle praxistheoretischen Ansätze versuchen zwar die Dualität zwischen einer handlungstheoretischen und einer systemischen Perspektive aufzubrechen und ihre Ansätze lassen sich zwischen den beiden Polen verorten, allerdings kann für jedeN AutorIn eine Tendenz ausgemacht werden. Die zweite Achse entfaltet sich zwischen Materialität und Sinn, wobei mit Sinn nicht eine rein im mentalen Bereich zu verortende Rationalität gemeint ist, sondern Sinn hauptsächlich als „impliziter Sinn“ oder „praktisches Verstehen“ verstanden wird (vgl.: Brand 2011: 178). Demnach können

die bisher genannten AutorInnen folgendermaßen situiert werden: Giddens, Bourdieu und ganz klar Reckwitz befinden sich in der linken Hälfte der Abbildung, da Materialität nur in Form von Körperlichkeit (bei Giddens und Bourdieu), aber nicht in Form von Artefakten Eingang in die Theorie findet. So werden Praktiken nicht durch ihre Materialität beeinflusst, sondern vom „praktischen Bewusstsein“ (Giddens) bzw. vom „praktischen Sinn“ (Bourdieu). Diese Ansicht sowie jene, dass Handlung und Struktur in einem wechselseitigen Verhältnis zueinander stehen, werden von Bourdieu und Giddens geteilt. Die beiden Klassiker unterscheiden sich allerdings darin, wo sie die Quelle dieser Rekursivität ansiedeln: Während Giddens diese in den Handlungsroutinen sieht, sieht Bourdieu sie in ungleichen, von Machtkämpfen geprägten gesellschaftlichen Strukturen. Reckwitz geht in seinem kulturtheoretischen Verständnis

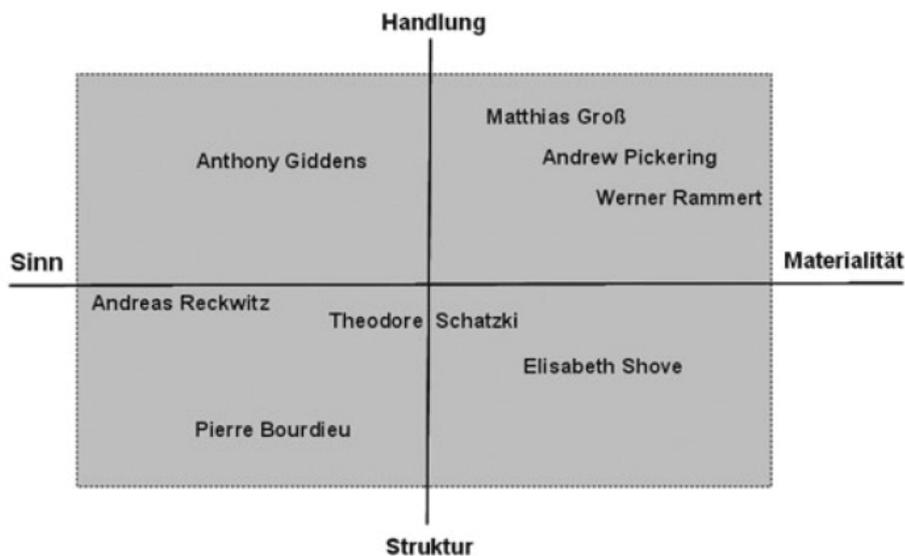


Abbildung 7: Das praxistheoretische Feld (Brand 2011: 178)

von Praxis noch weiter und wird deshalb am äußerst linken Pol positioniert. Praktiken stellen für ihn kollektive Wissensordnung dar und technische oder naturale Elemente werden nur als Elemente, die der sinnhaften Strukturierung von Praktiken dienen, wahrgenommen. Außerdem kann Reckwitz dem Poststrukturalismus zugeordnet werden, insofern in seiner Theorie Subjektivität nur ein gesellschaftliches Produkt darstellt. Diese theoretische Zuordnung ist ausschlaggebend für seine Positionierung in der unteren Hälfte der Abbildung. Shove hingegen arbeitet fast schon gegensätzlich zu Reckwitz, insofern in ihren Abhandlungen Materialität in Form von Geräten, Infrastruktur, Techniken

usw. eine zentrale Rolle spielen. Ähnlich wie Reckwitz, Schatzki und Bourdieu legt aber auch sie bei ihren Betrachtungen rund um nachhaltigen Konsum den Fokus eher auf die strukturelle Ebene. Schatzki nimmt gewissermaßen eine Mittelposition ein, da bei ihm Sinn und Materialität gleichermaßen bedeutend sind, denn es geht immer um ein sinnhaftes „praktisches Verständnis“ von in den Körper eingeschriebenen und materiell organisierten Praktiken. Auch in Bezug auf die Achse „Handlung – Struktur“ kann Schatzki fast zentral positioniert werden – durch sein Konzept des „Praxisfeldes“ ergibt sich nur eine leichte Tendenz hin zu strukturellen Ansätzen (Brand 2011: 180ff.).

## 4.2 THEORETISCHE IMPLIKATIONEN

Aufbauend auf die soeben dargelegte kurze Charakterisierung der wichtigsten Merkmale der Praxistheorien, gehe ich nun darauf ein, welche Folgen die Einnahme einer solchen Perspektive hat. Zwei Bereiche erweisen sich dabei als zentral, nämlich die Rolle, die den einzelnen sowie den kollektiven AkteurInnen zugeschrieben wird, und die Eignung der Praxistheorien für die Beschreibung eines gegebenen Zustandes bzw. sozialen Wandels.

### 4.2.1 Rolle der AkteurInnen

Praxistheoretische Ansätze vertreten eine relative provokante Ansicht, was die Rolle und Handlungsmacht individueller AkteurInnen anbelangt: Da Praktiken im Zentrum der Analyse stehen, werden AkteurInnen als ihre TrägerInnen, die der Logik der Praktik folgen, angesehen (vgl.: Reckwitz 2002: 256; Shove/Pantzar 2005). Unter anderem aus dem Bereich der soziologischen Nachhaltigkeitsforschung, die stark auf die Handlungsmacht einzelner (KonsumentInnen) setzt und weitgehend davon ausgeht, dass durch geänderte Einstellungen oder Normen auf einer individuellen Ebene Verhaltensänderungen hin zu nachhaltigeren Verhaltensmustern erzielt werden können, kam deshalb Kritik an dieser Ansicht (vgl. Warde 2005: 143f.).

Wichtig ist jedoch festzuhalten, dass die Bedeutung, die AkteurInnen zukommt innerhalb des praxistheoretischen Feldes auch stark variiert. Einen Extrempunkt nimmt hierbei Reckwitz ein, der AkteurInnen einen geringen Stellenwert zuschreibt: „in theories of practice ‘the social world is first and foremost populated by diverse social practices which are carried by agents’. [...]As carriers of practices, they [agents] are neither autonomous nor the judgmental dopes who conform to norms: They understand the world and themselves, and use know-how and motivational knowledge, according to the particular practice. There is a very precise place for the ‘individual’ – as distinguished from the agent [...]: As there are diverse social practices and as every agent carries out a multitude of different social practices, the individual is the unique crossing point of practices, of bodily-mental routines.“ (Reckwitz 2002: 256). Schatzki hingegen gesteht Individuen als Akteuren bedeutend mehr Gestaltungskraft zu, indem er ihnen mehr Kreativität und Unabhängigkeit zuschreibt. Dies drückt sich dadurch aus, dass Schatzki den AkteurInnen ein individuelles praktisches Verständnis attestiert, das ihre doings und sayings mit Sinn ausstattet (vgl.: Jonas 2009: 18).

Warde stellt auch fest, dass die analytische Bedeutung des Individuums in praxistheoretischen Ansätzen deutlich verringert ist, dies aber weder heißt, dass individuelle Handlungsmacht komplett verweigert wird (insbesondere bei „Störungsfällen“, bei welchen die einzelnen Elemente einer Praktik nicht mehr zusammenpassen kommt der individuellen Gestaltung wieder verstärkte Bedeutung zu) noch dass, individuelles (Konsum)Verhalten nicht analysiert werden könne. Individuen können seiner Meinung nach als „Kreuzungspunkte“ mannigfaltiger verschiedener sozialer Praktiken angesehen werden – eine Ansicht, die neue Perspektiven eröffnet: „An individual’s pattern of consumption is the sum of the moments of consumption which occur in the totality of his or her practices. If the individual is merely the intersection point of many practices, and practices are the bedrock of consumption, then a new perspective on consumer behaviour emerges.“ (Warde 2005: 143f.).

### 4.2.2 Beschreibung des Zustandes vs. Erklärung des Wandels

Eine wichtige Frage, die man sich vor dem Auswählen eines praxistheoretischen Ansatzes als erklärende Theorie für eine empirische Arbeit, stellen sollte, lautet, ob es um die Beschreibung eines Zustandes oder die Erklärung von Wandel geht. Die Stärke praxistheoretischer Ansätze liegt nämlich in der Beschreibung von Zuständen, von bestehenden, institutionalisierten Praktiken. Dies impliziert, dass die Erklärung von Wandel anhand praxeologischer Konzepte eher als Schwachstellen dieser theoretischen Ansätze gesehen werden muss: „With the strong focus on routines and on elements that hold practices together, practice theory might have a problem in understanding how changes occur, as also commented by Warde (2005).“ (Gram-Hanssen 2011: 65). Auch Schatzki teilt die Auffassung, dass Praxistheorien eindeutig mehr Potenzial in der Beschreibung von Kontinuität als Wandel haben (Schatzki 2002).

Dies bedeutet allerdings nicht, dass es nicht Versuche gäbe, Wandel zu beschreiben. Beispielsweise widmen sich gerade VertreterInnen, welche sich mit Fragen der Nachhaltigkeit auseinandersetzen, wie Shove oder Warde, dieser Herausforderung, insofern gerade die Veränderung von Praktiken hin zu umweltfreundlichen Praktiken den Schwerpunkt aus einer Nachhaltigkeitsperspektive darstellen. Warde versucht die Beschreibung von Wandel folgendermaßen:

„The principal implication of a theory of practice is that the sources of changed behaviour lie in the development of practices themselves.“ (Warde 2005: 140). Für Warde stellt Wandel also durchaus einen wichtigen Punkt innerhalb des Theoriegebildes dar, insofern er die Entwicklung neuer Praktiken als Ursprung für Verhaltensänderungen als wichtigste Auswirkung eines praxistheoretischen Verständnisses ansieht. Er betrachtet Praktiken auch als prinzipiell dynamisch, da Personen durch Improvisationen und Experimente Praktiken kontinuierlich adaptieren würden. Praktiken seien deshalb nicht konstant, sondern im Gegenteil ihr Wandel sei konstant, da in der Logik der Praktik eingeschrieben (vgl.: Warde 2005: 141). Weiters geht Warde davon aus, dass Praktiken sich gegenseitig stark beeinflussen, stellt aber fest, dass die genaue Dynamik dieses Vorgangs nicht geklärt und die Beschäftigung damit gar vermieden wird: „there is a question, much avoided in theoretical expositions, of how different practices affect one another, for surely understandings, knowledge and orientations transmigrate across boundaries.“ (Warde 2005: 149). Shoves Interpretation von Wandel baut auf die Begriffe der „Proto-Praktik“ und der „Ex-Praktik“ auf: Werden die Elemente einer Praktik nicht regelmäßig von Personen verbunden und ausgeführt, so bricht die Praktik auseinander, verliert an Bedeutung bzw. wird durch eine andere ersetzt. Shove nennt diesen Prozess Deformation und die Praktik folglich „Ex-Praktik“. Als Beispiel für eine Ex-Praktik nennt sie seltenen Fleischverzehr (ca. einmal wöchentlich) und macht dafür u.a. den Wandel auf der symbolischen Ebene von einem Luxusgut zu einem Alltagsprodukt und daher die Veränderung der gesamten Praktik verantwortlich. Weiters benennt Shove den Fall der „Proto-Praktik“, die gerade in der Phase der „pre-formation“ ist. In diesem Fall gibt es schon die zur Praktik gehörenden Elemente, diese werden aber noch nicht von Personen regelmäßig verbunden und deshalb ist die Praktik nicht verbreitet und gilt auch noch nicht als solche (vgl.: Shove 2009). Uneinig sind sich PraxistheoretikerInnen auch über das

Verhältnis von Routine und Reflexivität in diesem Zusammenhang: Während der starke Fokus auf Routinen zu den Prinzipien der Praxistheorien gehört, wird Reflexivität jedoch auch (unterschiedlich viel) Platz eingeräumt. Häufig geschieht dies im Zusammenhang mit „gestörten Routinen“, Praktiken, die sich als nicht mehr alltagstauglich erweisen: „Bei jeder ‚Störung‘ des Ablaufs, beim Wegfall bestimmter Voraussetzungen oder bei konkurrierenden Tätigkeiten oder Motiven – sei es durch äußere Einflüsse oder innere Veränderungen – werden routinierte Handlungen aber auch für das diskursive Bewusstsein zugänglich. In einem solchen diskursiven ‚Bewusstseinsmodus‘ ist das Individuum schließlich fähig, das eigene Handeln zu reflektieren, neues Wissen zu integrieren und neue oder modifizierte Alltagspraktiken zu entwickeln.“ (Jäger-Erben 2010: 58). Während auch Wilk meint, dass Akteure sowohl als habitualisierte, den Praktiken unterworfenen Subjekte als auch als freie Akteure mit einem reflektierten Willen angesehen werden können (Wilk 2009), so geht Halkier (2001) davon aus, dass eine klare Trennung von Reflexivität und Routine nicht möglich ist. Sie meint vielmehr, dass in Praktiken routinisiertes und reflektiertes Verhalten verschwimmen. Wilk liefert weiters eine hilfreiche Beschreibung des Verhältnisses zwischen Routine und Reflexivität: Während er den Prozess, in welchem Routinen in die bewusste Reflexion gelangen, „cultivation“ nennt, nennt er den umgekehrten Prozess, in welchem eine bewusste Überlegung zu einer Routine wird „naturalization“ (Wilk 2009). Sind das Verhältnis zwischen Reflexivität und Routine sowie die Erklärung von Wandel aus einer praxistheoretischen Perspektive zwar nicht geklärt, so gibt es jedoch schon hilfreiche Ansätze, die Wandel auch mithilfe des Einbezugs reflektierter Handlungen zu erklären versuchen. Eine empirische Arbeit, die beispielsweise sehr nachvollziehbar den Wandel des Energieverbrauchs von Haushalten erklärt und dabei auch Prozesse der „cultivation“ und Prozesse der „naturalization“ miteinbezieht, ist jene von Gram-Hanssen (2011).

### 4.3 STÄRKEN UND SCHWÄCHEN DER PRAXISTHEORIEN

Über die Vorteile einer praxistheoretischen Perspektive herrscht eine weitgehende Einigung, insofern sehr häufig die Positionierung der Theorie zwischen struktur- und handlungstheoretischen Ansätzen sowie der Einbezug der materiellen Ebene als größte Stärken des Theorieansatzes genannt werden. Brand beschreibt den Dualismus und die ständige Konkurrenz zwischen handlungs- und strukturtheoretischen Perspektiven in der Soziologie als einen „Stachel im Fleisch“, den etwas zu lösen eine praxistheoretische Perspektive im Stande sei (vgl.: Brand 2011: 174). Durch eine praxistheoretische Perspektive käme demnach individuellem und kollektivem Handeln sowie auch dessen Präformierung durch Institutionen und Strukturen genügend Bedeutung zu und in die Analyse könnten die Mikroebene bestehend aus „sozial strukturierter sowie sozial strukturierender“ Praktiken und die Makroebene miteinander verwoben werden (vgl.: ebd.). Warde sieht den Vorteil dieser Verschiebung der Perspektive insbesondere darin, dass weder das Handeln Einzelner, noch rationale Entscheidungen oder Entscheidungen als Ausdruck von

Identität zu stark in den Mittelpunkt gerückt werden. Dies hält er für besonders wichtig, da gerade in der Konsumforschung ihm zufolge manche Fehlschlüsse auf einer zu starken Fokussierung der genannten Bereiche beruhen (vgl.: Warde 2004: 5). Der zweite Vorteil liegt laut verschiedenen AutorInnen darin, dass ein geeigneter Weg gefunden wurde die den Menschen umgebende materielle Umwelt sowie seine eigene Körperlichkeit wieder in soziologische Überlegungen einfließen zu lassen. Die Fassung von materieller (technisch sowie natürlicher) Umwelt stellt für die Soziologie bis heute eine Herausforderung dar: In den Zeiten der Konsolidierung der Disziplin in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts sind natürliche oder materielle Einflussfaktoren wie biologische, klimatische und physisch-geographische Variablen systematisch aus soziologischen Erklärungen verdrängt worden, um die Soziologie als Disziplin des „Sozialen“ zu etablieren (vgl.: Brand 2011: 174). Unter anderem in der Auseinandersetzung mit Umweltfragen und in der soziologischen Nachhaltigkeitsdebatte wurde es aber zunehmend klarer, dass ein Einbezug der materiellen

Umwelt in soziologische Ansätze dringend notwendig ist, um geeignete Antworten auf sozial-ökologische Problemstellungen wie etwa umweltschonendes oder nachhaltiges Verhalten zu entwickeln (vgl.: Brand 2011: 175). In dieser Situation bieten Praxistheorien ein dankbar angenommenes Angebot der Integration materieller Elemente in einen theoretischen Ansatz, und zahlreiche Publikationen versuchen seither gesellschaftliche Naturnutzung inkl. diverser Konsumpraktiken und deren Veränderung, als soziale Praktiken zu beschreiben und zu analysieren (vgl.: Brand 2011; Gram-Hanssen 2011; Gram-Hanssen 2011; Halkier 2011; Hargreaves 2011; Shove 2009; Warde 2005).

Neben diesen hervorgehobenen Stärken findet sich in der Literatur aber auch Kritik zum praxistheoretischen Ansatz bzw. wird er auch von dem Feld Außenstehenden kritisiert. Innerhalb der PraxistheoretikerInnen stellt die Frage nach den Begrenzungen und der genauen Definition einer Praktik eine oft diskutierte Frage dar (vgl.: Gram-Hanssen 2011: 74, Røpke 2009: 2494) Wo fängt eine Praktik an und wo hört sie auf? Ist z.B. gemeinschaftlicher Konsum eine Praktik oder eine Ansammlung von Praktiken? Die Frage nach der Abgrenzung einer Praktik scheint auf theoretischer sowie verallgemeinernder Ebene sehr schwierig zu klären. In der vorliegenden empirischen Arbeit werden sharing-Praktiken wie die Praktik des Waschens in der Waschküche oder des Kochens in der Gemeinschaftsküche als einzelne spezifische Praktiken aufgefasst, die jedoch einen großen gemeinsamen Nenner haben. Deshalb wird auch sehr oft über „sharing-Praktiken“ im Allgemeinen geschrieben. Auch die Frage nach der empirischen Anwendbarkeit von Praxistheorien wird oft diskutiert (vgl.: Jackson 2005: 63). Eine weitere Schwäche, derer man sich bewusst ist, ist die unzureichende Fassung von Macht durch praxistheoretische Konzepte (vgl.: Brand 2011: 190): „[praxeological approaches] miss to elucidate the dynamics why certain

practices become accepted and prevailing (in certain contexts) and thus neglect the sphere of power and hegemony“ konstatiert Stefan und plädiert für eine konzeptionelle Integration von Macht anhand Gramsci's Hegemonietheorie und Philosophie der Praxis. Diese beiden Ansätze ließen sich laut Stefan gut vereinen, da Gramsci alltägliche Praktiken sowie den „Hausverstand“ als Ort der täglichen, stabilen Reproduktion von hegemonialen Machtverhältnissen betrachtet (Stefan 2013).

Von außerhalb des Feldes wird auch grundlegendere Kritik geäußert: Eine scharfe Kritik kommt von Bongaerts (2007), der den Neuheitswert des Ansatzes stark in Frage stellt bzw. daran zweifelt, dass man von einem „practical turn“ sprechen kann, insofern es seiner Meinung nach zu keinem Paradigmenwechsel durch die Praxistheorien gekommen sei. Bongaerts führt in seinem Artikel einige „Fehleinschätzungen“ der Praxistheorien an, wie z.B. die vermeintlich in der Soziologie vorhandene Dichotomie zwischen Handlungs- und Strukturtheorien oder eine Fehlinterpretation des Praxisbegriffs von Bourdieu. Er argumentiert, dass man in Anbetracht dieser „Fehleinschätzungen“ nicht mehr von einem „practical turn“ sprechen könne, da das praxistheoretische Feld keine Eigenständigkeit mehr aufweise (vgl.: Bongaerts 2007). Auch Turner (2001) übt an den praxistheoretischen Ansätzen Kritik, die jedoch weniger grundlegend, sondern auf spezifische Begrifflichkeiten eingehend, ausfällt. Seiner Meinung nach kann man nicht von einem den Praktiken eingeschriebenen Wissen bzw. Regeln sprechen, da Wissen immer ein individuell angeeignetes und daher in seiner konkreten Ausformung höchst unterschiedliches Element darstelle. Er schlägt daher vor, nicht von den Praktiken innewohnendem Wissen zu sprechen, sondern von einer mehr oder weniger groben Überinkunft, was das richtige Handeln in spezifischen Situationen angeht (vgl.: Turner 2001).

## 4.4 SPEZIFISCHE ANWENDUNG DES THEORETISCHEN ZUGANGS

Nachdem nun die Praxistheorien in ihren unterschiedlichen Ausprägungen und mit ihren theoretischen Implikationen vorgestellt und ihre Stärken sowie Schwachstellen analysiert wurden, gehe ich nun auf deren Eignung für vorliegende Arbeit ein. Dies geschieht insbesondere auf die Analyse der Stärken und Schwächen aufbauend und vor dem Hintergrund der Fragen, ob sich Konsum bzw. sharing und sharing in Cohousing sinnvoll als soziale Praktiken fassen lassen.

### 4.4.1 Konsum als soziale Praktik

Im Feld der Konsumforschung sind praxistheoretische Ansätze stark rezipiert (vgl.: Gram-Hansen 2010; Røpke 2009; Shove 2009; Warde 2005), da die Stärken dieser Ansätze gerade für dieses Feld besonders relevant sind: Insbesondere der Einbezug der materiellen Umwelt erweist sich für die Betrachtung von Konsum als wichtig, da somit Produkten, Technik, sozio-technischen Systemen und Infrastruktur eine zentralere Rolle eingeräumt wird (Warde 2005: 132). Ein weiteres Argument Warde's für die Nutzung praxistheoretischer Ansätze besteht darin, dass diese

individuelles Handeln, rationale Entscheidungen und den Ausdruck von Identität nicht überbewerten. Auch die wichtige Bedeutung von Routinen und die Betrachtung dieser im Spannungsfeld zwischen Routine und Reflexion wird als Vorteil für eine praxeologische Konsumforschung betrachtet (vgl.: ebd.).

Wie bereits erwähnt, hängt die praxeologische Konsumforschung eng mit Warde's Publikationen zusammen, insofern sein Artikel aus dem Jahre 2005 als „first „programmatic“ piece offering an examination of the potential of practice theoretical perspectives for analyses of consumption“ (Halkier et al. 2011: 4) angesehen wird. Dieser Artikel lieferte zwei zentrale Erkenntnisse, die auch weitgehend so übernommen wurden:

Die erste besteht darin, dass Konsum nicht als Praktik, sondern als Bestandteil fast jeglicher Praktik angenommen werden kann (Warde 2005: 137). Diese weitgreifende Ansicht hängt natürlich eng mit der Konzeption von Konsum zusammen: Im Gegensatz zu vielen anderen konsumtheoretischen Beiträgen betrachten die meisten PraxistheoretikerInnen Konsum als weit mehr als am Markt stattfindende Tauschhandlung:

*„The concept of consumption is used here to capture the appropriation and transformation of resources in relation of domestic practices. This „definition“ of consumption emphasizes that the transformation of material goods into waste, while obtaining services from the goods as an aspect of various practices, is a process which in most cases takes place over a longer period. Consumption is thus distinguished from market transactions and the economic concept of demand.” (Røpke 2009: 2495).*

Konsum wird hier also sehr breit als Prozess des Nutzens und Verwertens materieller Ressourcen angesehen, was den Vorteil mit sich bringt, dass auch die Nutzung von nicht über den Markt erworbenen Gütern als Konsum klassifiziert werden kann. Gerade auch für die vorliegende Untersuchung ist eine derartige Definition sinnvoll, da es bei Collaborative Consumption vordergründig um Konsum in der Phase der Nutzung und nicht in der Phase der Akquisition geht und herkömmliche Märkte von diversen anderen Orten des Konsums (z.B. Privatpersonen) ergänzt bzw. abgelöst werden.

Die zweite Erkenntnis besteht darin, dass Konsum nicht durch individuelle Wünsche und Bedürfnisse, sondern durch Praktiken angekurbelt wird: „Practices, rather than individual desires, we might say, create wants.“ (Warde 2005: 137). Ein Beispiel hierfür wäre, dass spezifische Arbeitspraktiken (stundenlanges Durcharbeiten, Zeitdruck usw.) den Konsum von Fast Food fördern.

Im Mittelpunkt der Analyse stehen also immer Praktiken: Bei der Untersuchung der zunehmenden Verbreitung des „Nordic Walking“ als Freizeitaktivität und deren dazugehörigen Konsumaktivitäten, gehen Shove und Pantzar (2005) daher auch von Praktiken aus und untersuchen, wie diese ihre TrägerInnen „rekrutieren“, d.h. wie es dazu kommt, dass eine Praktik „normaler“ und fest etablierter Teil sozialer Wirklichkeit wird. Es geht hier also wie bei allen praxeologischen Konsumforschungen um die Betrachtung der sozialen Praktik als Ausgangspunkt von Konsumhandlungen und demnach geht es nicht um den Kauf der Ausrüstung für „Nordic Walking“, sondern um die Tätigkeit an sich, die dann eben materielle Gegenstände sowie symbolische Bedeutungen, Kompetenzen, implizites Wissen usw. umfasst. Dementsprechend geht es auch in anderen Konsumbereichen nicht vordergründig um das Produkt selbst und den individuellen Wunsch nach dem Produkt, sondern um die damit verbundenen Tätigkeiten, Praktiken. Dies können durchaus auch verschiedene, miteinander vernetzte Praktiken sein. Besonders deutlich wird die Sinnhaftigkeit dieses Fokus bei der Betrachtung von Energiekonsum wie Shove et al. und auch Gram-Hanssen (2010) hervorheben: Gerade hier werde das konsumierte „Produkt“ Energie nur in den diversen auf Energiekonsum beruhenden Praktiken sichtbar und fassbar. Über den Konsum von „Energie“ oder auch „Wasser“ zu sprechen sei demnach viel realitätsferner als über Heizen, Kochen, Duschen usw. zu sprechen.

Wenn ausgehend von Praktiken dann aber doch über die Umsetzenden der Praktiken, im Fach-Jargon oft „TrägerInnen“ der Praktiken genannt, gesprochen wird, so sei es laut Røpke (2009) treffender von PraktikerInnen als von KonsumentInnen zu sprechen, da der Begriff „Konsument“ vordergründig mit Shopping-Praktiken verbunden sei. Alltagsnäher und für die meisten Untersuchungen wichtiger seien

allerdings die mit den erworbenen Produkten zusammenhängenden Praktiken: „Replacing consumers by practitioners provides a different perspective on the character of the agents and emphasizes aspects of consumption that tend to be underexposed in other theories of consumption. For instance, the focus on practices draws attention to doing rather than having, and to the use rather than the display of products” (Røpke 2009: 2495).

Zusammenfassend kann also festgehalten werden, dass praxistheoretische Ansätze eine fruchtbare Basis für die Betrachtung von Konsum darstellen. Dies beruht größtenteils auf der konzeptionellen Fassung von materiellen Objekten, denen ein theoretischer Stellenwert gegeben wird. Dies geschieht allerdings immer im Verbund mit und ausgehend von der Ausführung von spezifischen Praktiken, als deren konstitutiver Teil die Objekte angesehen werden.

#### **4.4.2 Sharing in Cohousing als soziale Praktik**

Prinzipiell erweist sich ein praxistheoretischer Zugang für den Untersuchungsgegenstand des gemeinschaftlichen Konsums innerhalb von Cohousing Projekten aus mehreren Gründen als äußerst gewinnbringend:

Im letzten Abschnitt wurde gerade auf die Gründe eingegangen, warum sich praxistheoretische Ansätze für Fragen der Konsumforschung gut eignen. Da diese Arbeit dieselbe breite Auffassung von Konsum wie im letzten Abschnitt von Røpke zitiert vertritt und als Konsum also auch die Nutzung von Gegenständen und auch Räumen betrachtet, gibt es hier bereits einen ersten übereinstimmenden Punkt. In einem weiteren Sinne argumentiert Brand, dass eine praxistheoretische Perspektive Vorteile für umweltsoziologische Fragestellungen bringe: Durch die Einnahme einer praxistheoretischen Perspektive würde klar werden, dass „„Umwelthandeln“ nicht kausal durch Faktoren wie Wissen, Einstellungen, Werte, Bedürfnisse, Handlungsziele, Zweck-Mittel-Kalkulation etc. erklärt werden kann, da Handeln einem impliziten, inkorporierten „praktischen Sinn“ folgt. Das heißt auch, dass rein abstraktes Wissen über ökologische Gefährdungslagen, z. B. über die Folgen des Klimawandels, solange folgenlos bleibt, als es nicht in ein kontextspezifisches „praktisches Wissen“ integriert ist.“ (Brand 2011: 180). Außerdem impliziere eine praxistheoretische Perspektive, dass umweltrelevante Aspekte des Handelns (z.B. Ressourcenverbrauch) nicht als solche, sondern nur als Teil umfassender sozialer Praktiken zu verstehen seien (vgl.: ebd.). Dies seien für umweltsoziologische Fragen zwei wichtige Grundverständnisse, die durch die Praxistheorien gefördert werden würden. Da sich diese Arbeit als umweltsoziologische Arbeit versteht, da es um die Möglichkeiten einer sozial sowie ökologisch nachhaltigeren Form des Konsums sowie des Zusammenlebens geht, erweisen sich Praxistheorien auch unter diesem Gesichtspunkt als fruchtbringend.

Neben diesen allgemeinen Eignungen für konsumorientierte bzw. umweltsoziologische Fragestellungen, erweisen sich auch einige spezifische Merkmale praxistheoretischer Zugänge als passend für das konkret zu untersuchende Beispiel: Der physischen Gestaltung des Hauses sowie der weiteren Infrastruktur kann durch einen praxistheoretischen Zugang eine angemessene Bedeutung zukommen.

Die Integration der physischen Umwelt ist wie bereits erwähnt unüblich für soziologische Ansätze. Gleichzeitig spielen Architektur, Gestaltung der Räume und der gemeinschaftlich genutzten Gegenstände im Falle von Cohousing eine sehr wichtige Rolle und beeinflusst die gelebten Praktiken wesentlich. Da ein praxistheoretischer Zugang diese Wichtigkeit erfasst, gleichzeitig aber auch „weicheren“ Faktoren wie symbolischen Bedeutungen von Praktiken oder dazugehörigen Kompetenzen Platz einräumt, eignet sich die gewählte Theorie. Auch Jaeger-Erben ist der Meinung, dass eine an einen spezifischen Ort gebundene Erhebung sich gut eignen würde, um aus praxistheoretischer Perspektive nachhaltigkeits- oder konsumrelevante Fragen zu untersuchen: „Genauso gut können auch Räume bzw. Orte (innerhalb der Wohnung, im Freien, an Konsumorten) anhand ihrer ortsgebundenen Praktiken bzw. Praktiken der Raumeignung und Raumnutzung betrachtet werden und inwieweit hierbei nachhaltigkeits- oder konsumrelevante Handlungen gefördert werden.“ (Jaeger-Erben 2010: 230). Weiteres hat der praxistheoretische Ansatz seine Stärke, wie unter 4.2.2 (‐Beschreibung des Zustandes vs. Erklärung des Wandels‐) erwähnt, in der Beschreibung des Zustandes und weniger in der Erklärung von Wandel. Dies passt auch zum Forschungsvorhaben, da Wandel nicht vordergründig behandelt werden wird, sondern es mehr um die Beschreibung aktuell gelebter Praktiken geht. Unter 4.1.2 (‐Positionierung der Praxistheorien‐) werden praxistheoretische Zugänge zwischen handlungs- und strukturtheoretischen Ansätzen positioniert. Da Collaborative Consumption innerhalb von Cohousing stark von beiden Ebenen, also sowohl von Handlungen einzelner Akteure sowie vorgegebenen Rahmenbedingungen abhängt, passt die Positionierung gut zum Forschungsfeld. Ein letzter spezifischer Punkt der den theoretischen Ansatz als geeignet erscheinen lässt, ist die geringere Bedeutung des Individuums im Vergleich zu größeren Gruppen. Dies erscheint passend, weil es sowohl beim Cohousing als auch beim gemeinschaftlichen Konsum in erster Linie um die Gemeinschaft und um Handlungsmöglichkeiten, die durch eine Gemeinschaft möglich werden, geht. Durch all diese Punkte wird daher eine ganzheitliche Perspektive gewährleistet, die auch Faktoren, die häufig nur als „externe Faktoren“ betrachtet werden würden, miteinzubeziehen vermag:

*‐A related analytic strategy is to argue that any one situated enactment of a practice carries and contains (and arguably reproduces) all those features that might otherwise be externalised as context or explanatory force. In doing laundry as they do, people simultaneously reproduce the conditions and possibilities of capitalism, markets and commercial relations, water infrastructures and institutions along with social norms and conventions of cleanliness, freshness etc.‐* (SPRG-Team 2012: 10).

Allerdings impliziert der gewählte theoretische Ansatz auch Schwierigkeiten bzw. blinde Flecken: So werden Machtfragen ausgeblendet (z.B. Wer bestimmt die Regeln des gemeinschaftlichen Konsums?) und es erweist sich als äußerst schwierig Praktiken voneinander abzugrenzen (z.B. Ist gemeinschaftlicher Konsum an sich eine Praktik?). Methodische Fragen dieser Art werden im nächsten Kapitel näher ausgeführt.

# 5 Methoden

Dieses Kapitel entwickelt und erläutert die Art und Weise, wie die Ergebnisse der vorliegenden Arbeit zustande kamen, also deren Methodologie. Dies geschieht in einem Zwischenschritt: Zunächst werden einige methodologische Reflexionen angestellt, die im Zusammenhang mit der Wahl einer praxistheoretischen Perspektive stehen und darauf aufbauend wird die eigene methodische Herangehensweise entwickelt.

Gleich eingangs soll festgehalten werden, dass die gewählten Methoden, sowie die gewählte theoretische Perspektive natürlich selektierend auf die Ergebnisse wirken und diese eigentlich bedingen: Hätte ich beispielsweise hauptsächlich teilnehmende Beobachtungen oder Dokumentanalysen durchgeführt, wären die Ergebnisse bzw. die Foki und evtl. auch die Fragestellungen höchstwahrscheinlich andere gewesen. Stark verstärkt wird diese Selektion auch durch den Umstand, dass Forschende nicht nur durch Methoden oder Theorien spezifische Brillen wählen, durch welche sie die „Realität“ betrachten, sondern als Personen mit bestimmten Erfahrungen und Sozialisierungen sozusagen

auch unablegbare Brillen tragen. Meine eigenen Erfahrungen, z.B. mit sharing-Praktiken oder Gruppenprozessen, bestimmen ohne Frage, was ich mir überhaupt anschauen, wie ich das tue und was ich schließlich in den betrachteten Prozessen erkenne. Auch wenn manche diese Umstände so einschätzen, dass dies zu „subjektiven“ Betrachtungen führt, die nicht dem wissenschaftlichen Ideal der „Objektivität“ Genüge tun, bin ich der Meinung, dass insbesondere Forschung, die sich mit gesellschaftlichen Prozessen auseinandersetzt immer nur subjektiv sein kann, im Sinne, dass sie wesentlich von den Forschenden geprägt ist. Anerkanntes Ziel qualitativer Forschung, sowie auch mein Ziel ist es, zu einer Intersubjektivität zu gelangen (vgl.: Kromrey 1998: 42), d.h. die von mir gewonnen Ergebnisse möglichst nachvollziehbar und transparent darzustellen. Dies versuche ich durch weitgehende Offenlegung des Forschungsprozesses in diesem Kapitel (z.B. Abbildung des mind-maps der aus dem Datenmaterial gewonnenen Kodes) und ausgiebiges Zitieren von Interviewpassagen in der Auswertung.

## 5.1 METHODOLOGISCHE REFLEXIONEN

Die Wahl einer praxistheoretischen Perspektive bringt eine Reihe von methodologischen Herausforderungen mit sich, weshalb diese in einem ersten Schritt reflektiert werden sollen. Dazu wird zunächst darauf eingegangen, welche besonderen Erfordernisse bei einer praxistheoretischen Arbeit zum Tragen kommen, wenn man eine dem Gegenstand angemessene Methode wählen will. In einem nächsten Schritt wird auf in empirischen praxistheoretischen Arbeiten verwendete Methoden und schließlich auf methodische Empfehlungen für empirische praxistheoretische Arbeiten eingegangen.

### 5.1.1 Gegenstandsangemessenheit

*“However, taking practices as the unit of enquiry is a somewhat unusual step and it is one that requires us to really think about the types of questions that are consequently generated, and then about the methodological/analytic challenges that follow.” (SPRG-Team 2012: 18).*

Dieses Zitat bringt die methodologischen Herausforderungen, die sich bei der Wahl eines praxistheoretischen Forschungsrahmens stellen, gut auf den Punkt: Generell und insbesondere bei qualitativer Sozialforschung gilt es die Gegenstandsangemessenheit der angewandten Methoden gut zu bedenken. Da es äußerst zentral ist, dass die theoretischen Fragestellungen und die Methoden gut korrespondieren, ist die Gegenstandsangemessenheit auch ein wichtiges Qualitätsmerkmal qualitativer Forschung (Jaeger-Erben 2010: 87; Flick 2007). Bei praxistheoretisch orientierten Forschungsfragen tritt die Wichtigkeit der Gegenstandsangemessenheit noch zentraler in den Vordergrund, da viele der üblichen sozialwissenschaftlichen Methoden und empirischen Fragestellungen nicht geeignet sind der Frage nach Praktiken nachzugehen. Die Forschungsgruppe

zu nachhaltigen Praktiken (Sustainable Practices Research Group, SPRG) bringt dies in ihren methodologischen Reflexionen gut zum Ausdruck: „Although it is the case that theories of practice generate questions at different levels and of different types, some lines and hence methods of enquiry are much less likely than others. It is, for instance, hard to imagine what kind of practice-oriented questions might be usefully addressed by surveying individual attitudes towards sustainability or climate change alone. In order to interpolate practices, methodologies need to reach meanings as they are shared by practice-collectivities and to probe into distributed practices at varying scales.“ (SPRG-Team 2012: 3). Auch wenn das Abfragen individueller Einstellungen in Einzelinterviews eine weit verbreitete Methode ist, ist dies in keiner Weise zielführend, wenn soziale Praktiken aufgedeckt werden sollen. Da soziale Praktiken über-individuell geteilt sind, nützt in diesem Fall die Kenntnis individueller Einstellungen wenig. Vielmehr geht es darum, geeignete Methoden zu finden, die die sozial geteilten Elemente einer Praktik (praktisches Wissen, Bedeutungen, Infrastruktur usw.) in den Vordergrund treten lassen. Welche Herausforderungen sich hier stellen und inwieweit man mit der klassischen Methode des Einzelinterviews an Grenzen stößt, ist Inhalt von Abschnitt 5.1.3 („Methodenvorschläge“).

### 5.1.2 Heterogene Methodenwahl

Betrachtet man empirische praxistheoretisch orientierte Arbeiten, so fällt sogleich auf, dass sowohl eine Methodenvielfalt aber auch Methodenunsicherheit vorherrscht (Warde 2005; Shove/Pantzar 2005; Shove/Pantzar 2007; Gram-Hansen 2010; Halkier 2010). Wenn das praxistheoretische Theoriegebilde nicht homogen und abgerundet erscheint, so tun dies praxistheoretische

empirisch-methodologische Arbeiten noch viel weniger. Warde, der sich tiefgehend mit der empirischen Anwendung praxistheoretischer Ansätze, insbesondere im Feld des nachhaltigen Konsums, auseinandergesetzt hat, macht wiederholt auf die potenziellen Schwierigkeiten in der empirischen Anwendung des doch sehr philosophisch-theoretisch geprägten Ansatzes aufmerksam (Warde 2005: 132). Diese Herausforderungen sowie wohl auch die relative Neuheit des Ansatzes führen dazu, dass es noch wenig vorgefertigte Methodenpakete oder methodologische Reflexionen gibt:

*“By contrast, when practice and its social constitution, rather than individuals and their behaviours, are centre stage there is no comparably well-defined package of research designs and no ready-made repertoire of methodological tools ready and waiting for the practice-based researcher to pick up and deploy.” (SPRG 2012: 3).*

Die bislang durchgeführten empirischen Arbeiten (Warde 2005; Shove/Pantzar 2005; Shove/Pantzar 2007; Gram-Hansen 2010) stellen auch eher Anwendungsbeispiele dar – eine methodologische Reflexion bleibt weitgehend aus (Halkier 2010 und Halkier et al. 2011 stellen eine Ausnahme dar). Es tauchen zwar bisweilen innovative Versuche auf, angemessene Methoden zu entwickeln, wie z.B. die „fokussierte Analyse“ bei Gram-Hansen (2010) oder etwa die Verwendung von Surveys zur Analyse von für eine Praktik aufgewandte zeitliche und finanzielle Ressourcen bei Warde (2005), doch werden diese weder näher beschrieben noch reflektiert.

### 5.1.3 Methodenvorschläge

Da sich noch kein Mainstream in Bezug auf die Methodenwahl herauskristallisiert hat, erweisen sich die praxistheoretischen empirischen in methodologischer Hinsicht als recht experimentierfähig und offen gegenüber vielfältigen Methoden (Warde 2005: 149, Halkier et al. 2011: 8). Warde's Vorgabe, dass sowohl praktische Aktivitäten sowie deren Repräsentation (in Form von Sprache, Bildern, Symbolen usw.) untersucht werden sollen (Warde 2005: 134), wird auf unterschiedlichste Weise zu erfüllen versucht. Dabei werden qualitative Methoden vorgezogen (SPRG 2012: 9), jedoch nicht ausschließlich verwendet:

*„It is not necessarily only qualitative methods that could be applied using practice theory. But a practice theoretical perspective tends to lead to an interest in detailed observations, descriptions, interpretations and reflections about social processes.” (Halkier 2010: 39).*

Quantitative Methoden stellen zwar eher eine Ausnahme dar, werden jedoch auch herangezogen. Warde empfiehlt

z.B. das Arbeiten mit Surveys zu zeitlichen und finanziellen Ressourcen (Warde 2004a). Im Bereich der qualitativen Methoden wird das Methodenspektrum von Einzelinterviews über Mehrpersonengespräche sowie insbesondere auch Beobachtungen ausgenutzt. Die Eignung der klassischen Methode des Einzelinterviews wird jedoch durchaus kritisch betrachtet:

*“So ließe sich zum Beispiel kritisch anführen, dass bei einem Interview, das eher Reflektionen [sic!] und die wahrnehmbaren und erinnerbaren Aspekte von Handlungen ansteuert, das Risiko besteht, dass die eigentlich anvisierten, eher wenig reflektierten, routinierten und unbewussten Aspekte des Alltags und die nicht verbalisierbaren Elemente des praktischen Bewusstseins nicht zum Ausdruck kommen.” (Jaeger-Erben 2010: 88).*

Jaeger-Erben, die selbst hauptsächlich mit Interviews gearbeitet hat, kommt jedoch zum Fazit, dass diese Methode nicht gänzlich adäquat sei, durch Alltagsbeschreibungen jedoch sehr wohl wertvolle Einblicke in die Funktionsweise von sozialen Praktiken gewonnen werden könnten (ebd.: 270). Auch Halkier unterstreicht in ihrer methodologischen Reflexion, dass Forschende darauf Acht geben sollen, keinen methodologischen Individualismus zu vertreten, Einzelinterviews aber sehr wohl eine geeignete Methode sind (Halkier 2010: 40).

Welche Methoden auch immer gewählt werden, eine Kombination aus mehreren wird stark empfohlen (Warde 2004b: 8). Als Vorzeigebispiel wird auf den multi-methodischen Ansatz von Watson und Shove (2008) verwiesen, der zur Untersuchung von Praktiken des “Do-It-Yourself” Tiefeninterviews, teilnehmende Beobachtung, Hausbegehungen, ExpertInneninterviews und Dokumentenanalyse kombiniert (Jaeger-Erben 2010:). Auch Jaeger-Erben empfiehlt in der Reflexion ihrer empirischen Arbeit eine Kombination von “reaktiven” Methoden wie z.B. das Interview mit “nicht-reaktiven” Methoden wie z.B. Beobachtungen oder Dokumentenanalyse und hebt besonders das Potential letzterer hervor. Dabei verweist sie im Speziellen auch auf die Nutzung stärker raumbezogener Methoden, wie Fotos und Filme von spezifischen Orten oder auch interaktive Methoden wie das so genannte “go-along” (Jaeger-Erben 2010: 281f.). Diese Kombinationen werden insbesondere deshalb empfohlen, um Aspekte von Praktiken zu erkunden, die nicht direkt beobachtbar sind. Diese Aspekte könnten wie Spuren z.B. in offiziellen Anleitungen gefunden werden (SPRG 2012: 8).

Weniger bedeutend für diese Untersuchung - aber im Bereich der historisch-vergleichenden Studien sozialer Praktiken oft angewandte Methoden- sind historische Methoden wie etwa das biographische Interview oder generationenübergreifende Methoden (SPRG 2012: 11).

## 5.2 METHODISCHE HERANGEHENSWEISE

Aufbauend auf die soeben dargestellten methodologischen Überlegungen, wird auf den nächsten Seiten die eigene methodische Herangehensweise entwickelt, die aus einem Methodenmix besteht. Dieser wird in einem ersten

Schritt dargestellt und die Auswahl der Methoden begründet, wobei die einzelnen Methoden aber nur oberflächlich beschrieben, da es sich um in den Sozialwissenschaften sehr geläufige Methoden handelt. Eine Ausnahme stellt

hier allerdings die Methode des sogenannten “go-alongs” dar, welche auch eingehender beschrieben wird. Weiters werden die Vorgangsweisen bei der Auswahl der Interviewten und der Fallstudien sowie die Art der Auswertung beschrieben.

### 5.2.1 Methodenmix

Für die vorliegende Untersuchung wurde auf einen Methodenmix zurückgegriffen – einerseits aufgrund der eben beschriebenen Empfehlungen und andererseits, weil es sich auf “natürliche” Weise so ergeben hat: Der erste Schritt ins Feld erfolgte durch semi-strukturierte Interviews mit BibliotheksnutzerInnen. Diese Interviews dauerten aufgrund ihres spontanen Zustandekommens relativ kurz (ca. 20 Minuten) und hatten hauptsächlich explorativen Charakter: Es ging darum ein erstes Gefühl für das Feld zu entwickeln und als Resultat der Interviews folgte die theoretische Festlegung auf einen praxistheoretischen Ansatz (siehe 3 „Einblick: Wie funktioniert sharing (nicht)?“). Über ein Jahr später habe ich die Feldforschung in der Sargfabrik mit offenen Einzelinterviews und aus einer praxistheoretischen Perspektive begonnen. Diese Methode wählte ich, da sie meiner Meinung nach eine geeignete Methode darstellt, um die Befragten möglichst unbeeinflusst von den Vorstellungen der Forschenden über den Gegenstandsbereich erzählen zu lassen und so einen ersten Eindruck davon zu gewinnen. Weiters wählte ich Einzelinterviews aufgrund ihrer relativ leichten Umsetzungsmöglichkeit: Sie sind eine bekannte Methode und gewähren den Befragten daher Sicherheit. Insbesondere in der Phase der anonymen Anfrage scheint es leichter die Einwilligung zu einem Gespräch als beispielsweise zu einer teilnehmenden Beobachtung zu erhalten. Auch möchte ich erwähnen, dass ich in meinem Studium der Soziologie neben Einzelinterviews nur sehr wenige andere qualitative Methoden kennengelernt habe und diese Methode daher auch mir als Datenerhebende Sicherheit bot. Aus diesen Gründen stieg ich trotz der weiter oben angeführten Bedenken zur Eignung von Einzelinterviews für eine praxistheoretische Fragestellung mit offenen Einzelinterviews in die Feldphase ein. Als ich nun aber zu meinem ersten Interviewtermin erschien, fragte mich meine Interviewpartnerin sogleich, ob ich die Anlage der Sargfabrik schon kenne. Nachdem ich diese Frage verneinte, meinte sie, dann sei es wohl das Beste, sie zeige mir zuerst die Räumlichkeiten und die Wohnhausanlage, ansonsten sei es schwierig darüber zu sprechen. Zwar etwas überrumpelt von diesem von Plan abweichenden Interviewverlauf, aber dennoch an dem Vorschlag interessiert, stimmte ich zu und wir begaben uns auf eine halbstündige Führung durch die Sargfabrik, die in der Tat äußerst aufschlussreich war. Kurz nachdem die Führung begonnen wurde, entschloss ich mich, das Aufnahmegerät anzuschalten, da sehr interessante Erklärungen und Erzählungen in die Führung einfließen. Nach dem Rundgang folgte wie geplant ein einstündiges offenes Interview und abgerundet wurde dieses erste Eintauchen in das Feld mit einem weiteren kurzen Rundgang durch Gemeinschaftsflächen der Miss Sargfabrik. Auf dieses erste Interview folgten vier weitere offene Interviews, bei denen sich diese Dynamik fast jedes Mal wiederholte: Drei weitere Interviewpartner hielten es für sinnvoll und

notwendig, die Gemeinschaftsräume und -flächen herzuzeigen, um das Erzählte zu verdeutlichen. Dadurch dass zwei Interviews von Studienkollegen durchgeführt wurden, fanden die Führungen immer statt, wurden jedoch nicht aufgezeichnet. Mein 4. Interviewpartner, mit welchem ich selbst das Gespräch führte, bot mir bereits bei der telefonischen Terminvereinbarung eine Führung durch die Sargfabrik an. Diesmal war ich besser darauf vorbereitet und hatte eine kleine Filmkamera mit, die ich mit seiner Erlaubnis während der ca. eineinhalbstündigen Führung die meiste Zeit an hatte, um den Rundgang nicht nur auditiv, sondern auch visuell festhalten zu können. Fasziniert davon, wie ertragreich das Erzählen bei gleichzeitigem Zeigen der Umgebung ist und auch davon, dass diese Methode sozusagen nicht von der Forschenden, sondern den “Befragten” gewählt wurde, begann ich zu recherchieren, ob und wie mit dieser Art von Erzählungen methodisch umgegangen werden kann. Dabei stieß ich auf die Methode des “go-alongs”, die insbesondere von Kusenbach propagiert wird und auf welche ich im nächsten Absatz näher eingehen werde.

#### Der “go-along”

Der go-along wird als eine interaktive Methode beschrieben, bei der InformantInnen gebeten werden, ihre Umgebung zu zeigen:

*“The go-along method (hereafter “go-along”) is a form of in-depth qualitative interview method that, as the name implies, is conducted by researchers accompanying individual informants on outings in their familiar environments, such as a neighborhood or larger local area. The go-along can be conducted as a “walk-along” (i.e. conducted while walking with the participant), a “ride-along” (i.e. conducted while driving), or a “mixed” form combining the former two types.” (Carpiano 2009: 264).*

Kusenbach beschreibt den walk-along als Hybridform zwischen der Methode des Interviews und der Beobachtung, insofern der oder die Forschende herumgeführt wird und durch Zuhören, Beobachten und Fragen am “Erfahrungsfluss” des Informanten oder der Informantin teilhaben kann (vgl.: Kusenbach 2003: 463; Carpiano 2009: 264). Lebhafter und realitätsnäher werden go-alongs auch dadurch, dass die InformantInnen meist mit ihrer Umwelt und auch Menschen, denen sie begegnen, in Interaktion treten. Dadurch ähnelt die Methode schon etwas dem “hanging out” mit Schlüsselpersonen, wie es in der Ethnographie praktiziert wird und liefert wichtige, spontan entstandene Daten, die durch ein klassisches Interview nicht zustande kommen (vgl.: Kusenbach 2003: 463).

Die Methode ist zwar noch sehr wenig verbreitet (vgl.: Carpiano 2009: 264; Kusenbach 2003: 63), doch werden ihre Vorteile von denjenigen, die sie anwenden, stark betont:

*“What makes the go-along technique unique is that ethnographers are able to observe their informants’ spatial practices in situ while accessing their experiences and interpretations at the same time.” (Kusenbach 2003: 463).*

Durch diese Kombination von Beobachten, Hören von Gesagtem und Teilhaben an Interaktionen soll es möglich sein, Kontexte und symbolische Bedeutungen von alltäglichen Praktiken sowie individuelle Wahrnehmungsfiler zumindest ansatzweise sichtbar zu machen (vgl. ebd.: 478). Carpiano sieht in der Methode ein geeignetes Instrument,

um zu verstehen, wie die verschiedenen Dimensionen von Raum (physische, soziale, mentale Dimension) und Zeit einer bestimmten Umgebung für die dort lebenden Menschen interagieren. Diese Interaktionen seien durch klassische Methoden oft schwer aufdeckbar, weshalb er sich für eine stärkere Anwendung des go-alongs stark macht (vgl.: Carpiano 2009: 264). Außerdem bringe diese Methode auch auf der Beziehungsebene zwischen Forschendem oder Forschender und Befragtem oder Befragter einen Vorteil mit:

*“Given that the respondent serves as a “tour guide” for the researcher, the go-along helps to reduce typical power dynamics that exist between the interviewer and interviewee (as subject).” (Carpiano 2009: 267).*

Durch diese Dynamik könnte die Erhebung inklusiver gestaltet werden, da der oder die InformantIn eher die Rolle eines oder einer TeilnehmerIn in einem Interview wahrnimmt und nicht nur jene eines befragten Subjektes (vgl.: ebd.: 267).

In Bezug auf die genaue Ausgestaltung der Methode, gibt es relativ wenige Richtlinien:

*“The go-along is a highly flexible method that can be tailored to the needs of a particular research project.” (Carpiano 2009: 265).*

Vehement wird von Kusenbach nur vertreten, dass, die go-alongs natürlich sein sollen, d.h. sich auf Wegen befinden, die die InformantInnen in ihrem Alltag nutzen und nicht von den Forschenden gewählt werden (vgl.: Kusenbach 463). Was allerdings den Strukturierungsgrad der Interviews sowie die Aufzeichnung dieser angeht, wird mehr oder weniger freie Hand gelassen: Von einem sehr offenen bis zu einem semi-strukturierten Interview erscheint alles möglich, wobei auch darauf hingewiesen wird, dass spontane ad-hoc Fragen von Seiten des oder der Interviewenden einen größeren Platz als in einem herkömmlichen Interview einnehmen (vgl.: ebd.: 265). Auch

was die Aufzeichnung sowie die anschließende Auswertung eines go-alongs betrifft, werden verschiedene Vorschläge besprochen, jedoch ohne zu einem klaren Fazit zu kommen. Kusenbach berichtet entweder Audioaufnahmen oder Notizen gemacht zu haben. Allerdings hat sie auch schon go-alongs durchgeführt, bei welchen sie keinerlei Aufzeichnungen direkt während des Interviews gemacht hat, und überlässt die Wahl der Aufzeichnung schlussendlich den Präferenzen des oder der Forschenden (vgl.: Kusenbach 2003: 465).

### Übersicht über Methodenmix

Vervollständigt wurde der Methodenmix schließlich durch vier weitere Methoden:

Erstens wurden aus dem im Zuge des zweiten go-alongs gemachten Video Fotos entnommen und die Auswertung durch Einbezug dieser sowie weiterer selbst geschossener und recherchierter Fotos ergänzt. Die meisten Fotos stellen Aufnahmen von Räumen dar, welche aufgrund mangelnder architektonischer Kenntnisse recht rudimentär beschrieben und analysiert wurden. Einige Fotos zeigen aber auch Nutzungsordnungen, also Texte, die, zweitens, ansatzweise mit textanalytischen Methoden untersucht wurden. Drittens organisierte ich eine Gruppendiskussion zwischen zwei BewohnerInnen der Sargfabrik und zwei VertreterInnen von internetbasierten sharing-Plattformen. Diese war nicht standardisiert und wurde großteils von den Befragten selbst gestaltet, wie es Kromrey vorschlägt (Kromrey 1998: 364). Im Zuge der Organisation dieses Treffens ergab sich auch meine Teilnahme an einem Treffen zwischen dem Cohousing „Wohnprojekt Wien“ und der privaten carsharing-Plattform „carsharing24/7“, bei welchem ich, viertens, eine teilnehmende Beobachtung durchführen konnte.

Die folgende Tabelle gibt eine Übersicht über die verwendeten Methoden:

Methoden	Informationsquelle	Datum der Erhebung	Art des erhobenen Materials
Interviews			
Semistrukturiertes Interview	Bibliotheksnutzer	19.01.2012	Transkribierte Audioaufnahme
Semistrukturiertes Interview	Bibliotheksnutzerin	26.01.2012	Transkribierte Audioaufnahme
Semistrukturiertes Interview	Bibliotheksnutzerin	27.01.2012	Transkribierte Audioaufnahme
Semistrukturiertes Interview	Bibliotheksnutzer	27.01.2012	Transkribierte Audioaufnahme
Semistrukturiertes Interview	Bibliotheksnutzer	02.04.2012	Transkribierte Audioaufnahme
Offenes Interview	Bewohnerin der Sargfabrik	04.04.13	Transkribierte Audioaufnahme
Offenes Interview	Bewohner der Sargfabrik	04.04.13	Transkribierte Audioaufnahme
Offenes Interview	Bewohner der Sargfabrik	23.05.13	Transkribierte Audioaufnahme

Methoden	Informationsquelle	Datum der Erhebung	Art des erhobenen Materials
Offenes Interview	Bewohner der Sargfabrik	05.07.13	Transkribierte Audioaufnahme
Offenes Interview	Bewohner der Sargfabrik	15.11.13	Transkribierte Audioaufnahme
Offenes Interview	Bewohnerin von B.R.O.T. Kalksburg	25.06.13	Transkribierte Audioaufnahme
<b>Sonstige Methoden</b>			
go-along	Bewohnerin der Sargfabrik zeigt Gemeinschaftsflächen der Sargfabrik	04.04.13	Transkribierte Audioaufnahme
go-along	Bewohnerin der Sargfabrik zeigt Gemeinschaftsflächen der Sargfabrik	04.04.13	Transkribierte Videoaufnahme
Fotoanalyse	Anlage der Sargfabrik, besonderer Fokus auf Gemeinschaftsflächen	April – Dezember 2013	Fotos
Textanalyse	Nutzungsordnungen	April – Dezember 2013	Fotografiertes Textmaterial
Teilnehmende Beobachtung	Treffen zwischen „Wohnprojekt Wien“ und „carsharing24/7“	04.12.2013	Beobachtungsprotokoll
Gruppendiskussion	Zwei BewohnerInnen der Sargfabrik und zwei Vertreter von internetbasierten sharing-Plattformen	11.12.2013	Transkribierte Audioaufnahme

Tabelle 2: Übersicht der verwendeten Methoden

Der Strukturierungsgrad aller Interviews und insbesondere der offenen war niedrig, um die Lebenswelt der Befragten möglichst unverzerrt einfangen zu können. Der Leitfaden für die semi-strukturierten Interviews mit den BibliotheksnutzerInnen, die Einstiegsfrage für die offenen Interviews mit den Cohousing-BewohnerInnen sowie die Einstiegsfrage für die Gruppendiskussion waren folgendermaßen gestaltet:

#### Leitfaden

Wie oft nutzen Sie / du die Bibliothek? Warum?

Seit wann nutzen Sie die Bibliothek?

Was gefällt Ihnen besonders an der Bibliothek? Warum kaufen Sie die Bücher nicht?

Teilen Sie auch andere Güter (Auto, Rad, Werkzeug, Rasenmäher, Waschmaschine...)?

Warum schon / warum nicht?

Unter welchen Voraussetzungen würden Sie das (nicht) tun?

#### Einstiegsfrage offene Interviews:

Ich interessiere mich für das gemeinschaftliche Nutzen von Räumen und Gegenständen und bin in diesem Zusammenhang auf dein Wohnprojekt gestoßen. Kannst du mir bitte

*etwas über dein (tägliches) Zusammenleben in eurem Wohnprojekt erzählen?*

#### Einstiegsfrage Gruppendiskussion:

*Ihr bringt alle viel Erfahrung mit sharing mit: In der Sargfabrik werden großteils ohne Rückgriff auf das Internet Dinge und Räume geteilt, während „carsharing24/7“ und „usetwice“ über das Internet funktionieren. Denkt ihr, dass es da Kooperationsmöglichkeiten gibt?*

#### 5.2.2 Auswahl der Interviewten und Informationsquellen

Während die Auswahl der BibliotheksnutzerInnen forschungspragmatischen Gründen folgte, da sie auf spontane Anfrage erfolgte, wurde in der Auswahl der Befragten der Cohousing auf ein theoretisches sampling Wert gelegt, dies jedoch auch mit pragmatischen Gründen verknüpft. Die erste Interviewpartnerin wurde vom Büro der Sargfabrik aus vermittelt, was dafür spricht, dass eine Person gewählt wurde, die "sich auskennt". In der Tat erwies sich die erste Interviewpartnerin als äußerst engagierte langjährige

Bewohnerin, welche auch dazu neigte, ein sehr gutes Bild der Sargfabrik zu liefern. Die Auswahl des zweiten Interviewpartners erfolgte zufällig, insofern die erste Interviewpartnerin mir diesen während des Rundgangs durch die Sargfabrik vermittelte und das Interview auch direkt anschließend an das zweite stattfand. Bei den weiteren Interviews wurde darauf geachtet, auch einen erst kurz in der Sargfabrik lebenden Bewohner sowie einen jüngeren Bewohner in das sampling zu integrieren. Ein weiterer Interviewpartner ergab sich dadurch, dass ich zum Zwecke des Findens weiterer Interviewpartner an einem Straßenfest der Sargfabrik teilnahm und mit einigen BewohnerInnen ein Gespräch zu sharing allgemein und zu sharing in der Sargfabrik führte. Der zukünftige Interviewpartner erwies sich sehr an dem Thema interessiert und stellte sich für ein Interview sowie ein go-along zur Verfügung.

Bei den Video- und Fotoaufnahmen wurde darauf geachtet, möglichst nur das aufzunehmen, was mir durch die BewohnerInnen aktiv gezeigt wurde, um der Empfehlung Kusenbachs eines „natürlichen go-alongs“ nachzukommen.

Die Auswahl der Teilnehmenden der Gruppendiskussion erfolgte wiederum prozesshaft: Ich traf zuerst eine Vorauswahl potentieller Teilnehmender, diese wurde aber auch durch die Teilnehmenden, mit welchen ich zuerst in Kontakt trat, mitgeformt: Nachdem ich zuerst Herrn Ivo aufgrund seines großen Interesse an sharing eingeladen hatte, empfahl er mir Herrn Walther, da dieser sehr konkret an carsharing interessiert sei. Herr Walther nahm schließlich an der Gruppendiskussion teil, während Herr Ivo sich aufgrund einer kurzfristigen Verhinderung durch seine Frau vertreten ließ. Dies erwies sich aber als sehr gut, da so erstens eine weitere Sichtweise in den Forschungsprozess hereingeholt werden konnte und zweitens Frau Mercedes Mitglied des Vorstands ist und daher einen guten Überblick über die Aktivitäten sowie Rahmenbedingungen der Sargfabrik in die Diskussion einbringen konnte. Die Auswahl der internetbasierten sharing-Plattformen erfolgte ähnlich: Ich kontaktierte als erstes Markus Heingärnter, Betreiber der Plattform „usetwice“, da dieser in der Wiener Collaborative Consumption - Szene generell sehr aktiv ist. Dieser willigte ein und fragte auch nach, wer noch an der Diskussion teilnehmen würde. Ich nannte ihm die carsharing-Plattform, die ich als nächstes anfragen wollte, worauf er aber meinte, er würde „carsharing24/7“ anfragen, da diese viel aktiver seien und mehr NutzerInnen aufweisen könnten. Auf diese Art und Weise ergab sich die Konstellation der Gruppendiskussion und im Zuge dieser Telefonate auch meine Anwesenheit beim Treffen zwischen dem „Wohnprojekt Wien“ und „carsharing24/7“.

### 5.2.3 Auswertungsmethode

Bei der Auswertung der Interviews wirkte die Methode der Grounded Theory anleitend. Die Grounded Theory wird als passend für eine praxistheoretische Interviewauswertung angesehen, da sie den Schwerpunkt auf das Handeln der Befragten legt, wie auch Jaeger-Erben festhält:

*„Es lässt sich nun sagen, dass die praxistheoretische und die Grounded Theory-Perspektive nicht nur ihren Fokus auf das konkrete Handeln teilen, sondern auch die genannten Gründe für diesen Fokus sehr ähnlich sind. In beiden Sichtweisen wird davon ausgegangen, dass Wirklichkeit nicht ‚in den Köpfen‘*

*oder ‚in Regeln und Strukturen‘ entsteht und konstruiert wird, sondern im Handeln hervorgebracht wird. Weder die Anwendung von Regeln noch das Erkennen von Phänomenen reicht dem Akteur/ der Akteurin aus, um eine Situation zu bestimmen, sondern erst das Handeln macht sie zu dem, was sie ist.“ (Jaeger-Erben 2010: 98).*

Die Grounded Theory wirkte in dem Sinne „anleitend“, als sie als grobe Orientierung zur Auswertung diente, aber nicht in allen Details befolgt wurde. Dies wird allein schon dadurch deutlich, dass eine bestehende Theorie und nicht nur die empirischen Daten als Auswertungsgrundlage herangezogen wurden. Die forschungsspezifische Adaptierung der Methode ist jedoch im Sinne der Grounded Theory oder zumindest der ursprünglichen (Glaser/Strauss 1967) und jener Strömung, die im Weiteren von Glaser vertreten wird.

Konkret erfolgte die Auswertung durch das Kodieren der Interviews und das Zusammenführen der Codes zu einem mind-map, das für die verschriftlichte Auswertung strukturgebend wirkte. Insofern wurde der Schwerpunkt der Interviewauswertung nicht auf eine hermeneutische Analyse und die Deutung von latenten Bedeutungen gelegt (wie etwa durch eine System- oder Feinstrukturanalyse), sondern auf eine großflächige, wenn dadurch auch teilweise nicht alle Details berücksichtigende, Analyse der mit sharing-Praktiken in Zusammenhang stehenden Handlungen. Folgende Grafik zeigt die zu einem mind-map zusammengeführten Codes:

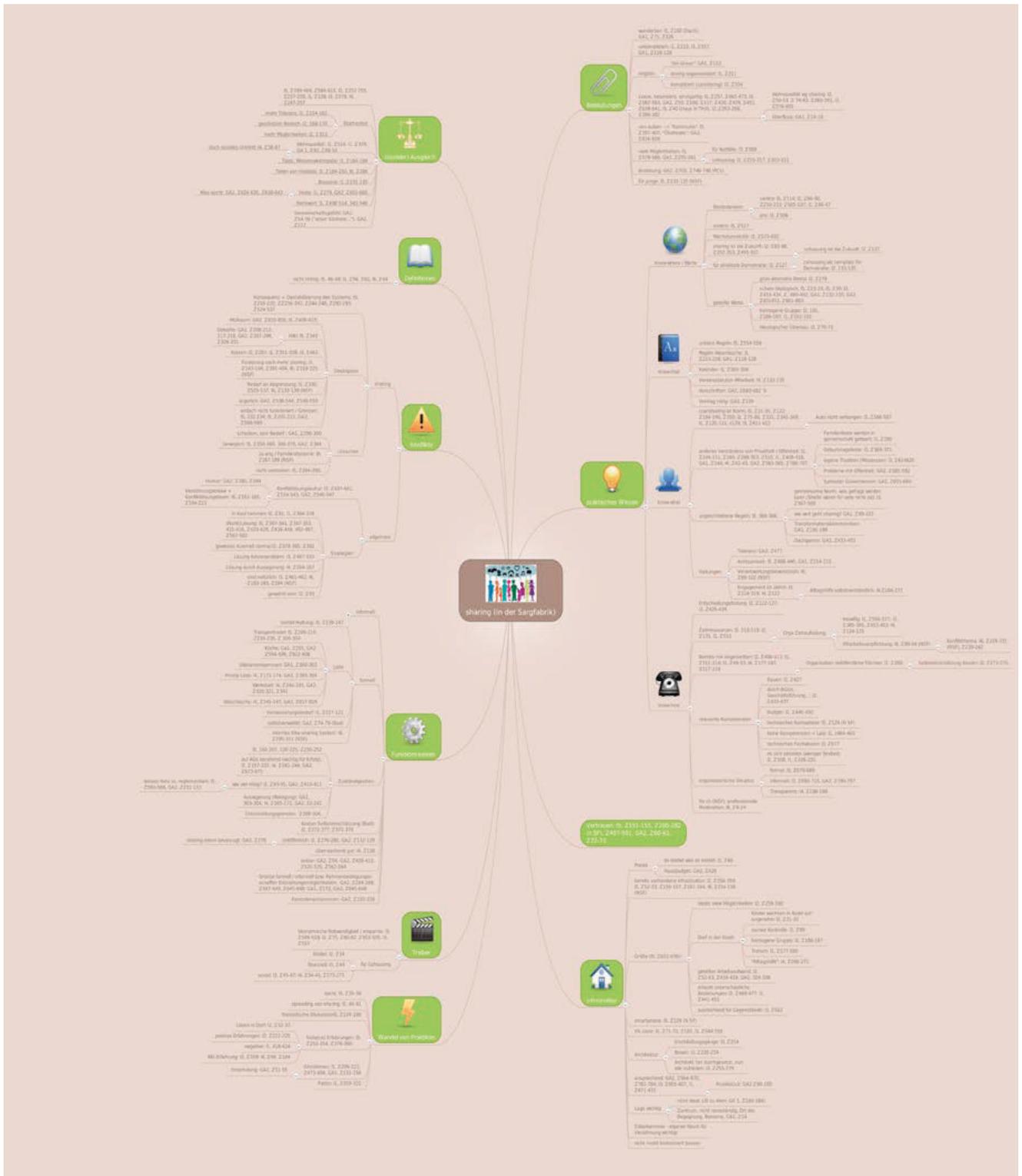


Abbildung 8: mind-map der Codes (eigene Darstellung)

## 5.2.4 Auswahl und Einführung der Fallstudien

Das Feld, das im Zuge dieser Arbeit untersucht wurde, erstreckt sich über drei verschiedene Kontexte: eine Bibliothek, drei verschiedene Cohousing-Projekte und zwei internetbasierte sharing-Plattformen.

Um einen ersten Einblick in sharing-Praktiken zu bekommen, führte ich zunächst Kurzinterviews mit BibliotheksnutzerInnen durch. Hierbei stellte der Hauptstandort der Büchereien Wien (öffentliche Bibliotheken) am Urban-Loritz Platz meinen Feldzugang dar. Dieser wurde gewählt, weil dieser Standort aufgrund seiner Größe immer sehr gut besucht ist und es so relativ einfach war, Personen zu finden, die für ein Interview bereit waren. Außerdem konnten die Interviews gleich vor Ort durchgeführt werden, da in der Bücherei zahlreiche kleine Sitzgelegenheiten vorhanden sind.

Um einen tiefergehenden Einblick in sharing-Praktiken zu erhalten, suchte ich nach einem Kontext, in welchem sich die Praktiken schon etablieren konnten und es bereits langjährige Erfahrungen mit den Praktiken gibt. Als größtes Cohousing-Projekt in Österreich stellte die Sargfabrik daher eine erste Anlaufstelle dar. Da sich das Feld als sehr reichhaltig und hochgradig ausdifferenziert erwies, beschloss ich, mich auf eine möglichst genaue Untersuchung dieses zu konzentrieren. Eine genauere Beschreibung des Cohousing Sargfabrik folgt auf den nächsten Seiten. Der ursprüngliche Forschungsplan bestand allerdings darin, verschiedene Cohousing-Projekte zu untersuchen, weshalb auch ein Interview mit einer Bewohnerin des Cohousings B.R.O.T. Kalksburg durchgeführt wurde. Nach den ersten beiden Interviews in der Sargfabrik und dem ersten im Cohousing in Kalksburg entschied ich mich jedoch zugunsten der Durchführung aller restlichen Erhebungen in der Sargfabrik, um die dortigen sharing-Praktiken tiefergehender untersuchen zu können. Das bereits geführte Interview mit der Bewohnerin des Cohousings Kalksburg bezog ich aber dennoch in die Auswertung mit ein, da es teilweise sehr interessante Unterschiede bzw. Gemeinsamkeiten zur Sargfabrik zeigt und dadurch manche Aussagen kontrastiert oder verstärkt werden können.

Für die im Kapitel „Ausblick“ gestellte Frage nach Verbindungen zwischen sharing-Praktiken in Cohousings und internetbasierten sharing-Plattformen, bezog ich noch einen weiteren Kontext in die Untersuchungen ein, nämlich internetbasierte sharing-Plattformen, deren Angebot auch Wien umfasst. Dazu trat ich aus im vorhergehenden Unterkapitel beschriebenen Gründen mit den Plattformen „usetwice“ und „carsharing24/7“ in Kontakt und deren Betreiber, Markus Heingärnter und Robert Reithofer, nahmen an der Gruppendiskussion teil. Im Zuge der Organisation der Gruppendiskussion entstand auch meine Teilnahme als Beobachterin bei einem Treffen des Cohousing „Wohnprojekt Wien“.

### Carsharing24/7

Auf dieser Plattform ([www.carsharing247.com](http://www.carsharing247.com)) werden AutobesitzerInnen und AutoleiherInnen zusammengeführt und eine Software angeboten, die den sharing-Vorgang erleichtert. Diese umfasst eine tageweise abschließbare

Vollkasko-Versicherung, Kalender, welche die Verfügbarkeit der Autos anzeigen, Profile der Autos sowie der NutzerInnen und BesitzerInnen und vieles mehr. Die kostenlos nutzbare Plattform bietet weiters unterschiedliche Modelle des carsharings an: Autos werden einerseits unter Fremden tageweise verliehen. Es gibt jedoch auch ein maßgeschneidertes Modell für langfristiges carsharing in einem sogenannten „Team“, welches sich ebenfalls über die Plattform finden kann. Dieses „Team“ kann die Software (Kalender, Fahrtenbuch, Preiskalkulator usw.) der Plattform nutzen, muss aber nicht unbedingt öffentlich, d.h. für alle InternetnutzerInnen sichtbar sein, sondern kann auch als „geschlossene“ Gruppe die Plattform nutzen. Aktuell sind rund 3.000 NutzerInnen sowie 300 Fahrzeuge größtenteils aus dem Großraum Wien auf der Seite registriert.

### usetwice

Die Plattform „usetwice“ ([www.usetwice.at](http://www.usetwice.at)) bezeichnet sich selbst als „eBay“ zum Vermieten und bietet eine Website, auf welcher selten genutzte Gegenstände registriert und vermietet werden können. Die Gegenstände werden gegen eine Tagesgebühr sowie gegen eine Kautionsdemoder der MieterIn überlassen und es handelt sich dabei größtenteils um Sport- und Freizeitartikel, Werkzeuge und Heimwerkgeräte sowie Haushaltsgeräte. Derzeit sind rund 300 Gegenstände hauptsächlich aus dem Großraum Wien auf der Homepage registriert.

### Wohnprojekt Wien

Das Wohnprojekt Wien besteht aus 55 Erwachsenen und 20 Kindern, die Ende 2013 in ein Wohnheim mit 40 Wohneinheiten eingezogen sind und liegt im 20. Wiener Gemeindebezirk. Die BewohnerInnen haben einen Verein gegründet, welcher das Grundstück gekauft und das Haus errichtet hat und die Vermietung an die BewohnerInnen regeln wird. Auf diese Weise wollen sich die BewohnerInnen ihren Wunsch nach selbstbestimmtem und -verwalteten sowie nachhaltigem Wohnen im urbanen Raum erfüllen (siehe: <http://www.wohnprojekt-wien.at/projekt/>).

### B.R.O.T. Kalksburg

Das Cohousing B.R.O.T. Kalksburg ([www.brot-kalksburg.at](http://www.brot-kalksburg.at)) ist ein im 23. Wiener Gemeindebezirk gelegenes, ca. 100 BewohnerInnen zählendes Cohousing-Projekt, das seit 2010 besteht. Der Name B.R.O.T. steht für „Beten-re-den-offen sein-teilen“, woraus ersichtlich wird, dass der Verein einen religiösen Hintergrund hat, der aber nicht sehr im Vordergrund steht. Das Cohousing in Kalksburg ist nach einem bereits bestehenden Cohousing im 17. Wiener Gemeindebezirk das zweite Cohousing des Vereins und wird gefolgt von der Errichtung eines dritten im neuen Stadtteil Aspern.

### Die Sargfabrik

#### Eckdaten

Die Sargfabrik ([www.sargfabrik.at](http://www.sargfabrik.at)) ist ein in Wien, Penzing, gelegenes und 255 Personen (190 Erwachsene und 65 Kinder und Jugendliche) beheimatendes Cohousing. Der Name „Sargfabrik“ geht zurück auf eine Sargfabrik der Donaunomarchie, die ehemals auf dem nunmehrigen Gelände des Cohousings stand und an welche ein alter Schornstein erinnert. Das Cohousing wurde in zwei Bauabschnitten und auf

zwei nahegelegenen Grundstücken realisiert: Nach über 10-jähriger mühsamer, basisdemokratischer Planungs- und Entwicklungsphase wurde 1996 die „Sargfabrik“ mit 73 Wohneinheiten auf rund 8.000 m<sup>2</sup> Nutzfläche fertiggestellt. 2000 wurde das Cohousing um die „Miss Sargfabrik“ (Name geht zurück auf die Adresse Missindorfstraße) mit weiteren 39 Wohneinheiten auf rund 4.300 m<sup>2</sup> Nutzfläche erweitert werden. Mit ca. 2.250 m<sup>2</sup> Gemeinschaftsfläche nehmen diese einen wesentlichen Teil im Cohousing ein, dessen Funktionalität auch folgendermaßen beschrieben wird: „Und wenn ich das Projekt her zeig‘, sag‘ ich auch immer, wir wollen die private Einfachheit und den kollektiven Luxus.“ (Krosse 2005: 177). Erwähnenswert und charakteristisch für das Projekt sind neben den Gemeinschaftsflächen wie Waschküche, Gemeinschaftsküche, Werkstatt usw. auch die sogenannten „teilöffentlichen“ Flächen, welche auch sargfabriksexternen Personen zur Nutzung offenstehen: Dazu gehören das „Badehaus“, das „Kinderhaus“ (privat geführter Kindergarten), das „Kulturhaus“ (Veranstaltungssaal mit mehrmals wöchentlich stattfindenden Konzerten), das „Seminarhaus“ (mietbarer Seminarraum) sowie das „Beisl“ (verpachtetes Café-Restaurant).

Organisiert ist die Sargfabrik als Verein namens „Verein für integrative Lebensgestaltung“ (VIL). Grund und Boden sowie die Bauten sind Eigentum des Vereins. Bei Einzug werden die BewohnerInnen Vereinsmitglieder, schließen einen Nutzungsvertrag für die jeweilige Wohneinheit ab und entrichten einen Grund- und Baukostenanteil in der Höhe von 700 €/m<sup>2</sup>. Registriert ist die Sargfabrik als „Wohnheim“, da sie dadurch spezielle Förderungen der Stadt Wien in Anspruch nehmen konnte und spezifische bautechnische Auflagen nicht zur Anwendung kamen (z.B. verpflichtende Parkplätze).

Der Name des Vereins deutet bereits auf einige Ziele, die die Gemeinschaft der Sargfabrik durch das Cohousing erreichen will, hin: Es soll ein integratives Wohnen und Leben stattfinden, welches Raum für unterschiedliche Wohn- und Lebensformen sowie Menschen mit unterschiedlichen Bedürfnissen und Hintergründen bietet. Dies wird teilweise erreicht, etwa durch unterschiedliche Wohnformen, wie einer achtköpfigen Erwachsenen-Wohngemeinschaft, einer Wohnung, in der Menschen mit besonderen Bedürfnissen betreut wohnen, oder einer überdurchschnittlich hohen Anzahl an homosexuellen BewohnerInnen. Integrativ will die Gemeinschaft auch nach außen wirken und betreibt aus diesem Grund die diversen teilöffentlichen Flächen als Verbindung zwischen der BewohnerInnengemeinschaft und dem Stadtviertel sowie der weiteren Stadt.

#### Charakterisierung aus BewohnerInnensicht

Die von den BewohnerInnen berichtete Wohnqualität ist außerordentlich hoch und wenn die BewohnerInnen diese mit jener, die sie in konventionellen Wohnungen erfahren haben, vergleichen, fällt der Vergleich deutlich zugunsten des Wohnens im Cohousing aus:

*I1, Z379:*

*B1: also ich finde hier ist alles besser als in meiner früheren Wohnung...*

Die hohe Wohnzufriedenheit drückt sich unter anderem in einer sehr geringen Fluktuationsrate aus:

*I2, Z513-514:*

*B1: ich habe auch noch nie so lange in einer Wohnung gelebt wie da, ich wohne hier jetzt seit 1996...ja*

Viele BewohnerInnen leben seit der Errichtung der Sargfabrik oder kurz danach im Cohousing und die meisten der „Gründungsmitglieder“ sind immer noch in der Sargfabrik wohnhaft. Dies führt auch dazu, dass der Altersdurchschnitt der BewohnerInnen mit ca. 50 Jahren recht hoch ist. Dieser wird durch Neuzugänge zu senken versucht, aufgrund der niederen Fluktuationsrate werden Wohnungen aber nur selten frei. Wenn eine Wohnung frei wird, ist der Andrang groß und die Wohnung bald vergeben. Der Ablauf dazu funktioniert so, dass sich InteressentInnen in eine Liste eintragen können und benachrichtigt werden, sobald eine Wohnung frei ist. Eine eigens dafür zuständige Arbeitsgruppe trifft eine Vorauswahl und unterbreitet der Mitgliederversammlung einen Vorschlag.

*GA1, Z48-52:*

*B1: Das Anfüllen, das wäre überhaupt kein Problem, weil wir haben, glaube ich, 400 Leute auf der Interessen- auf der Vormerkliste sozusagen, was nicht aktualisiert ist, was sein könnte, dass da manche eh schon etwas gefunden haben, aber wenn eine Wohnung frei wird, ist sie immer gleich weg, da gibt es immer mehrere Interessenten.*

Für die hohe Wohnqualität werden mehrere Gründe angeführt, sehr einflussreich scheint aber ein gewisser sogenannter „spirit“ (I5, Z611) zu sein, der sich in einer intensiven und auch fürsorglichen Nachbarschaft ausdrückt:

*I1, Z498-514:*

*B1: Also, ich hab meine besten Freundinnen außerhalb also das ist es nicht, aber ich habe hier einfach sehr viel also ich bin mit allen hier per du, ich bin mit allen irgendwie gut, mehr oder weniger, man kann Sachen gemeinsam machen man wird eingeladen zu Festen, man lädt selber ein zu Festen. Ich habe einmal einen Gipsfuß gehabt, da habe ich gemerkt wie fein das hier ist, weil ich wohne ja hier praktisch in der Auslage und bin mit dem Gipsfuß auf dem Sofa gelegen und habe in der Früh bekommen: den Kaffee, die Zeitung, das Semmerl, die Ribisel waren am Tag gerade reif, da sind Kinder, Nachbarkinder gekommen mit einem Schüsselchen Ribisel also das war denkt man ja genau so ist es (I: mhhmm) [...] ...nein, ich glaube ich habe für mich hier die ideale Wohnform gefunden.*

Diese intensiv gelebte Nachbarschaft führt auch zu einem starken Gemeinschaftsgefühl, das z.B. durch folgende Aussage ersichtlich wird, in welchem die Befragte über die doch 250 Personen umfassende Gemeinschaft wie über eine Familie spricht, insofern sie meint „wir“, also die BewohnerInnengemeinschaft, „kriegen weniger Kinder“.

*I1, Z140-141:*

*B1: aber wir kriegen eh weniger Kinder. Kinder, die große Kinderzeit war eh schon,*

# 6 Tiefblick: Wie funktioniert sharing in der Sargfabrik?

Als zentrale Fragen an das Datenmaterial stellen sich nun: Was wird in der Sargfabrik alles gemeinsam genutzt? Können die Gemeinschaftsräume und -güter Privateigentum ersetzen oder stellen sie ein Zusatzangebot dar? Welche sharing-Praktiken werden aktiv praktiziert? Und vor allem: Wie wird die Ausführung dieser beschrieben? Aus welchen Bedeutungen und welchem praktischen Wissen bestehen die Praktiken? Inwiefern ist die bestehende Infrastruktur ein wesentliches Element der sharing-Praktiken? Und unterscheiden sich diese Elemente zwischen erfolgreich und weniger erfolgreich praktizierten Praktiken? Wenn ja, inwiefern?

Die Beantwortung dieser Fragen stellt den Kern der folgenden Datenauswertung dar und dient schließlich der Beantwortung der Forschungsfrage, aus welchen Elementen erfolgreiche sharing-Praktiken bestehen. Abgerundet wird dieses Kapitel, indem das vorhandene Datenmaterial noch auf die Frage hin untersucht und ausgeschöpft wird, wie gewisse Praktiken entstanden sind, wie sie sich gewandelt haben, welche Konflikte sich ergeben haben bzw. welche Herangehensweisen zu deren Lösung geführt haben. Konkret gliedert sich das Kapitel in drei Teile: Der erste Teil stellt eine Beschreibung des Sharingangebots der Sargfabrik dar, welche als Grundlage für die beiden weiteren dient, in welchen das Sharingangebot eingehend analysiert wird. Dabei wird zunächst eine Übersicht des sharing-Angebotes geboten, wobei dieses in zwei unterschiedliche Typen (formell und informell) unterteilt wurde. Auch wird schon

eine erste Charakterisierung anhand von Fallbeispielen vorgenommen. Diese wird bekräftigt, indem auch gleich zu Beginn mit sharing in Zusammenhang stehende Konflikte erwähnt werden. Der zweite Teil stellt den Hauptteil des Kapitels dar, insofern dieser die Elemente der sharing-Praktiken behandelt. Eingehend werden sharing-Praktiken übergreifend verschiedene Facetten von Bedeutungen, praktischem Wissen in seinen vier unterschiedlichen Ausprägungen und die Infrastruktur derselben beleuchtet. Das Ziel der Auswertungen besteht darin, die genannten Elemente in einem ersten Schritt aus den Daten herauszukristallisieren und in einem zweiten zu analysieren, welche zu erfolgreichen sharing-Praktiken führen. Abgerundet wird die Auswertung durch einen kurzen, dritten Teil, welcher die Dynamik der Praktiken und deren Wandel zu fassen versucht. Dies ist zwar nicht der Schwerpunkt der Arbeit, dennoch konnten einige relevante und interessante Ergebnisse generiert werden.

Als Datengrundlage diente zum überwiegenden Teil das unterschiedliche Datenmaterial aus der Sargfabrik (zum überwiegenden Teil Interviews, ergänzt durch 2 go-alongs und Fotomaterial). Zum Zwecke des Vergleichs oder Kontrasts wurde - allerdings in geringem Maß - auf zwei weitere Quellen zurückgegriffen: Einerseits auf ein Interview, das im Zuge dieser Arbeit mit einer Bewohnerin des Cohousings B.R.O.T. Kalksburg geführt wurde und andererseits auf eine Publikation (Krosse 2005), die auf einer Dissertation über die Sargfabrik basiert.

## 6.1 SHARING IN DER SARGFABRIK: EINE QUALITATIVE BESCHREIBUNG

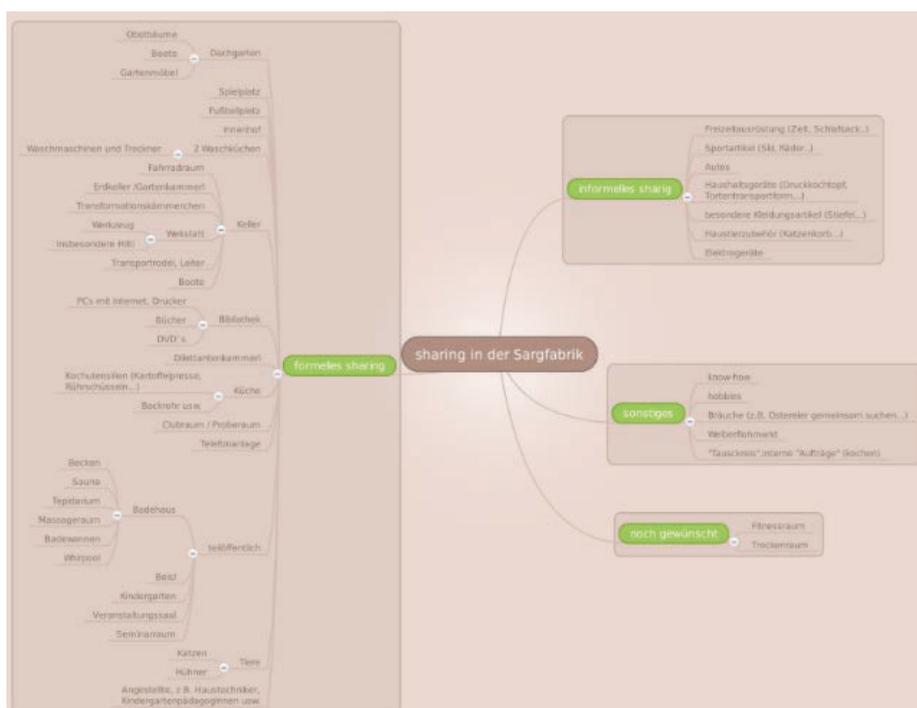


Abbildung 9: Überblick über das Sharingangebot der Sargfabrik (eigene Darstellung)

In der Sargfabrik werden eine Reihe von Räumen sowie auch Gegenstände gemeinschaftlich genutzt. Die einzelnen sharing-Praktiken gestalten sich dabei höchst unterschiedlich und reichen von einer komplexen Regelung der teilöffentlichen Flächen wie z.B. dem Badehaus bis zu sehr informellen sharing-Praktiken, die spontan zwischen den BewohnerInnen vereinbart werden. Generell lässt sich ein dichtes, tägliches (Krosse 2005: 182) und alltägliches Vorkommen von sharing-Praktiken beobachten. Folgende Grafik zeigt eine Übersicht über die in den Interviews, go-alongs und in der Gruppendiskussion genannten sharing-Einrichtungen.

Unterteilt wurden diese in „formelles sharing“ und „informelles sharing“. Diese zwei Kategorien unterscheiden sich dadurch, dass die Räume und Gegenstände, die formell geteilt werden, sich im Gemeinschaftsbesitz befinden und es mehr oder weniger klare Nutzungsregeln gibt. Informelles sharing hingegen bezeichnet all jene sharing-Praktiken, bei welchen BewohnerInnen ihren Privatbesitz anderen BewohnerInnen zur Verfügung stellen und die Nutzungsregeln fallspezifisch verhandelt werden. Weiters befinden sich in der Übersicht unter dem Stichwort „Sonstiges“ in den Interviews und Erhebungen erwähnte Praktiken, die zum Einen zu einem weitgefassten sharing-Begriff gezählt werden und zum Anderen aus sharing-Einrichtungen, die noch nicht bestehen, aber gewünscht werden. In der Auswertung konzentriere ich mich allerdings auf erstere beiden

Kategorien, nämlich das formelle und informelle sharing in der Sargfabrik.

Wie die Grafik zeigt, werden die meisten Räume und viele Gegenstände auf formeller Ebene mit festgeschriebenen Regeln geteilt und befinden sich im Gemeinschaftsbesitz – diese Art des sharings wird von den BewohnerInnen als „richtiges sharing“ bezeichnet. Interessanterweise nimmt das „falsche“, das informelle sharing, zumindest in der Wahrnehmung von Frau Christine, dennoch viel Platz ein, insofern sie meint, dass eigentlich „wenig institutionalisiert“ sei:

I1, Z56-62:

B1: *Es ist aber... nicht alles oder wenig eigentlich institutionalisiert, also manches passiert einfach, also wir haben zum Beispiel kein carsharing in dem Sinn...[...]so, so richtiges carsharing haben wir nicht*

Das informelle sharing wirkt also im Gegensatz zum formellen relativ unscheinbar und bezieht sich auf immer wieder gleiche Gegenstände (Haushaltsgeräte, Sportartikel, Freizeitausrüstung), ist für die BewohnerInnen im Alltag jedoch trotzdem sehr präsent und von Bedeutung. In den nächsten Unterkapiteln werden die formellen sowie informellen sharing-Praktiken genauer dargestellt und analysiert und zunächst in folgender Tabelle überblicksmäßig dargestellt:

	Nutzungsgrad	Funktionsweise	Eigentumsverhältnis	Bewertung	Zuständigkeit
Gemeinschaftsräume und -flächen					
Waschküchen	sehr oft, wird „natürlich“ genutzt	Kalender	gemeinschaftlich	sehr positiv	/
Gemeinschaftsküche (inkl. Inventar)	sehr oft	Kalender + Liste für Gegenstände	gemeinschaftlich	größtenteils positiv	AG Küche
Dachgarten (inkl. Beete)	sehr oft	Freie Nutzung bzw. Ankündigung im Lift	gemeinschaftlich	sehr positiv	AG Dachgarten
Bibliothek (Bücher, DVDs, PCs)	mittelmäßig, hauptsächlich Kinder	Immer zugänglich	gemeinschaftlich	mittelmäßig	AG Bibliothek
Werkstatt	mittelmäßig	unklar	gemeinschaftlich	eher negativ	AG Werkstatt
„Dilettantenkammerl“	mittelmäßig	Kalender	gemeinschaftlich	größtenteils positiv	AG Dilettantenkammerl
Fahrradraum	selten	Keine bestimmten Regeln	gemeinschaftlich	negativ	/
Clubraum	oft, hauptsächlich Jugendliche	Keine Angaben	gemeinschaftlich	positiv	AG Clubraum
„Gartenkammerl“	selten	Keine Angaben	gemeinschaftlich	negativ	/

	Nutzungsgrad	Funktionsweise	Eigentumsverhältnis	Bewertung	Zuständigkeit
Gästewohnungen	eher gering	Keine Angaben	gemeinschaftlich	Keine Angaben	AG Gästewohnung
„Transformationskammerl“	eher selten	Keine bestimmten Regeln	gemeinschaftlich	positiv	AG Transformationskammerl
Teilöffentliche Flächen					
Veranstaltungssaal	sehr oft (2-3 Veranstaltungen/Woche)	Professionell geführt, private Nutzung auf Anfrage und gegen Miete	gemeinschaftlich	sehr positiv	professionell
Seminarhaus	oft	Professionell geführt, private Nutzung auf Anfrage und gegen Miete	gemeinschaftlich	positiv	professionell
Badehaus	sehr oft	Eigenverantwortliche Nutzung, Einschulung mit Prüfung	gemeinschaftlich	sehr positiv	Mischform: Bademeister, AG Badehaus, Eigenverantwortung
„Beisl“ (Café-Restaurant)	mittelmäßig	verpachtet	gemeinschaftlich	mittelmäßig	professionell
Kindergarten	wenn Kleinkinder oft	Professionell geführt	gemeinschaftlich	Keine Aussage	professionell
Gemeinschaftsgegenstände					
„Transportrodel“	oft	Liste	gemeinschaftlich	negativ	niemand
Vereinsleiter	mittelmäßig	Liste	gemeinschaftlich	negativ	niemand
Lastenwagen	mittelmäßig	Liste	gemeinschaftlich	negativ	niemand
Boote	Keine Auskunft	Keine Auskunft	gemeinschaftlich	Keine Auskunft	Keine Auskunft
Informelles sharing					
Autos	oft	unterschiedlich	privat	mittelmäßig	Eigenverantwortung
Sportartikel	sehr oft	unterschiedlich	privat	sehr positiv	Eigenverantwortung
Freizeitartikel	sehr oft	unterschiedlich	privat	sehr positiv	Eigenverantwortung
Haushaltsgeräte	sehr oft	unterschiedlich	privat	sehr positiv	Eigenverantwortung
Kleintierutensilien	mittelmäßig	unterschiedlich	privat	sehr positiv	Eigenverantwortung
Besondere Kleidungsstücke	mittelmäßig	unterschiedlich	privat	sehr positiv	Eigenverantwortung

Tabelle 3: Tabellarische Übersicht der sharing-Einrichtungen der Sargfabrik

### 6.1.1 Formelles sharing

16 Gemeinschaftsräume wurden in den Erhebungen genannt, wobei fünf davon als teilöffentliche Flächen geführt werden. Weiters wurden einige Gegenstände, wie Boote oder eine hohe Leiter genannt, die auf formeller Ebene gemeinschaftlich genutzt werden. Anhand einer eingehenden Darstellung der Fallbeispiele der Gemeinschaftsküche, der Werkstatt und der Waschküche als Gemeinschaftsräume, des Badehauses als teilöffentliche Fläche und der sogenannten „Transportrodel“ als Gemeinschaftsgegenstand soll ein erster Einblick in die praktizierten sharing-Praktiken und deren Erfolge und Probleme gegeben werden. Abschließend werden noch die weiteren praktizierten sharing-Praktiken der formellen Ebene sowie die Beurteilungen dieser durch die BewohnerInnen erwähnt.

#### Fallbeispiel Gemeinschaftsküche

Die Funktionsweise der Küche wird als sehr einfach beschrieben, wie folgendes Zitat aussagt:

GA1, Z255:

I: Und die Gemeinschaftsküche? Wie funktioniert die?

B1: Im Kalender eintragen, tun.

Die Nutzung der Küche wird also so gehandhabt, dass es einen Kalender gibt, in welchen man sich einträgt, wenn man die Küche benutzen will. Nach der Nutzung soll die Küche „so hinterlassen werden, wie man sie gerne vorfinden möchte“ (vgl.: Video GA2, min. 11:24) und konkret bedeutet das, dass erwartet wird, dass zumindest die Arbeitsflächen gereinigt und das ganze Geschirr weggeräumt werden (GD, Z646). Grundnahrungsmittel und Getränke stehen in der Küche zur Entnahme zur Verfügung – für die Getränke gibt es allerdings feste Preise:

Weiters kann man sich auch Utensilien aus der Gemeinschaftsküche ausborgen. Auch dies wird in eine eigenständige Liste mit Namen, Wohnungsnummer, Datum der Entlehnung und der Retournierung eingetragen. In der Zeit zwischen Oktober und Dezember 2013 wurden folgende Utensilien ausborgt: Kartoffelpresse, Kornmühle, spezielle Auflaufformen, Geflügelschere, spezielle Schüsseln, Geschirr (zum Aufstocken des eigenen Geschirrs bei Besuchen etc.). Hier ein Foto der Liste:

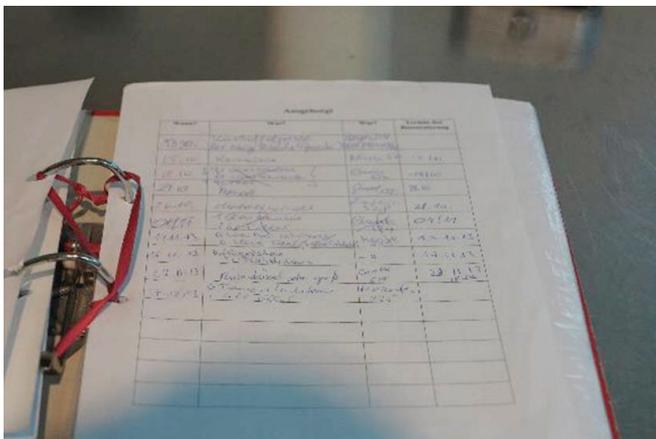


Abbildung 10: Entlehnliste Gemeinschaftsküche Sargfabrik (eigene Aufnahme)

Im Großen und Ganzen wird das sharing der Gemeinschaftsküche als sehr gut bewertet und die Küche auch oft genutzt, wie folgender Auszug aus dem Kalender verdeutlicht, welcher eine drei- bis viermalige Nutzung der Küche pro Woche zeigt. Fixer Bestandteil der Küchennutzung ist jeden Freitag „Miss kocht“, wo einE BewohnerIn für ca. 15. andere BewohnerInnen kocht.

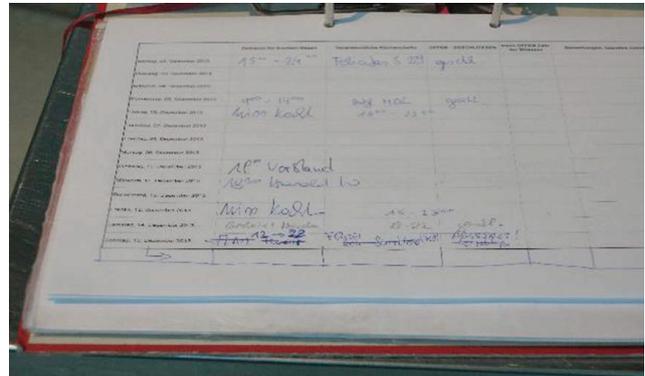


Abbildung 11: Reservierungskalender Gemeinschaftsküche Sargfabrik (eigene Aufnahme)

Bemängelt an der Nutzung der Küche wird lediglich, dass das Ausborgen der Küchenutensilien nicht sehr gut funktioniere, da diese oft nicht zurückgegeben würden. Die Küchengruppe ist für die Nutzung der Küche zuständig und wirkt dem Problem der nicht zurückgebrachten Utensilien teilweise damit entgegen, dass Spenden für den Neukauf von Allfälligem (Grundnahrungsmittel, Putzmittel und Geschirr) eingehoben werden.

#### Fallbeispiel Werkstatt

In Bezug auf die Werkstatt gestaltet sich die Beschreibung der Funktionsweise schwierig, da es Uneinigkeiten bzw. große Unklarheiten zwischen den BewohnerInnen gibt. Ähnlich wie in der Küche kann die Werkstatt als Raum genutzt werden und dort befindliche Werkzeuge können ebenfalls entliehen werden. Dementsprechend gibt es auch in der Werkstatt eine Liste zur Eintragung der Nutzung der Werkstatt (keine Reservierung nötig) und eine Liste zum Vermerken von Entlehnungen. Doch wo diese Listen sind, welche Liste welche ist, in welche Liste es überhaupt nötig ist, sich einzutragen bzw. ob es zusätzliche Ansprechpersonen gibt, ist unklar wie folgender Ausschnitt aus dem zweiten go-along zeigt:

GA2, Z280-340:

B1: Das ist die, die Gemeinschaftswerkstätte [...] Aber da hast du eben so ein paar Sachen, Kreissäge...UND, was auch da ein sharing-System ist...weiß jetzt gar nicht, ob das da jetzt...es gibt so Werkzeuge zum..Werkzeuge, Grundwerkzeuge (I: Ja), die man ausleihen kann, muss man dann irgendwo vermerken, weiß jetzt gar nicht wo.

I: Noch nie..hast du noch nie was gebraucht, oder?

B1: Oh ja, natürlich, natürlich...aber es war früher da auf der Tür...[geht zur Tür]...also die Werkstattnutzerliste ist das...weil das nicht hingehaut hat...es gibt natürlich auch sharingsysteme, die nicht funktionieren oder nicht befriedigend.

I: Und das war ein Beispiel?

B1: Das war zum Beispiel so, dass...zum Beispiel ist diese Maschine da, die Hilti, das ist eine Schlagbohrmaschine, die bei uns wichtig ist, weil das so Stahlbetonwände sind oben (I: Ja) und da brauchst du eine ganz eine starke Bohrmaschine und die wird oft gebraucht. Und wenn die dann nicht eingetragen ist und die ist weg, dann weißt ja auch nicht einmal, wo sie suchen kannst (I: Ja). Das hat nicht gut funktioniert, jetzt hat das irgendeiner über, die sie quasi vergibt, ausgibt

I: Das heißt jetzt, du kannst jetzt nicht einfach herkommen und sie nehmen oder? Das wäre jetzt nicht?

B1: Ich weiß nicht..Ich würd jetzt lügen..ich kenn mich nicht... Ich weiß nicht GENAU wie das funktioniert dieses System...da müsste ich den Valentin fragen. [...] Valentin? Können wir dich nochmal schnell was fragen? Ähm, das Werkstattverleihsystem ist jetzt verändert oder?

B2: Naja, das Kastl ist offen und da kannst du das alles verwenden, musst es entleihen, in eine Liste eintragen..

B1: Wo ist die Liste..die ist nämlich nicht dort, dort..wo.

[gehen] [Kellergang]

B2: Ach, ich glaub, die hat er komisch postiert...im Werkzeugschrank hab ich sie mal gesehen...[wieder zurück in die Werkstatt gehen]

B1: Ja, ich hab geschaut...ich kann mich erinnern, dass es nicht ganz funktioniert hat, dass auch vielleicht irgend etwas verändert wurde.

[Werkstatt]

B2: Ja, der D. wollte es verschärfen und dann hat die M. p r o t e s t i e r t, weil das nicht Beschluss, Vereinsbeschluss war, die Werkstattordnung..dann ist der Kasten wieder nicht verschlossen worden, nicht.

B1: Ah ja, da.

I: Aha...und was ist eigentlich der Unterschied zu wenn man sich dort einträgt?

B1: Das ist wer in der Werkstatt ist. (I: Aha, ok.) Da, da trägst du ein...warum eigentlich trägt man sich ein, dass man in der Werkstatt war?

B2: Naja, wenn es dreckig ist, dass man weiß..

B1: Ah, dass man sanktionieren kann..

B2: Ja, genau..

B1: Wenn einer dreckig macht, dann sagt er „Ich war der, der es dreckig gemacht hat!“ [lacht]

B2: Und wenn aufgeräumt, dann Hakerl.

In der Interaktion zwischen mir, Herrn Ivo und dem Zuständigen der Werkstatt, der sich zufällig gerade im Keller befand werden die Unklarheiten bezüglich der Nutzung der Werkstatt sehr deutlich: Herr Ivo möchte mir das System erklären, scheitert aber letztlich daran („muss man irgendwo vermerken, weiß jetzt gar nicht wo“; „Ich weiß nicht..ich würd jetzt lügen“). Als er den zufällig anwesenden Leiter der Werkstatt-Gruppe nach genaueren Informationen fragt, kann selbst dieser keine präzise Auskunft geben („Ach, ich glaub, die hat er komisch postiert...im Werkzeugschrank hab ich sie mal gesehen...“). Verschärft wird diese Unklarheit auch dadurch, dass es anscheinend eine Änderung der Praktik gegeben hat (Werkzeugschrank zeitweise versperrt, Änderung des Aufbewahrungsortes der Listen usw.), welche nicht klar kommuniziert wurde. Dies führt zu den eben geschilderten großen Unklarheiten und schließlich der Einschätzung, dass dies ein sharing-System ist, das nicht funktioniert: „Es gibt natürlich auch sharingsysteme, die nicht funktionieren oder nicht befriedigend.“

Aus dem erhobenen Fotomaterial lässt sich dieser Eindruck des nur sehr beschränkt funktionierenden sharings der Werkstatt aufgrund großer Unklarheiten bzgl. der Nutzung verstärken. In der Fotoanalyse wurde nämlich deutlich, dass es zumindest für die Benutzung der Hilti, welche als wichtigstes Werkzeug angesehen wird, für den gleichen Zeitraum zwei parallel geführte Listen gibt, wovon eine an der Tür der Werkstatt hängt und provisorisch ausgebeSSERT wurde („Werkstattnutzerliste“ wurde in „Werkzeugnutzerliste“ verwandelt) und eine im Werkzeugschrank liegt:

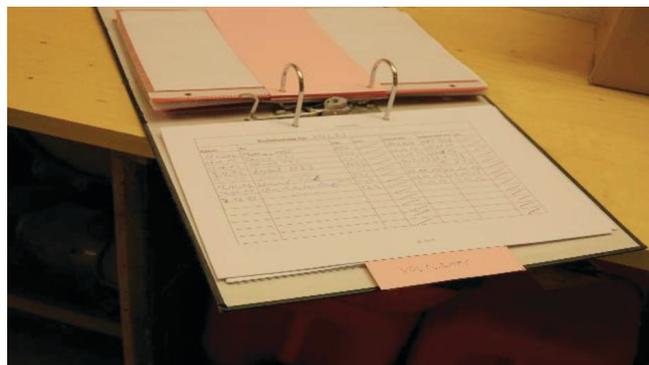


Abbildung 12: Entlehnliste Gemeinschaftswerkstatt Sargfabrik (eigene Aufnahme)

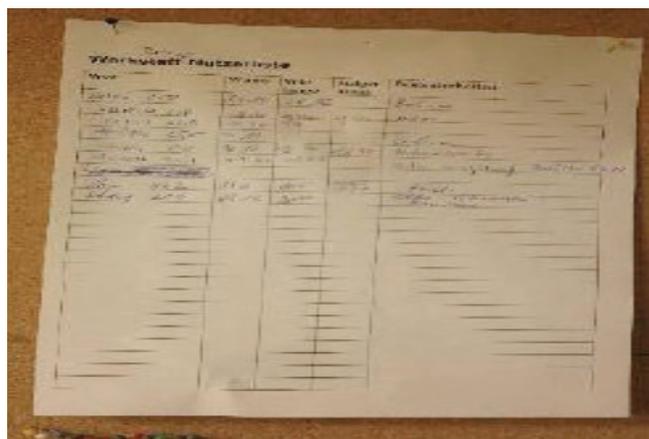


Abbildung 13: Werkzeugnutzerliste Gemeinschaftswerkstatt Sargfabrik (eigene Aufnahme)

Die Aussagen bezüglich der Nutzung der Werkstatt schwanken etwas zwischen „manchmal“ und „relativ häufig“. Aus den Entlehnlisten sowie der Werkstattnutzerliste ist jedoch erkennbar, dass das Angebot zumindest 1-2 Mal wöchentlich in Anspruch genommen wird und es ist zu vermuten, dass die Nutzung durch klarere Nutzungsregeln noch intensiviert werden könnte.

#### Fallbeispiel Waschküche

Die Waschküche zählt eindeutig zu den am meisten genutzten Gemeinschaftseinrichtungen und zu jenen, die am positivsten bewertet werden. In folgender Passage zeigt mir Herr Ivo während des go-alongs die Liste, in welche man die Reservierung für die Waschmaschinen und den Trockner vornimmt:

GA2, Z817-823:

B1: *So..Waschküche...Trockner..Waschmaschine...(I: Mhm)... Gibt es auch immer..schau her, das ist auch interessant, gibt es eben diese....Kein Waschen zwischen 22 und 6 Uhr (I: Mhm) und da tragst dich ein..*

I: *Ja, da sind ganz schön viele heute, gell?*

B1: *Ja, das ist schon..also das ist wirklich, manchmal musst du schon schauen, das ist schon relativ gut besucht (I: Mhm). Da zum Beispiel, siehst eh..also immer am Wochenende natürlich, ist natürlich Highlife in der Waschküche (I: Ja).*

Die Funktionsweise der Waschküche folgt auch dem „Prinzip Liste“ und beruht auf einem Kalender, in welchen man sich zu Reservierungszwecken einträgt. Auffallend an der Waschküche ist weiters, dass ihre Nutzung sehr stark in das Normensystem innerhalb der Sargfabrik aufgenommen wurde, also die Nutzung der Waschmaschinen der Waschküche und nicht die der privaten sehr „normal“ ist (siehe auch „sharing ist normal“). Auch bemerkenswert ist ihre Architektur, auf die mehrmals verwiesen wird und die als hell und freundlich beschrieben werden kann. Zudem ist sie in zentraler Lage in der Wohnhausanlage positioniert.

Als weitere Gründe für das erfolgreiche sharing der Waschküche wird angegeben, dass die Waschmaschinen nicht mobil seien („können nicht weggetragen werden“) und dass sich informelle Sanktionierungen für nicht regelkonformes Verhalten durchgesetzt haben (I5, Z360-367).

#### Fallbeispiel Badehaus

Das gemeinschaftliche Badehaus, das sowohl für die tägliche Hygiene (vgl.: Krosse 2005: 182) wie auch für Entspannungspraktiken genutzt wird, stellt sicherlich die aufwendigste und finanziell am kostspieligste Gemeinschaftseinrichtung dar und verfügt über eine ca. 300 m<sup>2</sup> große Schwimmhalle mit inkludiertem Schwimmbecken (mit Gegenstromanlage), Whirlpool, Sauna, Massageraum, drei Badewannen sowie einem Tepidarium. Aufgrund der großzügigen Ausstattung und atmosphärischen Gestaltung wird es sehr geschätzt (siehe Bezeichnung als „Prunkstück“ usw.), allerdings verursacht es auch hohe Kosten. Um diese als Verein tragen zu können, wurde es als „teilöffentliche Fläche“ institutionalisiert, was bedeutet, dass auch sargfabriksexternen Personen der Zugang möglich ist: Der gesamten Öffentlichkeit an eigens ausgewiesenen „öffentlichen“ Tagen („Public bath day“) und „Badeclubmitgliedern“ rund um die Uhr. Von den Badeclubmitgliedern wird ein Fixbetrag zur Deckung der Kosten des Bades erhoben und von den BewohnerInnen der Sargfabrik ein frei wählbarer Beitrag (Selbsteinschätzung).

Um einen reibungslosen Ablauf dieses sharings, bei welchem also auch Fremde beteiligt sind, zu gewähren, gibt es klare und „sehr strikte“ Regeln, welche auch durch eine eigene Einschulung allen NutzerInnen nahegebracht werden. Zentral dabei sind auch Regeln zur Schaffung einer bestimmten „sozialen Atmosphäre“, welche einen problemlosen Ablauf auch ohne Kontrollinstanzen ermöglichen sollen. Dementsprechend wird sehr stark auf Eigenverantwortung gesetzt und dies auch deutlich kommuniziert, insofern die SchlüsselbesitzerInnen als stellvertretende BademeisterInnen angesehen werden. Symbolisch verstärkt wird diese Eigenverantwortung dadurch, dass alle

zukünftigen „Badegesellen“ feierlich als solche ernannt werden und einen Schwur ableisten müssen.

GD, Z184-199:

W: *Ähm...ja vielleicht, wir haben da schon auch sehr strikte Regeln, eigentlich schon auch, ja...ähm, klassische Badeordnung, aber zusätzlich gibt es auch eine Einschulung, also jeder, der kommt, muss eine eineinhalbstündige Einschulung mitmachen, also wo er alle Regeln irgendwie kennenlernt und so in kleine Grüppchen da gehen wir halt herum und was es kann und was es nicht kann das Bad...vor allem diese soziale Atmosphäre ist ganz wichtig, weil ja kein Mensch da unten ist, also es ist..unbewacht eigentlich, nicht. Also ich bin zwar als Bademeister im Hintergrund, aber ahh..jeder Gesell, der den Schlüssel hat, ist stellvertretender Bademeister auch (MH: Mhm) und verantwortlich für sich und seine Gäste.*

Eine interessante Entwicklung gibt es auch bezüglich der Finanzierung des Badehauses zu berichten: Während es früher auch für die BewohnerInnen der Sargfabrik fixe Preise für das Badehaus gab und mit dieser Regelung nicht kostendeckend gearbeitet werden konnte, hat sich dies positiv verändert seit die Kosten auf Selbsteinschätzung beruhen.

Vom organisatorischen Aspekt ist die Nutzung des Bades ansonsten sehr einfach gestaltet, insofern man das Bad rund um die Uhr ohne Vorreservierung nutzen kann. Ausschlaggebend für diese erfolgreiche sharing-Praktik ist sicherlich auch, dass es klare Zuständige gibt (geringfügig angestellten Bademeister sowie ehrenamtliche Badegruppe), die ein hohes Engagement an den Tag legen.

Die erfolgreiche Nutzung dieser Gemeinschaftseinrichtung zeigt sich u.a. in der häufigen Nutzung von einigen BewohnerInnen, wie z.B. Herrn Bernhard, der das Badehaus durchschnittlich einmal die Woche nutzt (I2, Z141).

#### Fallbeispiel „Transportrodel“

Neben den Gemeinschaftsräumen und den darin befindlichen Gegenständen gibt es auch einige weitere Gegenstände, die im Gemeinschaftsbesitz sind und allen zur Nutzung zur Verfügung stehen. Ein Beispiel dafür ist die sogenannte „Transportrodel“ (Sackrodel). Die Funktionsweise dieses sharing-Gegenstandes funktioniert auch nach dem Prinzip „Liste“ und wird als sehr einfach, aber dennoch nicht funktionierend beschrieben:

I5, Z234-240 + 303-304:

B1: *Wär eigentlich eine gute Idee, die einfach nicht funktioniert. Obwohl sie ja ganz einfach wär. Da hängt sogar der Kuli dran. Das ist eine Arbeit von zehn Sekunden, sich einzutragen. [...] Ja, das eigentlich ist das ja eh, ich wüsste nicht, was man noch machen kann bei einer so banalen Sache wie bei einer „Transportrodel“. Was soll man noch: Ausgeborgt am ..., zurückgebracht am...Die steht dort. Die Reifen sind aufgepumpt, ist tiptop in Ordnung. Man braucht sie nur nehmen, fahren und wieder zurückgeben.also. [...]Da merkst du, dass manchmal solche Projekte sehr gut gemeinsam oder an Kleinigkeiten scheitern können. Scheitern, es ist noch nicht gescheitert, aber es ist einfach, ich brauche die Rodel und natürlich ich brauche sie einmal im Jahr und wenn dann genau an diesem Tag diese nicht da ist, dann bin ich einfach*

Trotz des schlechten Zeugnisses, das Herr Ivo diesem sharing-System ausstellt, wird es oft genutzt, wie der Entlehnliste zu entnehmen ist. Gerade durch die häufige Nachfrage

scheint hier eine Lösung der Problematik dringend.

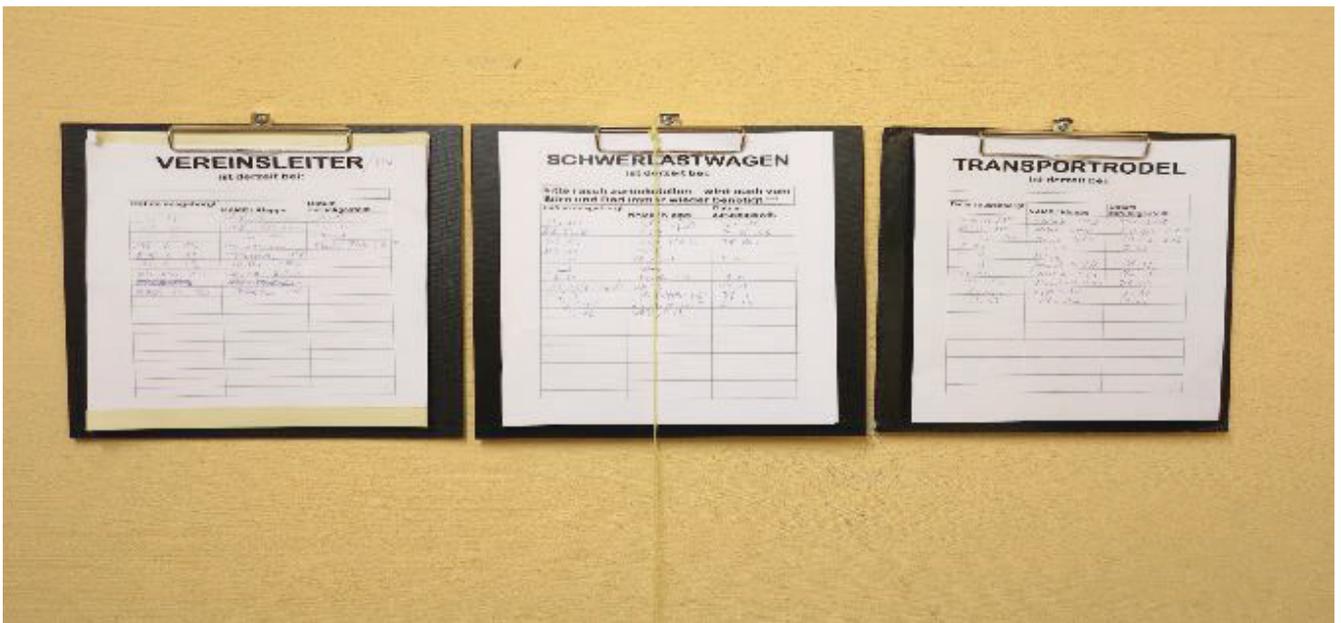


Abbildung 14: Entlehnlisten "Vereinsleiter", "Transportrodel", "Schwerlastwagen" (eigene Aufnahme)

Auch wenn die Gründe für das schlechte Funktionieren dieses sharing-Systems nicht sehr klar werden, deuten spätere Aussagen darauf hin, dass sie mit fehlenden Zuständigkeiten bzw. fehlenden Ansprechpersonen in Konfliktfällen zusammenhängen (siehe 6.1.5 „Sharing und Konflikte“).

#### Weitere formelle sharing-Praktiken und deren Beurteilung

Neben diesen exemplarischen Beispielen gibt es eine Reihe weiterer Räume und Gegenstände, die in der Sargfabrik geteilt werden. Auch hier variieren die Funktionsweisen, der Nutzungsgrad und der Erfolg der sharing-Praktiken wieder stark. In Bezug auf die Funktionsweisen der sharing-Praktiken lassen sich mehr Gemeinsamkeiten feststellen, insofern sich das „Prinzip Liste“ bei vielen sharing-Praktiken wiederholt:

I4, Z172-174:

B1: *was noch wichtig ist, es gibt halt in jedem Raum so eine Liste in der man sich eintragen soll oder muss. Muss eigentlich. Dass man sich eine Waschmaschine reserviert.*

Eine sehr gut genutzte Fläche ist der Dachgarten, auf welchem es dazugehörige Gartenmöbel, Obstbäume, „halb-private“ Obst- und Gemüsebeete, einen Steingarten und einen Sitzkreis gibt. Die Nutzung des Dachgartens wird relativ informell gehandhabt: Wenn man den Garten für ein Fest oder sonstiges (z.B. Karakido-Einheit) nutzen will, was in den Sommermonaten fast täglich geschehe (vgl.: GA 1, Z89-93) wird das per Aushang im Lift angekündigt. Die Obstbäume sind unter den BewohnerInnen sehr beliebt und die Beete werden jedes Jahr neu vergeben und stehen dann zur privaten Nutzung zur Verfügung. In einem gewissen Ausmaß (Naschen, Kräuter) könne aber auch die Gemeinschaft daran teilhaben und diese „halb-privatisierte“ Nutzung laufe harmonisch ab, insofern es sich

irgendwie „immer ausgeht“, dass genug Beete für alle, die eines bepflanzen wollen, vorhanden sind:

GA1, Z447-448:

B1: *Ich weiß nicht, warum sich das immer ausgeht, aber es geht sich immer aus.[lachen]*

Eine ganze Ansammlung von Gemeinschaftsräumen gibt es im Keller: Dort untergebracht sind ein Fahrradraum, ein Erdkeller bzw. „Gartenkammerl“, die Gemeinschaftswerkstatt und das sogenannte Transformationskammerchen. Mehrere dieser sharing-Einrichtungen weisen jedoch Mängel auf, die bewirken, dass die auf sie aufbauenden sharing-Praktiken nur teilweise erfolgreich sind.

Der Fahrradkeller bringt das Problem mit sich, dass der Lift zu klein ist, um Räder zu transportieren und die Räder daher tendenziell in den Gängen und Höfen geparkt werden und nicht im dafür vorgesehenen Fahrradraum, welcher sich zu einem Abstellplatz für Räder, die nicht im ständigen Gebrauch sind, entwickelt hat. Der Erdkeller bzw. das „Gartenkammerl“ wird nur sehr selten in den Interviews erwähnt und auch in den go-alongs nicht hergezeigt. Es wird nur einmal in einem Interview erwähnt, dass die Gartenutensilien, die dort sein sollten, nie dort seien, dass sie immer ausgeborgt und nicht zurückgebracht würden (I5, Z369-372). Eine ähnliche Problematik besteht im Fall der Werkstatt wie bereits erwähnt wurde. Das sogenannte „Transformationskammerchen“ ist ein kleiner Raum, dessen Funktion folgendermaßen beschrieben wird und das als gut funktionierend eingeschätzt wird:

GA1, Z192-196:

B1: *da kann jeder sein Gewand herhängen, das er sozusagen nicht selber braucht oder drausgewachsen ist oder warum auch immer Hüte, Krawatten, Schuhe alles und da kann man sich*

einfach nehmen und entweder behalten oder wieder herhängen. (I: Ahaa) Da kannst du dich für den Fasching einkleiden oder für irgendetwas.

In der Miss Sargfabrik gibt es fünf weitere Gemeinschaftsräume: die Küche, eine Waschküche, die Bibliothek, das sogenannte „Dilettantenkammerl“ und den sogenannten Clubraum.

Interessant ist die Entwicklung des „Dilettantenkammerls“:

G1, Z-303:

B1: das hätten ursprünglich Telearbeitsplätze sein sollen, aber es war kein Bedarf da. Jetzt ist das sozusagen ein Raum für alles. (I: mhhm)...Das ist halt ein kleiner Raum, ein kleiner Raum für Besprechungen für Theaterproben, für Musikproben, für Arbeitsgruppen, für Nachhilfestunden, für Beratungen so psychotherapeutische Geschichten und Nachhilfe und so weiter. Das ist ziemlich unkompliziert, einfach eintragen in den Kalender und die gewerbliche Nutzung kostet fünf Euro. (I: Mhm) Das wird dann für die Grundreinigung und solche Sachen verwendet. [gehen]

Während der Raum jetzt für diverse, private sowie gewerbliche, Zusammentreffen mittelmäßig oft (I1, Z309) genutzt wird, wäre er eigentlich für Telearbeitsplätze vorgesehen gewesen. Der Clubraum ist ein Raum, der hauptsächlich von Jugendlichen genutzt wird, um Bandproben oder Parties zu veranstalten, da er schallisoliert ist. Er scheint beliebt zu sein, da auch FreundInnen der Jugendlichen der Sargfabrik ihn nutzen (I3, Z446). Auch hauptsächlich von Kindern genutzt wird die Bibliothek und die sich darin befindenden Computer. Diese sind mit einem Drucker ausgestattet und auch mit dem Internet verbunden und werden von den Kindern hauptsächlich zum Spielen von Computerspielen verwendet. Ansonsten wird die Bibliothek, in welcher Bücher und DVDs ausgeborgt werden können, recht mäßig verwendet. Dies liegt unter anderem darin begründet, dass sie keinen deutlichen Mehrwert anbieten kann: In Bezug auf das Ausborgen von Büchern wird von den BewohnerInnen eher auf das deutlich umfangreichere Angebot der öffentlichen Bücherei zurückgegriffen (vgl.: GD, Z1070-1072) und auch in Bezug auf die Nutzung der PCs bietet die Bibliothek keinen Mehrwert im Vergleich zur Nutzung des privaten PCs zu Hause (siehe auch Kapitel Bedeutungen).

Ungeklärt bleiben die Details zu einer weiteren Gemeinschaftseinrichtung: der Gästewohnung. In einem go-along wurde sie zwar erwähnt, aber auch auf eine Nachfrage wurden keine weiteren Details genannt:

GA1, Z304-308:

I: Ah ja, gibt es Gästewohnungen?

B1: Gästewohnungen haben wir auch.

I: Schon gell?

B1: Ja, genau. Im Keller unten gibt es einen Clubraum. (I: Ja) Gästewohnungen gibt es. Eine Gästewohnung.

Dies deutet darauf hin, dass die Gästewohnung eine sehr periphere Stellung im Sharingangebot der Sargfabrik einnimmt. Aus den von Krosse geführten Interviews mit BewohnerInnen der Sargfabrik geht hervor, dass diese Stellung in einer zu teuren Preisgestaltung begründet liegen

(vgl.: Krosse 2005: 183). In der Miss Sargfabrik soll eine kleinere, günstigere und gut ausgelastete Gästewohnung eingerichtet worden sein (vgl.: ebd.), in meinen Erhebungen konnte ich keine Details dazu in Erfahrung bringen.

Neben diesen sharing-Einrichtungen, die außergewöhnlich für eine Wohnanlage sind und die Sargfabrik als Cohousing auszeichnen, verfügt die Sargfabrik auch über Gemeinschaftsflächen, die auch für konventionelle Wohnanlagen normal sind, wie Innenhöfe, einen Spielplatz und einen Fußballplatz. Außergewöhnlich dabei ist aber, dass die (größtenteils) auf diesen Flächen lebenden Tiere, Katzen und Hühner, auch als geteilt angesehen werden, was in Bezug auf die Katzen zu größeren Problemen geführt hat (siehe 6.2.2 „Praktisches Wissen: Welches Wissen unterstützt sharing in der Sargfabrik?“).

Neben den Gemeinschaftsflächen und den darin befindlichen Gegenständen werden auch einige weitere Gegenstände gemeinschaftlich genutzt. Dies sind neben der „Transportrodel“, eine hohe Leiter, Einkaufswägen und Paddelboote. Bei der Leiter und den Einkaufswägen gibt es ähnliche Probleme wie bei der Nutzung der „Transportrodel“, über die Nutzung der Boote wurde nichts bekannt.

Eine Sonderform im formellen Sharingangebot der Sargfabrik nehmen die teilöffentlichen Flächen, also das Badezimmer, der Veranstaltungssaal, der Seminarraum, der Kindergarten und das „Beisl“ ein. Diese Flächen stehen den BewohnerInnen der Sargfabrik zu Sonderkonditionen zur Verfügung, sie werden aber größtenteils von der allgemeinen Öffentlichkeit genutzt und dadurch auch finanziert. Diese Öffnung nach außen bringt viel Zusatzaufwand (Kosten, eigenes Personal, eigenständige Betriebe mit allen Anforderungen) mit sich, was aber von den BewohnerInnen der Sargfabrik im Sinne einer Verbindung nach außen und mit der Nachbarschaft stark gewollt.

I3, Z328-329:

B1: Ja wir wir haben immer auch versucht ähm. unsere Szene zu verlassen sondern das auch nach außen zu öffnen (I: Hmhm)

GD, Z335-339:

M: wir zahlen ja auch alle, die wir hier wohnen auch einen Beitrag für diese teilöffentlichen Flächen... (MH: Mhm) noch immer, seit wir hier wohnen. Und diese Kulturhaus, Seminarhaus und Kinderhaus mitzufinanzieren, das war auch unser Anliegen.

Eine abschließende Bewertung der formellen sharing-Einrichtungen scheint schwierig, da der Erfolg und die Nutzungsauslastung von Einrichtung zu Einrichtung stark variieren wie soeben beschrieben. Die Einschätzungen der BewohnerInnen zum allgemeinen Erfolg des sharings in der Sargfabrik scheinen auch stark von den zu Grunde liegenden Erwartungen abzuhängen, denn für Thomas funktioniert dies alles „überraschend gut“, während Herr Ivos Einschätzung deutlich negativer ausfällt, was aber auch damit zu tun hat, dass seine Erwartungshaltung an die BewohnerInnen hoch war:

I5, Z490-492:

B1: Und komischerweise habe ich mir das eigentlich von da auch irgendwie erwartet. Für mich ist das unverständlich, dass

es nicht funktioniert,

### Zuständigkeiten

Ein zentrales Thema rund um das formelle sharing und dessen Erfolg sind die jeweils zuständigen Personen und Zuständigkeiten generell. Von den BewohnerInnen wird der Faktor, dass es für die meisten sharing-Einrichtungen eine zuständige Arbeitsgruppe gibt, die diese betreut als zentral für das Gelingen des sharings bewertet:

I2, Z197-207:

I: Gibt es manchmal Probleme mit den Räumen oder Gegenständen, die jetzt so gemeinschaftlich genutzt werden?

B1: Nein, ich finde, dass es recht gut funktioniert. Aber es gibt für ziemlich jeden Bereich oder - mir fällt gar nichts ein für was nicht - jeden Bereich so eine ehrenamtliche Gruppe, die so ein bisschen darauf schaut (I: mhm) es gibt die Küchengruppe eine Partygruppe und alles mögliche, also das ist vielleicht auch wichtig, dass irgendwie.. ein bisschen sorgsamer damit umgegangen wird mit den Gemeinschaftsgütern sozusagen. Aber ich weiß nicht, ob es so ist, aber ich vermute, dass es damit zusammenhängt.

Auch Herr Ivo reagiert mit einem sehr ähnlichen Antwortverhalten auf meine Frage nach Problemen beim sharing. Auch er beantwortet diese offene Frage damit, dass es eine Gruppe gäbe, die sich um das sharing kümmere:

GA2, Z671-676:

I: Und dass ihr das zusammen nutzt, das passt so im Großen und Ganzen oder wie..?

B1: Dass alle das verwenden? Ja...es gibt eine Küchengruppe, die das...es gibt immer Gruppen, Küchengruppe schaut halt, dass das alles immer da ist, dass alles in Ordnung ist, dass alles wieder zurückkommt und dass alles vollständig ist und ...ja, haut hin, im Großen und Ganzen, ja.

Im Gegenzug bringt er auch ein Negativbeispiel, nämlich das nicht funktionierende sharing der sogenannten „Transportrodel“ und führt das Scheitern auf fehlende Zuständigkeiten zurück. Das System, wo sich jeder einfach Dinge nehmen könne und es keineN ZuständigeN gibt, scheitert seiner Meinung nach oft und er meint, es würde besser funktionieren, wenn es eine zuständige Person gibt, die dann auch weiß, wo sich der Gegenstand gerade befindet:

I5, Z195-225:

B1: Und nicht so dass, also ich finde dieses Konzept, wo irgend was steht und jeder kann es nehmen, scheitert oft. [...] Während dessen, wenn ich sage, du kannst mei - ich habe eine eigene „Transportrodel“, sagen wir, du kannst meine „Transportrodel“ haben, aber ich kriege sie wieder zurück. Ich gebe sie dir gern - ja, aber ich möchte sie wieder zurückhaben und dann weiß ich auch genau, wer sie hat. Es ist meiner Meinung nach fast das bessere System. Hat natürlich den Nachteil, dass du den persönlich treffen musst, wenn's das ausborgst.

Teilweise werden die Zuständigkeiten bzw. Aufgabenbereiche auch ausgelagert und dazugekauft. Dies betrifft z.B. die Reinigung des Bades, sowie die Grundreinigung der gesamten Sargfabrik. Diese Auslagerung der Zuständigkeiten wird von Thomas als unbedingt erforderlich für das Funktionieren des sharings betrachtet:

I4, Z165-172:

B1: Ja, ich finds voll ok. Ja, das Schöne ist ja, wenn man's wieder auf den WG-Vergleich umlegt, man hat ja immer, es gibt ja immer, das größte Problem ist ja immer das Putzen. (lachen) Und das auch hier gelöst wurden, in dem es einfach ein fix angestelltes Reinigungspersonal gibt in der Sargfabrik. Das läuft hier den ganzen Tag auf und ab, Ahh. Die Dame, die putzt halt das Haus, also diese Gemeinschaftsräume und dann passt das.

I: Ok, also man hat die Probleme einfach outgesourct.. [lachen]

B1: Genau, ja sonst würde es nicht funktionieren

### 6.1.2 Informelles sharing

Neben dem gemeinschaftlichen Nutzen der verschiedenen Gemeinschaftsräume und -gegenstände, findet sharing in der Sargfabrik durchaus häufig auch auf einer anderen, einer informellen Ebene statt: „Also das, was so im Alltag passiert, ist halt sehr häufig“ (I5, Z53-54) meint Herr Ivo. Dabei werden Gegenstände aus dem Privatbesitz von BewohnerInnen an andere BewohnerInnen zur Verfügung gestellt und die jeweiligen Vereinbarungen werden fallspezifisch getroffen. Die diesbezügliche Kommunikation läuft größtenteils über eine sargfabriksinterne Mailingliste (genannt die „VIL-group“ oder die „VIL-Liste“), über welchen im Schnitt jeden zweiten Tag (vgl.: I1, Z73) Anfragen folgender Art ausgeschildet werden:

I3, Z607-612:

B1: schau, das ist zum Beispiel jetzt, die letzten Tage die VIL-group (I: Ja, ca. eine Woche) und das geht..das geht..weist eh, du kannst dir da aussuchen irgendwas stichprobenmäßig..also da hat jemand zum Beispiel „Suche Fahrrad und Handy“, ja, typischer Fall...

Angefragt werden typischerweise Sportartikel (z.B. Ski, Rad), Haushaltsgeräte (z.B. Druckkochtopf, Tortentransportform), Freizeitausrüstung (z. B. Zelt, Schlafsack), besondere Kleidungsstücke (z.B. Schneestiefel, Abendkleid), Kleintierutensilien (z.B. Katzenkorb), Elektrogeräte (z.B. Handy, Laptop) aber auch Autos.

Das Teilen von Zeit, im Sinne von sogenannter „Alltags-hilfe“ (von Entgegennahme des Päckchens bis Einkäufe für kranke BewohnerInnen, vgl.: I1, Z545-548) und gegenseitiger Fürsorge zwischen den BewohnerInnen, wird von manchen auch zum informellen Sharingangebot gezählt, jedoch von sehr vielen als sehr wichtig und zentral für den die Sargfabrik ausmachenden Charakter bezeichnet. Herr Ivo beschreibt die Fürsorge unter den BewohnerInnen als „sharing-Projekt“ und ist überzeugt, dass dies auf informeller Ebene, ohne Verpflichtung viel besser funktionieren würde:

I5, Z591-601:

B1: Aber das funktioniert besser wahrscheinlich, als wenn man sagt, das wäre letztendlich auch... (B2: Genau) Ich meine, man könnte sagen ein Typ Pflege oder das Kümmern um einen Bewohner, der halt das braucht, könnte man auch als sharing-Projekt bezeichnen oder? Das ist so eine Art Rad oder?I:

Ja, Zeit

B1: Ja und ich bin mir sicher, so funktioniert es besser als wenn man sagt, weil dann gibt es dann: „Naja kannst du das heute für mich übernehmen“ Hin- und Hertelefonieren „du ich kann nicht, ich muss ins Theater oder so.“ Also, alles...

B2: Ich glaub, dass einfach automatisch manche Leute das übernehmen und dann funktioniert das ohne dass man das groß organisieren muss.

Diese Form der Alltagshilfe wird von vielen sehr geschätzt und trägt wesentlich zu einer subjektiv empfundenen hohen Wohnqualität bei. Weiters sind Überlegungen im Gange, wie die gemeinschaftliche Fürsorge auch auf eine Altersfürsorge ausgeweitet werden kann:

I1, Z498-514:

B1: Ich habe einmal einen Gipsfuß gehabt, da habe ich gemerkt wie fein das hier ist, weil ich wohne ja hier praktisch in der Auslage und bin mit dem Gipsfuß auf dem Sofa gelegen und habe in der Früh bekommen: den Kaffee, die Zeitung, das Semmerl, die Ribisel waren am Tag gerade reif, da sind Kinder, Nachbarskinder gekommen mit einem Schüsselchen Ribisel also das war denkt man ja genau so ist es (I: mhhmm) und ...wir betreiben eine Vorsorge, da sind wir auch gerade dabei, wie wir gemeinsam alt werden können wie wird unser Altersheim ausschauen

Während es also ein breites Spektrum an informell praktizierten Formen des sharings gibt, das vom Verleihen oder Borgen von Kleingegenständen über das Leihen von Autos bis zur Aufwendung von Zeit für Fürsorge unter den BewohnerInnen reicht, soll nun das Fallbeispiel des carsharings näher betrachtet werden. Carsharing stellt zwar einen Spezialfall im informellen Sharingangebot dar, jedoch einen sehr interessanten, da anhand dieses Beispiels eine sich im Wandel befindende Praktik charakterisiert werden kann.

### Fallbeispiel carsharing

Einen Spezialfall stellt carsharing insofern dar, als es sich beim Leihen und Verleihen von Autos um sharing-Gegenstände von deutlich höherem Wert im Vergleich zu den anderen Gegenständen, die informell geteilt werden handelt und sich dementsprechend auch andere Praktiken etabliert haben. Diese unterscheiden sich bereits in der Art ihres Zustandekommens: Anfragen bezüglich Autos laufen weniger über die Mailingliste als über persönliche Anfragen. Teilweise haben sich auch schon Grüppchen gebildet, welche immer wieder das Auto teilen (GD, Z 55-56). Die Spontaneität und die fallspezifische Unterschiedlichkeit bleiben aber bei all den informellen sharing-Praktiken, auch beim Teilen der Autos, erhalten:

GA2, Z221-223:

B1: Aber solche Sachen entstehen oft spontan...oder?

B2: Ja, das schon, ja. Mit die Autos auch..die gewechselt werden, getauscht werden manchmal..und so

I5, Z14-21:

B1: Es funktioniert so, aber es ist nicht irgendwie in einer Regel, wie soll man sagen in eine Regel gegossen d.h. dass es genau definiert ist, wenn man car-sharing macht, da gibt es wahrscheinlich irgend welche Programme, wo es genau definiert ist,

wer was bezahlt und wie das aufgeteilt wird, bei uns war das schon oft so, dass man was weiß ich, das war schon öfters dass die Nachbarin kommt und sagt, borgst das Auto wie morgen, sie fahre eh immer mit der Bahn und sie habe aber irgend etwas zu transportieren und es ist wurscht, dass es halt so unreglementiert passiert, das kommt schon vor

Interessanterweise konnte ich während eines go-alongs selbst Zeugin davon werden, wie eine solche spontane carsharing Vereinbarung zustande kommt. Während des Rundgangs durch die Sargfabrik beginnt Herr Ivo ein Gespräch mit einem anderen Bewohner und sie kommen zufällig drauf, dass sie beide an carsharing interessiert sind. Da der andere Bewohner (B2) ein Auto besitzt, das er teilen möchte und Herr Ivo gelegentlich eines leihen möchte, wird das Gespräch gleich ziemlich konkret:

GA2, Z227-268:

B1: Obwohl das nicht ganz hinhaut, aber...

B2: ja...

B1:...es...geht.

B2: Die werden halt Freunden verborgt, halt, nicht....so Kilometerpreis.

B1: Es gibt aber kein institutionalisiertes sharing-System bei Autos, es ist alles so auf, auf, auf auf spontan und...

B2: Obwohl ich überlege meines, das ich ja für das Bad benutze hauptsächlich, privat aber sehr wenig..so ein richtiges carsharing..

B1: Was ist das für Eines?

B2: Das ist der Citroen Saxo.

B1: Ah, ist das ein Bus oder..?

B2: Nein, ist ein ganz normaler, kleiner...der dem Harald gehört hat..

B1: Ah ja, kenn ich, ein kleiner, gell?

B2: Genau, ja...

B1: Ja, da bin ich interessiert, weil unser Auto ist ja... wir haben unser Auto aufgegeben.

B2: Ah!

I: Seit kurzem erst?

B1: Seit 3 Monaten.

B2: Ja, gut. Naja, wenn euch..

B1: Wir wollen aber kein neues, also wir wollen auf keinen Fall mehr ein Auto haben..

B2: Na, der ist betriebssicher...zwar 16 Jahre alt, aber er rennt gut und..muss ich schauen halt, wann ihr ihn brauchen würdet, ja...primär..ob man da eine gestaffelte Benutzungsordnung macht, vielleicht je nach Verantwortlichkeit oder...

B1: Wir brauchen im Prinzip einmal im Jahr ein Auto.

B2: Aha, und das ist zu Silvester oder?

B1: Nein, das ist wenn ..im Februar, wenn wir zum Skifahren fahren.

B2: Skifahren im Februar, aha.

B1: Das ist..weil dort, müsste man dann immer wenn man irgendwo hin fährt mit dem Bus fahren..und das ist beim Skifahren relativ langwierig und deshalb hätten wir...

B2: Ja, eh!

B1: Ja, ich werd es mir überlegen!

I: Ok, gute Weiterarbeit! Danke für das Zeigen

B2: Ja, danke für die Vermittlungsarbeit!

I: Ja, siehst du, zumindest, hab ich auch was geleistet (schmunzelt)!

[Tür geht zu] [Kellergang]

B1: Hast du gesehen...das war so ein typisches Beispiel, wie bei uns relativ schnell was entstehen kann.

I: Ja, ja...weil man sich schon kennt?

B1: Ja, ich mach das....Ah ja, hab ich Interesse! ...Während irgendwo, was weiß ich, in einem Wohnhaus oder so, da kommt das gar nicht dazu..verstehst?

Sharing-Praktiken dieser Art würden oft und spontan entstehen, meint Herr Ivo und führt weiters auch noch andere Beispiele an (I5, Z107-120). Auch ist er davon überzeugt, dass die Entstehung dieser Praktiken in einem konventionellen „Wohnhaus“ nicht möglich wäre. Vermutet werden kann, dass es in konventionellen Wohnanlagen an Voraussetzungen, also wichtigen Elementen der sharing-Praktiken fehlt, wie z.B. verschiedene Varianten des praktischen Wissens, der Bedeutungen und der Infrastruktur.

Bezüglich der carsharing Praktiken lassen sich einige Parallelen zwischen der Sargfabrik und dem Cohousing Kalksburg ziehen: Auch im Cohousing Kalksburg wird carsharing auf einer informellen Ebene praktiziert, welche eine Reihe von unterschiedlichen Ausprägungen bezüglich der Nutzungsregeln kennt:

I6, Z58-60:

B1: Und jede handhabt es anders auch, der eine will nur eine Spende, der nächste ein Kilometergeld, (.) also das ist auch sehr verschieden, das ist noch (..)

Ebenso gibt es in Kalksburg Überlegungen, dies auf eine formelle Ebene zu übertragen, also zu professionalisieren und zu institutionalisieren. Auch dort wurde dies aber bisher nicht gemacht, weil man mit den bisherigen Praktiken auch zufrieden ist:

I6, Z54-66:

B1: aber es funktioniert so ganz gut. Wenn ich ein Auto brauche, ich habe zum Beispiel kein Autos Auto, dann kann ich immer eins mir ausborgen, da ruf ich mal (.) meine Nachbarin an [...]Das war schon mal die Idee, dass wir das machen, dass wir sozusagen Autos gemeinsam anschaffen oder alte Autos in einen Topf geben, und die dann gemeinsam besitzen. (I: Ok) Aber das hat sich noch nicht durchgesetzt, weil es so auch ganz gut funktioniert.

### Beurteilung der informellen sharing-Praktiken

Bewertet werden die informellen sharing-Praktiken großteils gut, da für die meisten Anfragen innerhalb eines Tages eine Lösung gefunden wird (vgl.: GD, Z41-43). Teilweise wird informelles sharing auch als besser funktionierend als formelles angesehen oder bevorzugt. Frau Christine (I1) meint, das „mit dem Teilen und Verleihen“ (informelles sharing) funktioniere gut, während es bei der „gemeinschaftlichen Anschaffung“ (formelles sharing) Verbesserungsbedarf gäbe. Herr Ivo (I5) stellt Überlegungen an, ob carsharing von einer formellen Lösung profitieren würde, meint aber, dass ihm eine informelle Regelung „rein vom Gefühlsmäßigen“ lieber sei.

I1, Z117-121:

B1:Ja, das ist irgendwie so..Also das mit dem Weggeben, da sind wir gut glaub ich, das mit dem Teilen und Verleihen auch, mit

der gemeinschaftlichen Anschaffung, da sind wir noch nicht so gut glaub ich, also da da haben wir Verbesserungsbedarf.

I5, Z147-148:

B1: Also klarer ist diese andere richtig durchgerechnete Sache sicher bei Schadensfällen oder wenn's irgendwelche Probleme gibt, ist sicher so eine Regelung besser. Andererseits so rein..... jetzt wenn, so rein vom Gefühlsmäßigen ist mir das andere lieber.

Klar deutlich wird auch, dass das Spannungsfeld zwischen formellem und informellen sharing beim carsharing besonders deutlich zu Tage tritt, aber nicht nur dort ein ständiger Aushandlungsprozess im Gange ist. Für beide Formate des sharings, das informelle und das formelle, werden von den BewohnerInnen Vorteile und Nachteile genannt, weshalb Überlegungen einer möglichen Verschiebung von der informellen in die formelle Sphäre am Laufen sind und die Praktiken dadurch in einem ständigen Wandel begriffen sind:

I5, Z560-566:

B1: Ja, das ist halt auch so was, das ist immer so - das hat auch irgendwie auch was Charmantes an sich, wenn das so laissez-faire irgendwie. Manchmal denk ich mir, jetzt gehört einer her, der auf den Tisch haut und sagt, so jetzt machen wir das so und damit es Struktur hat, ob sie sich dann verändert, weiß ich auch nicht. Also, wie gesagt, diese car-sharing-Modelle sind einfach nicht klar und eindeutig und eher so, wahrscheinlich sharen drei miteinander oder weil das halt so irgendwie hmm intern geregelt.

I1, Z93-98:

was auch irgendwie gewartet wird dann, das gehört ja dazu (I: Mhm) und..da sind halt so Sachen, wem borg ich mein Zelt, wenn ich das zurückbekomme, muss ich da nachschauen, ob es eh nicht feucht eingepackt worden ist, ob eh nicht die Heringe verbogen sind. Muss ich das? Oder..oder kann ich mich drauf verlassen oder gibt es jemanden, der, der das Zelt ausgibt und wieder sozusagen einsammelt und schaut, ob alles in Ordnung ist. Also, da sind wir gerade...am Überlegen, wie wir dies gestalten.

### 6.1.3 Vergleich: sharing-Einrichtungen in Kalksburg

Das Sharingangebot im Cohousing Kalksburg ist durchaus vergleichbar mit jenem der Sargfabrik: Auch in Kalksburg gibt es eine gemeinschaftliche Küche samt Inventar, eine Werkstatt mit Werkzeug, einen Keller, einen Jugendraum (entspricht Clubraum in der Sargfabrik) und Autos werden informell geteilt. Zusätzlich verfügt das Cohousing in Kalksburg noch über eine sogenannte „Silberkammer“, die zum Meditieren und für die sogenannten Versöhnungskreise verwendet wird. Die Gartenbereiche sind teilweise auch privat, so ähnlich wie die „halbprivatisierten“ Beete in der Sargfabrik. Im Unterschied zur Sargfabrik wo diese „Halbprivatisierung“ harmonisch abläuft, gibt es in Kalksburg dazu Diskussionen. Durch die geographischen Gegebenheiten gibt es in Kalksburg noch mehr geteilte Außenbereiche wie z.B. einen See, ein Waldstück, eine Feuerstelle

und Schwitzhütten. Des Weiteren gibt es auch Gegenstände, die geteilt werden wie z.B. einen Beamer. Informell geteilt werden, genauso wie in der Sargfabrik, Räder und sonstige Freizeit- und Sportausrüstung. Eine interessante Besonderheit ist ein Cohousing-internes bike-sharing System, das jenem der städteweiten bike-sharing Systemen ähnelt: Es gibt eine Reihe von Rädern in Kalksburg, die im Gemeinschaftsbesitz stehen und alle mit Nummernschlössern mit demselben Code versehen sind. Diese stehen im Cohousing sowie in den umliegenden S-Bahn-Haltestellen (Kalksburg und Liesing) und können gegen eine jährliche Gebühr von 10 € (bekommt ein Bewohner für die Instandhaltung der Räder) genutzt werden.

### 6.1.4 Ersatz von Privateigentum durch sharing

Durch die aufgelisteten sharing-Einrichtungen können in der Sargfabrik eine Reihe von Konsumgütern bzw. Einrichtungsgegenständen, welche sich konventioneller Weise in Privatbesitz befinden durch Gemeinschaftseigentum ersetzt werden. Standardmäßig wurde bereits beim Bau der Wohnungen der Platz für eine private Waschmaschine sowie für Badewannen nicht eingerechnet und nur wenige Wohnungen verfügen über diese Einrichtungen privat. Der Großteil der BewohnerInnen nützt zum Waschen der Wäsche die gemeinschaftliche Waschküche sowie das Badehaus für Entspannung und auch Körperhygiene. Zusammenhängend mit diesen zwei sharing-Einrichtungen haben sich bereits stabile sharing-Praktiken entwickelt. Auch verfügen die meisten BewohnerInnen über eine „minimale“ Küchenausstattung, da sie bei Bedarf an zusätzlichen Gerätschaften oder Platz auf die Gemeinschaftsküche zurückgreifen bzw. auch das „Beisl“ nutzen und dort öfters essen. Zudem haben die Wohnungen keine Zusatzzimmer, die als Gästezimmer genutzt werden könnten, da auch hier auf die gemeinschaftliche Gästewohnung zurückgegriffen werden kann. Für manche BewohnerInnen stellen auch die sich in der Bibliothek befindlichen PCs mit Internetanschluss einen Ersatz für den privaten dar.

I2, Z208-216:

I: Und, was haben Sie denn so alles nicht in der Wohnung, was sie aber trotzdem nutzen. Zum Beispiel haben sie einen Computer unten in der Wohnung auch oder..

B1: Habe ich schon, aber ich verwende eigentlich internetmäßig oder so den von hier. Ich habe keine Waschmaschine in der Wohnung. Ich verwende die Waschküche, meine Küche ist sehr minimal, ich habe kein Backrohr zum Beispiel also, wenn ich wirklich in diese Richtung etwas machen will, wenn ich mehr Gäste habe, dann bin ich in der Gemeinschaftsküche. Wir haben auch zwar eine Gästewohnung sozusagen, die ich auch schon öfters genutzt habe, ja ich habe keine Badewanne in der Wohnung, da wir ja ein Badehaus haben. Sonst fällt mir eigentlich momentan nichts sonst ein.

### 6.1.5 Sharing und Konflikte

Konflikte sind ein allgegenwärtiges Thema wenn es um die sharing-Praktiken in der Sargfabrik geht und tauchen in ganz unterschiedlichen Dimensionen auf. Viele Konflikte bleiben auf einer Ebene, die vielen als erträglich erscheint und die viele sozusagen in Kauf nehmen. Folgende zwei Interviewauszüge zeigen aber, dass die Konflikte auch Ausmaße erreichen, die ernsthaften Ärger oder Zorn auslösen:

I5, Z226-232:

B1: Weißt, was habe ich davon, ja groß wir sharen und was weiß ich und dann ist aber nichts da [...] also ich bin also verärgert, ziemlich angefahren.

GA2, Z539-542:

B1: Das sind, weißt eh, das sind oft so kleine Sachen, wo du dir denkst, gibt es das? Weißt, wegen so einem Scheiß. Weißt du, die haben dann gesagt „Da kommen 300 Leute täglich, gehen da durch!“ ..da gehen vielleicht 5 durch, wenn es viel ist. (I: Ja) Ich mein, wegen solche Sachen gibt es dann Verletzungen, Beleidigungen...das sind oft so Sachen, wo es oft...ja, ein bisschen komisch ist.

Als der „längste und schwierigste“ Konflikt wird in zahlreichen Interviews das „Katzenproblem“ geschildert. Dieser hatte sich so weit verschärft, dass er in einer Mitgliederversammlung behandelt wurde. Schließlich konnte er aber durch die Einführung eines Verhaltenskodexes, also „know-that“, gelöst bzw. auf ein erträgliches Maß reduziert werden (siehe 6.2.2 „Praktisches Wissen: Welches Wissen unterstützt sharing in der Sargfabrik?“):

I1, Z351-358:

B1: Die gemeinschaftliche Nutzung der Katzen zum Beispiel macht Probleme immer wieder, weil wir haben derzeit glaube ich sechs Indoorkatzen und fünf Outdoorkatzen und die Hinterlassenschaften der Katzen ärgern halt manche Leute verständiglich, weil sie ein bisschen rivalisieren, machen sie auch gerne auf die Türmatten, also da gibt es immer wieder Probleme, dann trifft sich halt wieder die Katzensgruppe, stellt halt noch ein zusätzliches Kistl auf oder überlegt, sind die optimal platziert oder muss man sie anders hinstellen, sammelt halt ein bisschen die Kacke ein.

I3, Z461-467:

B1: es gibt natürlich immer wieder Konflikte, der längste und auch der am schwierigsten zu verändernde war...im drübernen Haus gibt es eine ziemlich große Anzahl von Katzen und wie sich das für so ein Projekt gehört, die wenigsten davon Wohnungskatzen, sondern die meisten haben halt ihre Wohnung, aber sind draußen (I: Ja)...und das hat zu einer Katzenplage geführt, die also im schlimmsten Fall bedeutet hat, dass auf der Türmatte Katzendreck drauf war in der Früh

In der Sargfabrik sowie auch im Cohousing Kalksburg führen divergierende Meinungen zum Ausmaß des sharings bzw. der Gemeinschaftlichkeit auch immer wieder zu Diskussionen. In Kalksburg entzündeten sich diese unterschiedlichen Bedürfnisse nach Gemeinschaftlichkeit bzw. Privatheit am stärksten an den Gartenflächen, während es in der Sargfabrik die privaten Kellerabteile (vgl.: I1, Z143-146) sind:

16, Z133-138:

B1: *Wie wir das machen im Freiraum. Ob es nur Gemeinschaftsgärten gibt, das war eine Idee auch schon einmal. Aber jetzt haben sehr viele Privatgärten, (I: mhm) und es gibt weniger Gemeinschaftsgärten. Ja. Also ich fände es ganz schön, wenn es mehr Gemeinschaftsgärten geben würde. Gibt es auch. Aber ja, das hat sich eben so entwickelt, dass ein Teil ein Gemeinschaftsgarten ist, und jeder sein eigenes Gärtchen doch noch haben möchte ja? Also ich find's, ich hab keinen kleinen eigenen.*

I1, Z391-404:

B1: *und da gibt es halt hin und wieder die Idee, ich hab es eh schon einmal gesagt, räumen wir doch alle Keller auf und machen wir das alles ganz neu, teilen wir sie mehr das Zeug, muss da nicht jeder..und man kann sich dann vielleicht auch von den gehorteten Hochbetten trennen, man muss nicht alles für etwaige Enkelkinder aufheben..aber so weit sind wir halt noch nicht, also, das ist halt auch ein Prozess und manches geht schneller und das da unter der Erde ist langsamer....*

Das Bedürfnis nach Abgrenzung von der Gemeinschaft und mehr Privatheit wird auch an den Urlaubsgestaltungen deutlich. Einmal wurde ein gemeinsamer Urlaub unternommen – diese Erfahrung wurde aber nicht wiederholt.

I1, Z330:

B1: *haben wir einmal, da sind wir das erste und letzte Mal alle gemeinsam weggefahren in ein Jugendgästehaus in Rabs...*

Weiters berichtet Frau Christine, dass zwar daran gedacht wurde gemeinschaftlich einen Landsitz zu erwerben und auch diesen gemeinschaftlich zu nutzen, dies jedoch nie umgesetzt wurde, da „man dann auch aus dem Gemeinschaftsleben ein bisschen aussteigt und sich zurückzieht“. Die Feststellung, dass ein gemeinschaftlicher Landsitz das Bedürfnis nach Gemeinschaft der BewohnerInnen deutlich übersteigen würde, klingt aus dem Mund von Frau Christine noch stärker, da sie grundsätzlich eine starke Befürworterin der Gemeinschaft ist und sich prinzipiell für noch mehr sharing stark macht. Dies kann man auch in folgender Interviewpassage herauslesen, die fast rechtfertigend wirkt („das hat sich einfach so ergeben, ich bin am Land aufgewachsen“) und das Gemeinschaftliche in den privaten Praktiken hervorstreichen versucht (Besuche, gemeinsamer Besitz dreier Familien eines Hauses in Ungarn):

I1, Z525-537:

B1: *...aber wie gesagt, ich habe ein Häuschen am Land, weil ich einfach mehr Platz zum In-der-Erde- wühlen brauch als hier. Ja das hat sich einfach so ergeben, ich bin am Land aufgewachsen und habe das so wollen... Ursprünglich hat man gedacht, wir werden uns gemeinsam einen Landsitz schaffen, mittlerweile ist es so, dass viele also etliche irgendein irgendwas zum Teil gemeinschaftlich irgendetwas am Land... Eine Familie hat in Ungarn ein bisschen was, zwei (verbessert sich) drei Familien gemeinsam in der Nähe von Mariazell also es ist so, dass man dann auch wieder aus dem Gemeinschaftsleben ein bisschen aussteigt und sozusagen seinen Rückzug in der Natur einfach hat. Ja, man besucht sich, man kennt das zum Teil, macht dann man besucht sich mal dort, mal da oder auch nicht. Aber alle Bedürfnisse sind dann hier auch wieder nicht*

*zu befriedigen (I: hmmm) so nach mehr Freiraum, einem größeren Gemüsebeet oder wie auch immer, (I: mhm...)*

Über die Ursachen der mit dem sharing in Zusammenhang stehenden Konflikte gibt es keine Einigkeit und teilweise auch kein Verständnis („Ich kann es nicht nachvollziehen“, I5, Z393). Einige Vermutungen werden aber dennoch vorgebracht, worin Konfliktursachen liegen könnten.

Als problematisch werden mobile und insbesondere kleine Dinge angesehen. Bei diesen sei das Risiko hoch, dass sie sich nicht am vorgesehenen Platz befänden und somit Konflikte auslösen würden:

I5, Z358-376:

B2: *Bei allen Sachen, die beweglich sind.*

B1: *Es ist auch bei anderen Sachen auch so.*

M: *Z.B. Waschküche funktioniert's - nicht, weil die Waschmaschine kannst nicht wegtragen. Da funktioniert das. [...] Aber da funktioniert's weil die Waschmaschine hat einen festen Platz und die kann niemand wegtragen. Bei der Rodel, bei Werkzeug, im Gartenkammerl, im Gartenkammerl ist gähnende Leere. Wenn'st etwas brauchst eine Schere oder einen Spaten schon aber die kleinen Sachen, die sind weg, ja.*

GA2, Z384:

B4: *Und auch die Wagerln...und alle Wagerln sind fort...die Billawagerl und alle, die wir gehabt haben.*

Neben dieser möglichen Konfliktursache, die konkret sharing-bezogen ist und das Element der Infrastruktur von sharing-Praktiken betrifft, wird noch eine weitere genannt, welche Cohousing generell betrifft und auf die Größe der Gemeinschaft abzielt. Hier wurden in Kalksburg (I6), wo ca. 60 Erwachsene und 40 Kinder leben, andere Erfahrungen als in der Sargfabrik, wo ca.250 Personen leben, gemacht:

I6, Z183-191:

B1: *Und nach einem halben Jahr oder so kamen die ersten Auseinandersetzungen, diese Konflikte die man sich nicht vorstellen kann, wenn man nicht zusammen wohnt. (I:Ok) Also wir haben uns ja jahrelang vorher getroffen, und waren immer sehr froh, auch am Wochenende in irgendeinem Hotel verbracht und so. Aber kaum lebt man zusammen ist es fast schon so, dass die Familie, dass das sehr nahe sein kann. Ja, dass die Kinder streiten zum Beispiel oder, (.) unterschiedliche Vorstellungen wie lange man Klavier spielen darf [lautes lachen]. Wann wer schlafen möchte, wurscht, ja, oder wer verträgt zum Beispiel (???) das Fest.*

GD, Z1170-1186:

M: *Ja wobei die Sargfabrik hat den Vorteil für viele, dass sie sehr groß ist, ja. Es ist wie so Dorf in der Stadt heißt sie immer und man muss ja dann nicht mit allen gut auskommen, ja. Es ist dann so ein richtiger Durchschnitt da, man ist mit einigen sehr gut befreundet, mit anderen gut befreundet und die anderen grüßt man halt.*

W: *Wir haben auch mehrere Ausgänge [lacht], also man kann sich aus dem Weg gehen*

M: *Ja, genau, man hat genügend Rückzugsmöglichkeiten, also man macht die Tür zu und kann dann für sich allein sein...es gibt ein paar kleinere Wohnprojekte, also wir waren da früher beim Wohnbund, die haben sich total zerstritten, am Land,*

die waren zu klein, Eigentum, und wenn es da irgendwelche troubles gibt, zerstreiten sich die und die finden nie wieder zusammen. Und das kann bei uns nicht passieren, weil wir zu groß sind, wenn sich da drei zerstreiten, dann fangen das 100 andere auf, nicht? Und ich glaub, dass das schon eine Qualität hat, die Größe....W: Ja, es geht nicht mehr nur familiär zu, ja. Es hat schon so einen großfamiliären Touch, aber es sind keine Familiendynamiken eigentlich so stark im Gang wie in kleineren Projekten. Dort gibt es dann wirklich Polarisierungen, Parteienbildungen...

Die These lautet hier also, dass eine gewisse Gemeinschaftsgröße konfliktverringend wirkt bzw. eine Umgebung schafft, die resilienter gegenüber Konflikten ist. Erreicht eine Gemeinschaft nicht eine gewisse Größe, die ca. bei 200 Personen liegen dürfte, so würden die stattfindenden sozialen Dynamiken jenen einer Familie ähneln. Dies wird von Karin als zu „nahe“ empfunden. Walter meint, dass diese Größe durch „Polarisierungen und Parteienbildungen“ Konflikte auslöst. Überschreitet die Anzahl der in einer Gemeinschaft lebenden Personen eine gewisse Größe und befindet sich ca. auf dem Niveau der Sargfabrik, so sollen die sozialen Dynamiken eher jenen einer Großfamilie ähneln und mehr Möglichkeiten bieten, Konflikte auszutragen („wenn sich da drei zerstreiten, dann fangen das 100 andere auf“).

Neben den Überlegungen zu den Konfliktursachen oder den Ursachen von nicht funktionierendem sharing, wurde auch über dessen Konsequenzen berichtet. Diese erscheinen ziemlich drastisch, insofern „Kleinigkeiten“ (I5, Z237) bzw. „ein paar wenige“ (I5, Z524), die sich nicht an Regeln halten, schon große Auswirkungen haben bzw. das sharing-System schon in größerem Umfang destabilisieren können:

I5, Z238-248 + Z217-220:

B1: ich brauche die Rodel und natürlich ich brauche sie einmal im Jahr und wenn dann genau an diesem Tag diese nicht da ist, dann bin ich einfach [...] Hat es für mich nicht funktioniert, und ich stelle wahrscheinlich auch vielleicht ungerechter Weise ein ganzes System dann gleich in Frage. Weißt, das kann ja nur Zufall sein, aber ich denke mir vielleicht beim nächsten Mal, na ja die ist eh nicht da, trag ich's einmal trotz meinem Bandscheibenvorfall- wurst. [...] Und da kriege ich eine Wut. Und da denke ich mir manchmal, wenn da müssen alle am gleichen Strang ziehen. Wenn - ein einziger kann das System schon total destabilisieren, wenn es einer nicht macht.

I5, Z524-537:

B2: Aber das wollt ich zuerst noch dazusagen, es sind halt immer nur ein paar wenige.

B1: Ja, aber du weißt nicht wer.

B2: Man weiß nicht wer - aber, im Prinzip, ich glaub der Großteil ist ja hier anders, ja.

B1: Aber ich hab gesagt....

B2: Aber die paar wenigen, die machen ein sehr komisches Bild - na?

B1: Es ist nicht nur ein komisches Bild, z.B. bei dieser Sache mit der „Transportrodel“ ist für mich, ah die Idee ist gut und wenn es so was ist, ist das System zusammengebrochen. (B2: Ja) Also, es funktioniert nur, wenn alle mitmachen, weil, wenn

es einmal nicht da ist und ich brauch es grad, dann ist es für mich gescheitert. Das sag ich jetzt einmal.

I: Ja - gibts...

B2: ...ja, es sind ein paar wenige..

Wenn man diesem Umstand, dass sharing-Praktiken nur als stabile sharing-Praktiken erhalten und praktiziert werden können, wenn alle dazugehörigen Elemente, d.h. auch die Einhaltung der Regeln („know-that“) vorhanden sind, Rechnung trägt erscheint es sehr wichtig, auf Konflikte oder Störungen der Praktiken sensibel und lösungsorientiert zu wirken.

Eine in der Sargfabrik praktizierte Möglichkeit mit den vorhandenen Konflikten umzugehen, ist sozusagen einen „sozialen Ausgleich“ zu schaffen. Frau Lucia (B2) berichtet, dass durch den sogenannten „Sargfabriks-Spirit“, der ein soziales Zusammenleben und unaufgeforderte, nicht unbedingt reziproke Hilfsleistungen (z.B. Betreuung von Menschen mit besonderen Bedürfnissen) umfasst, es viel leichter sei, über aus sharing-Praktiken resultierenden Konflikten hinwegzusehen.

I5, Z584-615:

B2: Ich glaube, dass viel passiert, was man gar nicht so oft, so mitkriegt [...] zum Beispiel. die Michalea, wie sie sich um den Norbert gekümmert hat, das war einfach immer unaufgefordert jeden Tag, der Norbert ist ein Rollstuhlfahrer, hat spezielle Betreuungseinheiten gebraucht und hat das einfach übernommen, ohne dass das an die große Glocke gehängt wurde [...] Ich glaub, dass einfach automatisch manche Leute das übernehmen und dann funktioniert das ohne dass man das groß organisieren muss. Da vorne haben wir eine ganz große WG mit 400 m<sup>2</sup>. Da wohnen 8 Leute drinnen und angeschlossen vorne ist eine Behinderten-WG und da ist von vorneherein eine Glocke zwischen den 2 Wohnungen, also wenn die Behinderten etwas brauchen, dann können sie läuten und dann kommt jemand von den Großen rüber...und das funktioniert einfach immer, immer ja. Die springen da immer ein und wir haben das halt am Anfang mitgekriegt und das wird überhaupt nicht mehr erwähnt...oder zum Beispiel oben die Sabine: Jeden Sonntag lädt sie die Behinderten ein zum Essen, ja. Das ist so. B1: Aber das hat jetzt nichts mit sharing zu tun unbedingt, das ist einfach, das ist einfach ein gewisser spirit da.

B2: Genau. Das ist schon da, also das darf man dann... und ich glaube, wenn man das auch spürt, dann ist das andere dann vielleicht auch nicht so schlimm, ja? Also es passiert so viel Positives, das woanders nicht passieren kann, weil einfach die Struktur nicht gegeben ist und das macht quasi wieder etwas Besonderes hier zu wohnen, nicht? So sharen....

Auch die Fokussierung auf Einrichtungen, die gut laufen und allgemein geschätzt werden, sozusagen die Wertschätzung dessen, was gemeinsam erreicht wurde, dient der Relativierung der Konflikte, wie Herr Walther berichtet:

GD, Z164-167:

W: Und das [Anm.: das Badehaus] ist halt irgendwie was Verbindendes, nicht? Also, ist halt leichter... an der Oberfläche streiten und dann irgendwie im Badehaus [schmunzelt] also im warmen Wasser sitzend irgendwie oder in der Sauna schwitzend irgendwie das Gemeinsame vielleicht wiederfinden.

## 6.2 DIE ELEMENTE DER SHARING-PRAKTIKEN

Nachdem im obigen Kapitel die praktizierten sharing-Praktiken eingeführt wurden und erste Charakterisierungen vorgenommen wurden, soll dies nun unter einem noch stärker praxistheoretischen Blickwinkel fortgeführt werden. Der Aufbau dieses Kapitels orientiert sich an den Elementen der sozialen Praktiken Bedeutungen, praktisches Wissen und Infrastruktur. Diesen groben Themen folgend wurden die wichtigsten Aussagen zu den jeweiligen Elementen aus dem erhobenen Material gesammelt. In den folgenden Unterkapiteln werden diese nun dargestellt, um so der Beantwortung der Forschungsfrage, aus welchen Elementen praktizierte sharing-Praktiken bestehen näher zu kommen.

### 6.2.1 Bedeutungen: Was bedeutet sharing in der Sargfabrik?

Den theoretischen Annahmen nach bestehen soziale Praktiken neben praktischem Wissen und Infrastruktur aus Bedeutungen: Was bedeutet sharing für die PraktikerrInnen? Ist es eine minderwertige Notlösung, weil Privatbesitz nicht leistbar ist? Oder hebt es den sozialen Status dadurch, dass Zugang zu vielen verschiedenen Angeboten besteht? Wie werden erfolgreich praktizierte Praktiken umschrieben? Diese Fragen sollen durch die Auswertung des Datenmaterials beantwortet werden.

#### Sharing als Luxus

Wenn man den Beschreibungen der BewohnerInnen der Sargfabrik zuhört und darauf hinhört, welche Bedeutungen sie den Gemeinschaftseinrichtungen zuweisen, was sie damit assoziieren sharing zu praktizieren, dann sticht eines sofort ins Auge: Das Nutzen der Gemeinschaftseinrichtungen wird in sehr vielen Fällen als etwas Besonderes, etwas Einzigartiges, ja oft sogar als Luxus erlebt.

I2, Z260-269:

B1: Für mich ist es wirklich ein Ort, wo ich angenehm leben kann ohne große besondere Schwierigkeiten und wo ich halt sehr viel ich halt sehr viele Gemeinschaftseinrichtungen habe, die ich sonst selber kaufen müsste, wenn ich sie haben wollte. (I: mhhm) Ja... also das Badehaus finde ich einen totalen Luxus, das ist ein Wellnessbereich, denn ich war vorher immer regelmäßig in der Sauna und irgendwo in irgendwelchen Bädern also es ist angenehm, wenn es da gibt. Das ist... Früher drüben war es natürlich bequemer, weil man im Bademantel ins Bad mit dem Lift kam, aber trotzdem, jetzt sind es halt 200 Meter oder was. Es ist anders als wenn man ins Amalienbad oder was ginge oder irgendwohin

GA2, Z117:

B1: [gehen]... das ist unser Prunkstück, das Tepidarium

In obigen beiden Interviewpassagen wird deutlich, dass insbesondere das gemeinschaftliche Badehaus als sehr luxuriöser „Wellnessbereich“ mit dem „Prunkstück“ Tepidarium gesehen wird. Die verwendete Sprache drückt sehr deutlich aus, dass die Bewohner auf das Badehaus sehr stolz sind und es fast als etwas sehen, das „über“ ihrem oder dem

gesellschaftlich üblichen Standard liegt und mehr bietet, als üblicherweise als notwendig oder gar sinnvoll erachtet wird („Luxus“). In den Erzählungen von Herrn Bernhard kommt durch die Verwendung des Wortes „Wellnessbereich“ und den direkten Vergleich mit einem öffentlichen Bad („Amalienbad“) klar zum Ausdruck, dass das Bad für ihn etwas darstellt, das im Normalfall nicht privat besessen werden, sondern dessen Zugang erkaufte werden muss. Das Badehaus ist zwar auch nicht in Privatbesitz, sondern im Besitz des „Vereins für integrative Lebensgestaltung“, allerdings ist die Benutzung des Badehauses für ihn „anders“ als die Benutzung eines öffentlichen Bades. In der Textpassage rechtfertigt er diese Andersartigkeit mit der Nähe zur Wohnung. Durch das Badehaus gewinnt Herr Bernhard also Zugang zu einer Einrichtung, die er ansonsten auch teilen würde (öffentliches Bad und Sauna), allerdings mit einer größeren Personenanzahl. Diese Exklusivität empfindet er, wie auch Herr Ivo als angenehm und luxuriös. Durch die als besonders schön empfundene Gestaltung und besondere Atmosphäre berichten BewohnerInnen auch von der Auslösung von Glücksempfindungen:

„Als ich dann ins Bad gegangen bin, also das war wirklich, das hat alle kühnen Erwartungen übertroffen. Das konnte einen wirklich glücklich machen. (Krosse 2005: 184).

Aber auch der Waschküche oder der Gemeinschaftsküche werden ähnliche Beschreibungen zuteil: So spricht man vom „wunderbaren Waschsalon“ (I1, Z233) und der Küche mit „Gourmetausstattung“:

I3, Z401-402:

B1: ja weil (I: hmhm) Küche hast du kannst alles machen, was du willst. (I: hmhm) kochmäßig bis zur Gourmetausstattung ja (I:hmhm)

Interessant ist ein weiteres Detail in Bezug auf das Badehaus: Integriert darin sind auch drei Badewannen, welche die privaten in den Wohnungen ersetzen (sollen). Als Herr Ivo mich auf diese bei der Führung durch die Sargfabrik aufmerksam macht, nennt er diese Einrichtung „eine Besonderheit“. Man könnte auch annehmen, dass die Verlagerung der Badewannen in das gemeinschaftliche Bad als Akt des Verzichts (aufgrund ökologischer Überlegungen) gesehen wird und daher negativ oder mit einem Mangel konnotiert sei. In der Interviewpassage klingt es aber eher so, als ob Herr Ivo auf diese Einrichtung stolz sei und als „Besonderheit“, als etwas positiv Besonderes, Andersartiges ansieht.

GA2, Z99-100:

B1: das ist noch eine Besonderheit, nachdem die Leute, also den Einzug, also äh...es gibt eigentlich fast niemanden, der eine Badewanne hat..

#### Angenehmes Wohnen durch sharing

Auch wenn das Badehaus am eindrücklichsten als etwas Luxuriöses und Besonderes beschrieben wird, so treffen ähnliche Beschreibungen durchaus auch auf andere

Gemeinschaftseinrichtungen zu, z.B. auf den Dachgarten, welcher als „Highlight“ (GA2, Z439), „wunderbar“ (I1, Z160; G1, Z75) und „was Spezielles für Wien“ (GA2, Z451) beschrieben wird. Besonders hervorgehoben wird der Steingarten auf dem Dachgarten als „sehr schön“ und „von Experten bewundert“ (GA2, Z430).

Frau Christine fasst noch einmal zusammen, dass vielfältige Gemeinschaftseinrichtungen in ihr ein Gesamtgefühl hervorrufen, das „super“ ist und für sie ein angenehmes Wohnen bedeuten:

I1, Z462-473:

B1: also für mich, ich habe einen Balkon gehabt und da habe ich jetzt - Sie haben das ja gesehen - da habe ich jetzt vorne einen Garten und hinten einen Teich und rundherum also Bäume und Grün, und ich kann den Dachgarten benutzen, also ich habe einfach sehr sehr viel mehr Grün um mich. Ich kann... ich habe mein Fahrrad vor der Türe stehen, meine Katzen können hinaus, ich habe rundherum Leute, mit denen ich also zumindest einen Kaffee trinken kann oder mehr. Ich hab - also es waren die Leute in meiner alten Wohnung auch nicht ungut - aber wehe ein Kind hat einmal von den Meerschweinchen das Streu ein bisschen daneben geschüttet, das war dann sofort eine Katastrophe. Das ist doch wurscht. Ich steh auf dieses Bauliche (I:Mhm) also das gefällt mir schon also so die großen Fenster, dieses Hinausschauen. Ich kann in der Früh im Bademantel ins Bad hinuntergehen. Das ist einfach alles super.

Nicht nur für Frau Christine, sondern auch für Herrn Bernhard stellen die Gemeinschaftseinrichtungen also durchaus einen wichtigen Faktor dar, der wesentlich zu einer hohen Wohnqualität beiträgt. Herrn Bernhard antwortet auf die Frage, was für ihn in Bezug auf das Wohnen in der Sargfabrik wichtig sei folgendermaßen:

I2, Z74-77:

B1: Es ist also wichtig sind für mich die vielen Gemeinschaftseinrichtungen, die man sonst halt privat selber kaufen muss, wenn man sie braucht. Und das ist der Vorteil in der großen Gemeinschaft. Also ich muss kein eigenes Bad haben, ich muss nicht, ich weiß nicht...

Auch für Stefan hat das Wohnen in der Sargfabrik „rein qualitativ viele Vorteile“, die er neben des sozialen Beziehungen zu den anderen BewohnerInnen vor allem auf die Gemeinschaftseinrichtungen zurückführt:

I3, Z577-596:

B1: Nein, weil ah..es hat ganz einfach, jetzt abgesehen von dem persönlichen Bezug ja, zu den, zu allen hier, hat es rein qualitativ ja, ohne persönliche Beziehungen, rein qualitativ so viele Vorteile, ja, ich kann dort, wenn ich Lust habe soo eine Menge Kekse zu backen, dann schau ich, ob da gerade frei ist und wenn ich jetzt, nachdem du gegangen bist, die Lust hätte, da drei Stunden Kekse zu backen und es ist niemand eingetragen ja, dann geh ich hin und mach das, wo kann ich das denn sonst, dann muss ich mich da irgendwie, ja...Ich kann, wenn es mir Spaß macht in die Bibliothek gehen, ich kann, wenn da, ich hab also früher ein haus-, ja..also wir haben auch ein hausinternes Internetsystem, aber für das zahlt zum Beispiel jeder, der mitmacht..ah..ich hab gerade vor Weihnachten und über Neujahr mit dem hausinternen Internetsystem die

absoluten Probleme gehabt, und zwar nicht leicht lösbare hat sich herausgestellt..na, was hab ich gemacht? Ich hab meinen Laptop genommen und bin hinüber gegangen in die Bibliothek und immer wenn dort nicht gerade zwei Plätze besetzt waren, hab ich dort fünf Stunden sitzen können wenn es nötig war mit meinem Laptop am Anschluss, ja. Ich kann wenn ich zu meinem Goer oder G5er ein großes Fest machen will, dann kann ich zu günstigeren Tarifen als jemand, der nicht im Projekt ist, den Veranstaltungssaal mieten und kann dort 200 Leute einladen, wenn es mir Spaß macht, ja, und da zahl ich also nicht, was ich in einem Hotel zahlen würde oder sonst wo für so einen Saal,

### **Wahlmöglichkeiten durch sharing als intrinsischer Wert**

In dieser Passage klingt bereits durch, dass Stefan den Umstand, dass ihm zahlreiche Möglichkeiten zur Verfügung stehen als intrinsischen Wert sieht. Egal, ob er also jemals drei Stunden Kekse backen oder 200 Leute zu einem Geburtstagsfest einladen wird – rein die Möglichkeiten zu haben, dies tun zu können, stellt für ihn einen Wert an sich dar. Auch Frau Christine hebt die Möglichkeit ein Konzert besuchen zu können und daher den gemeinschaftlichen Veranstaltungssaal nutzen zu können als positiv hervor, obwohl sie sie gar nicht genutzt hat:

I1, Z257:

B1: Konzert war ich auf keinem, aber hätte ich gehen können

Herr Bernhard betont wiederholt, dass sich die Sargfabrik von gewöhnlichen Wohnanlagen gerade durch ein Mehrangebot an „Möglichkeiten“ unterscheidet und er dies als positiv empfindet. Dieses Mehrangebot werde einerseits durch die Gemeinschaftseinrichtungen, aber auch durch soziale Dynamiken wie eine aktive Nachbarschaft ermöglicht. Durch funktionierende sharing-Praktiken, die in diesem Fall das gemeinsame Nutzen eines Proberaums betreffen und auf der bestehenden Infrastruktur des „als Proberaum ausgestatteten Clubraums“ und sozialen Voraussetzungen und praktischem Wissen (z.B. Toleranz gegenüber Kindern, Vertrauen unter den BewohnerInnen usw.) basieren, erleichtert sich der Alltag von Herrn Bernhard, da „Dinge möglich sind, die sonst schwieriger sind“:

I2, Z255-257 + Z303-315:

B1: Es ist eigentlich ziemlich viel möglich hier und das ist auch gut so. [...] Es gibt halt durch die Gemeinschaftseinrichtungen aber auch dadurch, dass man sich halt kennt, vielmehr Möglichkeiten, wenn man Ideen hat und irgendetwas machen will, so. Mein Sohn hat Schlagzeug gespielt in... also gelernt und.. (I: mhm) und auch gespielt und es gibt auch eine Kinderband: die Crazy Coffins und das ist natürlich auch ... diese Möglichkeit hat man sonst eigentlich als Kind einmal sagen wir ich weiß nicht, ab welchem Lebensjahr. Ich mein wirklich als Kind, er war sehr aktiv und es gibt halt den Clubraum, der als Proberaum ein bisschen ausgestattet ist und das hat man halt sonst net wirklich so oder man muss zumindest um damit... einzusteigen, bis man jemanden kennenlernt oder bis sich das so entwickelt... ist da einfacher. Also Im Grunde genommen ist es wirklich ein gewisser Startvorteil, ähh weil man gewisse Dinge irgendwie da machen darf, die sonst vielleicht irgendwie schwierig sind, oder schwieriger sind.

Zusammenfassend kann man also festhalten, dass funktionierende sharing-Praktiken (z.B. die Nutzung des Badehauses oder des Dachgartens betreffend) mit einem Gefühl des Luxus, und der Reichhaltigkeit verbunden werden, wie Frau Christine nochmals am Beispiel der gemeinschaftlichen Obstbäume und -sträucher illustriert:

GA1, Z13-16

B1: *Jetzt haben wir Kriecherl, Zwetschgen, Marillen, Pfirsiche das geht gut und die Ribiseln droben ja, Wahnsinn da bleiben immer noch welche übrig, da bäckt dann jemand einen Kuchen für irgendwen.*

Auch sharing, das außerhalb der Sargfabrik stattfindet (Mitnutzung eines Ferienhauses) wird von einem Interviewpartner als luxuriös betrachtet und bekräftigt diese Feststellung:

I5, Z39-41:

B1: *mein Vater hat ein Haus in Tirol und das nutzen wir. Also wir sharen das Haus von meinem Vater. Das ist natürlich ein Luxus, ein extremer, den wir haben.*

### Sharing als Mangel

Im Gegensatz dazu stehen Äußerungen zu Gemeinschaftseinrichtungen, im speziellen Fall der Bibliothek und den darin enthaltenen Computer-Arbeitsplätzen, die ein Gefühl des Mangels ausdrücken und eine Nutzung dieser Gemeinschaftseinrichtung nur in „Notsituationen“ nahelegen:

GA 2, Z705-708:

B1: *Genau, ja...wenn einer keinen PC hat, dann kann er halt da....Ist eh klar, wer da am meisten ist!...[lacht] Na wer? Die Kinder!*

I: *Die Kinder zum Computerspielen.*

B1: *Genau.*

Die PCs in der Bibliothek stellen also (zumindest für die erwachsenen BewohnerInnen) keineswegs einen „Luxus“ oder etwas „Besonderes“ dar, sondern deren Nutzung wird automatisch mit einem Mangel verbunden („wenn einer keinen PC hat“). Das Sharen von Computern stellt also ganz klar nicht die Norm, sondern eine Abweichung dar, die eben nur in Ausnahmefällen, wie sie z.B. ein Umzug oder eine defekte Internetverbindung darstellen können, genutzt werden:

GA2, Z742-747:

I: *Du kommst öfters her da Computer nutzen, oder..?*

B7: *Nein, ähm...ich wohne zurzeit äh bei meiner Freundin und bin halt eigentlich kein eingeschriebenes Mitglied, aber kann es halt nutzen ähm ähm wird toleriert sozusagen. Weil ich bin grad am Übersiedeln von Berlin nach Wien (I: Mhm) und such halt einen Job und eine Wohnung, genau.*

I3, Z586-591:

B1: *ich hab gerade vor Weihnachten und über Neujahr mit dem hausinternen Internetsystem die absoluten Probleme gehabt, und zwar nicht leicht lösbare hat sich herausgestellt.. na, was hab ich gemacht? Ich hab meinen Laptop genommen und bin hinüber gegangen in die Bibliothek und immer wenn dort nicht gerade zwei Plätze besetzt waren, hab ich dort fünf*

*Stunden sitzen können wenn es nötig war mit meinem Laptop am Anschluss, ja.*

Auch wenn bei Stefan (Interview 3) die Nutzung des gemeinsamen Internets in der Bibliothek als Ersatz für die defekte private Leitung nicht ganz so negativ klingt wie in den vorhergehenden Interviewpassagen, so bleibt es deutlich erkennbar, dass es sich um eine Praktik handelt, die von den meisten Bewohnern (Herr Bernhard stellt hier eine Ausnahme dar) eben nur als Ersatz dient für die üblicherweise ausgeführte Praktik des Nutzens des Internets und PCs in der Privatwohnung. Dementsprechend wird die Gemeinschaftseinrichtung der Bibliothek auch nur von einer BewohnerInnengruppe, den Kindern, gut angenommen. Auch das Angebot an aktuellen Tageszeitungen vermag diesem Umstand nichts entgegenzusetzen wie in einem von Krosse in der Sargfabrik geführten Interview deutlich wird:

*„Also jeden Tag komme ich nicht herüber. Obwohl ich mir denk‘, hier ist die Bibliothek, die Zeitungen, und es ist dann doch so, dass ich mir den „Standard“ kauf‘ und zu Hause les‘, bevor ich mich da reinsetze. Also es ist für mich nicht so das Wohnzimmer hier.“ (Krosse 2005: 178)*

Ein weiteres Beispiel für eine Bedeutung, die der Bedeutung von sharing als Luxus diametral gegenüber steht, ist jene des „Grauses“. Frau Christine berichtet in einer bereits zitierten Interviewpassage, dass die Verwendung der Waschküche in ihrer früheren Wohnanlage für sie einen „Graus“ darstellte (GA1, Z153).

### Sharing wird unkompliziert praktiziert

Ein weiterer Bedeutungskomplex, der bei Beschreibungen von funktionierenden sharing-Praktiken auftaucht, ist jener rund um die Bedeutung „unkompliziert“.

GA1, Z118-128:

B1: *Das wird man schon können natürlich. Das ist ziemlich unbürokratisch, man trägt sich ein, aber man muss nicht so wie in anderen Anlagen seine Wäsche dann wieder selber her-austun. Also ich kann meine Wäsche hineingeben in die Waschmaschine und weggehen und der nächste gibt sie mir halt raus, also das ist... (I: aha) Weil ich weiß es es gibt so Wohnanlagen, da musst du..., da hast du einen Waschtag und da musst du dabeibleiben und da musst du aufräumen, bis da alles weg ist.*

I: *und legt sie einfach in ein Schaff*

B1: *in dein Schaff und wenn du kein Schaff da hast, dann gibt es da so Waschküchenschaffe, die du dir halt ausborgen kannst. (I: Mhmm ach so) ...ganz, ganz unproblematisch...*

I3, Z559-563:

B1: *Ja...oder ich hab einmal meine Stiefel, die ich eh nur einmal im Jahr anziehe, herborgt jemandem, was weiß ich hatte, vorhatte und halt Stiefel gebraucht hat, also in dem Sinn ist das schon eine..ist das auch finanziell merkbar und das macht die Sachen natürlich einfacher (I: Ja), weil das lesen halt 200 Leute und und da findet sich eh so für fast alles, was man so braucht...*

Sei es also das Nutzen von Gemeinschaftseinrichtungen (Waschküche) oder informelles sharing (Borgen von

Schuhen), diese praktizierten sharing-Praktiken werden mit Bedeutungen wie „unbürokratisch“, „unproblematisch“, „einfach“ und „unkompliziert“ (I1, Z223) assoziiert. Nicht funktionierende sharing-Praktiken werden im Gegenzug mit einem Bedeutungskomplex rund um die Bedeutung „kompliziert“ assoziiert:

I2, Z332-334:

B1: [...] bin ich überfragt, ob Leute hier gemeinschaftlich sich ein Auto teilen oder nicht oder so. Ich vermute eher nicht. Es ist beim Autofahren wahrscheinlich doch irgendwie kompliziert.

In diesem Fall spricht Herr Bernhard über die theoretische Möglichkeit von carsharing, meint jedoch, dass dies nicht praktiziert werde, da es zu „kompliziert“ sei. Obwohl er also keine Erfahrungswerte dazu hat, verbindet er carsharing mit der Bedeutung „kompliziert“ und dies wirkt auf ihn abschreckend. Auch Frau Christine beschreibt eine negative sharing-Erfahrung (Waschküche in der früheren Wohnanlage) mit „streng reglementiert“ (I1, Z211).

### Sharing als soziales Event

Eine weitere sehr förderliche und auch oft dominierende Bedeutung von sharing besteht in der Betrachtung von sharing als „soziales Event“. Bei etlichen gut funktionierenden sharing-Praktiken fällt auf, dass in ihrer Beschreibung weniger das sharing, sondern das als freudvoll empfundene Zusammentreffen der BewohnerInnen hervorgehoben werden.

I1, Z136-139:

B1: weil es ein Flohmarkt ist halt für geringe Summen das weggeht und mit viel Mehlspeis und Brötchen und so und a Gaudi. Das ist auch ein netter Event immer. .. Ja, dass man Kinderspielsachen weitergibt, Kinderbücher und so, Kinderwägen...

GA2, Z624-635:

B1: Ja..es wird jetzt dann wieder öfters..Miss kocht, Miss kocht...Also Freitag ist jetzt dann wieder so... eine Reihe, wo ...jeden Freitag wird gekocht. Von irgendeinem Bewohner, der, weiß ich, ausschreibt, was er kocht, meistens so für 15 bis 20 Leute. [...]

B1: Ja, das ist meistens eh voll und es ist extrem nett. Also, das ist wirklich ganz..

### Externe Bedeutungen

Im vorigen Abschnitt wurden diverse Bedeutungen aufgezeigt, die in den geführten Interviews sowohl mit funktionierenden als auch mit nicht funktionierenden sharing-Praktiken assoziiert wurden. Die den Praktiken anhaftenden Bedeutungen, die gleichzeitig auch Teil der Praktiken sind, sind von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit, da sharing insbesondere „von außen“, also von Nicht-PraktikerInnen, oft sehr stark bedeutungsgeladen betrachtet wird:

I3, Z396-407:

B1: und um zu der Schulklasse zurück zu kommen, die ich geführt hab, ich hab denen die Gemeinschaftsküche gezeigt und hab auch das Wort Gemeinschaftsküche verwendet ja (I: hmhm) . und hab aber schon dazu gesagt naja das ist so für ein Kindergeburtstage oder wann man in der Gegend von 18 Leuten zum Beispiel irgendwas feiert [...] die haben mich

nachher gefragt naja wie ist denn das wenn man da jeden Abend gemeinsam essen muss (I lacht) ja also nach außen hin äh .. klingt das für viele, dass es da soziale Verpflichtungen gibt (I: hmhm) ja es kocht nie, es wird nicht jeden Abend gemeinsam gegessen (I: ja) ja. äh natürlich stellen sich dann viel vor, wir sind sowas wie eine große Sexkommune (I lacht)

In dem beschriebenen Fall scheint das Wort „Gemeinschaftsküche“ also derart stark mit vorgefertigten Vorstellungen und Bedeutungen („Kommune“, „man muss immer zusammen essen“ usw.) geladen zu sein, dass selbst die Erklärung der in der Küche praktizierten sharing-Praktiken (v.a. Nutzung der Küche für „private“ Einladungen und Feiern) sozusagen überhört wurde und die vorgefertigten Zuschreibungen nicht zu beeinflussen vermochte.

Auch in Bezug auf Cohousing generell wird von sehr starken, in den Augen des Sprechers nicht gerechtfertigten, Bedeutungszuschreibungen von außen berichtet:

GA 2, Z826-829:

B1: [lacht] Nein, wenn du...manche haben so eine komische Vorstellung von der Sargfabrik, weißt, die, die noch nie da waren...wenn du ihnen nur so erzählst..ein alternatives Projekt, glauben alle, dass da alle mit dem, mit dem... Hanfpullover herumrennen und...ja, irgendwie Ökofreaks sind. [gehen]

Besonders wenn mit sharing-Praktiken assoziierte negative Bedeutungen so stark und fest verankert sind wie in dem Beispiel mit der Schulklasse wird es deutlich, dass negative Bedeutungen oft eine große Hürde für die Offenheit gegenüber sharing-Praktiken darstellen können.

### 6.2.2 Praktisches Wissen: Welches Wissen unterstützt sharing in der Sargfabrik?

Im Folgenden werden zahlreiche Interviewpassagen und Gedanken aus den Interviews sowie andere Daten (Fotos) vorgestellt, welche Hinweise auf die den sharing-Praktiken inhärentes praktisches Wissen geben. Zu diesem Element der sozialen Praktiken konnten am meisten Daten erhoben werden, was einerseits dafür spricht, dass es ein oder das zentrale Element ist. Andererseits könnte dieser Umstand auch durch die Erhebungsmethoden bedingt sein. Da diese vorwiegend aus Interviews bestanden und praktisches Wissen evtl. leichter als Bedeutungen oder Infrastruktur kommunizierbar ist, könnte auch hier der Grund für die große Menge an Datenmaterial zu diesem Element liegen.

#### „Know-where“: Wissen, warum man tut

„Know-where“ stellt eine Kategorie des zu einer Praktik gehörenden praktischen Wissens dar, die orientierendes Wissen und eine Art Weltverständnis in sich vereint.

#### Eine homogen andere Gruppe

Betrachtet man das Datenmaterial wird zunächst schnell sehr deutlich, dass die BewohnerInnen der Sargfabrik eine doch ziemlich homogene Gruppe mit einer soliden Basis an geteilten Werten darstellt, die sich durch ihr „anders“ sein von der Durchschnittsbevölkerung abgrenzt:

I5, Z527:

B2: aber, im Prinzip, ich glaub der Großteil [Anm.: der BewohnerInnen] ist ja hier anders, ja.

I2, Z181-187

B1: Ich glaube, es sind.. schon so ziemlich ähnliche Menschen da. [...] Ich glaube, dass es wichtig ist, dass alle sich bewusst sind, welche Leute hier wohnen, was die wollen und ja das spürt man natürlich auch und dass halt es wohnen ähnliche Menschen da, wie in einem Dorf, das auch so ist.

Frau Lucia schätzt die BewohnerInnen der Sargfabrik also als „anders“ (als die Durchschnittsbevölkerung ein und Herr Bernhard als „ziemlich ähnlich Menschen“. Frau Christine berichtet über den Büchergeschmack der BewohnerInnen, der die Einschätzung von Herrn Bernhard bekräftigt:

I1, Z100-103:

B1: Also bei den Büchern hat die Vergesellschaftung schnell funktioniert, was sehr lustig war, weil da, ich weiß es nicht, 20 Walraff gestanden sind [I: schmunzelt], 17 Max von der Grün, also es haben einfach alle, die da wohnen, dasselbe gelesen (I lacht)...

Diese Bemerkung lässt weitreichende Interpretationen zu, zumal es sich bei Walraff und von der Grün um sehr politische und klar einer bestimmten politischen Richtung zuzuordnenden Autoren handelt. Auch Herr Bernhard beschreibt im weiteren Verlauf des Gesprächs die Sargfabrik als „ein bisschen grün-alternatives-liberales Projekt“ (I2, Z178-179), in welchem sich Anhänger eines „ganz anderen Gesellschaftsmodells nicht wohlfühlen“ würden. (I2, Z179-180). Durch die Erwähnung eines „ideologischen Überbaus“ (I3, Z70), ein zur Entstehungszeit der Sargfabrik entstandenes ca. 25 Seiten langes „Manifest“ der geteilten Werte der BewohnerInnen, wird ebenfalls klar, dass es auf jeden Fall ein geteiltes Werteset gibt, das gewissermaßen Voraussetzung für das Cohousing ist.

#### Nur Scheinökologisch?

Inwiefern diese Werte auch tatsächlich von allen geteilt und gelebt werden, ist allerdings eine andere Frage bzw. wird auch von den BewohnerInnen selbst angezweifelt:

I5, Z23-25

B1: wir heften uns auf ja auf die Fahne, dass wir so ökologisch sind, sagt man zumindest, was natürlich in vielen Fällen nicht stimmt,

Für Herrn Ivo ist die mangelnde Müllvermeidung und -trennung ein eindeutiger Beweis für die zwar oft betonte aber nicht gelebte ökologische Haltung der BewohnerInnen. Während des go-alongs zeigte er mir auch den Müllraum und präsentierte diesen mit folgenden Worten:

GA 2, 831-863:

B1: also, also wenn du wissen, wenn du sehen willst, ob wir ökologisch sind, ja, und ob wir da viel Wert drauf legen, dann zeig ich dir jetzt was, was das widerlegt. [...] Ja...also heute war er [Anm.: der Müllraum] eh in Ordnung aber manchmal, also da fragst dich wirklich, denkst dir, das gibt es nicht.....Tun alle

so auf öko und so, Fußabdruck und so und dann....bauchst dir im Prinzip nur den Müll anschauen und dann weißt ja eh..ob das übereinstimmt...

Frau Christine äußert sich zwar weniger kritisch über eine mangelnde ökologische Ausrichtung des Lebens in der Sargfabrik, ist sich aber bewusst, dass in dieser Hinsicht noch „Nachholbedarf“ besteht:

GA1, Z132-135:

B1: Was wir nicht haben, das ist ein Trockenraum, das wird jetzt...wir haben hier im Haus eine Gruppe, die heißt ökologischer Fußabdruck, wo es um die Verkleinerung des ökologischen Fußabdruckes geht und auch andere kritisieren, dass wir die Wäsche mit dem Trockner also in der Jahreszeit mit dem Trockner trocknen muss...

#### Besitzdenken

In den Interviews wird also von weitgehend geteilten Werten, die als „grün-alternativ-liberal“ beschrieben werden, gesprochen, wenn auch daran gezweifelt wird, inwieweit diese auch in der Praxis gelebt werden. Für sharing-Praktiken relevant und sozusagen ein Detail dieser „grün-alternativ-liberalen“ - Weltanschauung ist die Einstellung zu Privateigentum. Auch in Bezug darauf lassen die Daten verschiedene Interpretationen zu. So werden einerseits im Verlauf der Gespräche immer wieder Meinungen kundgetan, die sich gegen ein sogenanntes „Besitzdenken“ aussprechen:

I2, Z86-89 + Z505-507:

B1: Also, dass man unbedingt ein Eigentum braucht, sehe ich nicht. Ich wohne genauso gut in einer Mietwohnung und in einem gemeinschaftlichen Projekt.... wo viele Sachen gemeinschaftlich gekauft werden, gemeinschaftlich genutzt werden. Das ist optimal für mich...[...]Nein, ich finde, dass Gemeinschaftseigentum ein Gewinn ist für alle Beteiligten, weil ich brauch keine eigene Waschmaschine, wenn da eine steht...

I1, Z84-85:

B1: also dieses Bewusstsein ist schon da, man muss nicht alles selber haben, man kann es oft auch borgen bzw. herborgen.

Es zeigt sich aber auch, dass diese Einstellungen auch gelebt werden. Deutlich wird dies insbesondere dadurch, dass die Wohnungen der Sargfabrik nicht in Privateigentum sind, sondern dem Verein für integrative Lebensgestaltung gehören und von den BewohnerInnen gemietet werden. Dieser Umstand wird in den Gesprächen immer wieder erwähnt und betont:

GD, Z271:

M: Wir haben hier kein Eigentum, das war ein Meilenstein.

Aber auch Alltagshandlungen von diversen InterviewpartnerInnen lassen darauf schließen, dass der Besitz von Räumen oder Gegenständen nicht wichtig ist bzw. keinen intrinsischen Wert darstellt. Folgende Schilderung weist darauf hin, dass der Besitz einer Wohnung für den Erzählenden keine Bedeutung hat bzw. er einen eher postmaterialistischen Lebensstil verfolgt, der Freizeit gegenüber Kapitalanhäufung bevorzugt:

I2, Z230-233:

*Ich habe in einer Mietwohnung gewohnt. Ich habe eine eigene Wohnung gehabt, die ich jetzt verkauft habe und was jetzt so angenehm ist, dass ich ein bisschen Geld auf der Seite habe und ich dadurch auch von meinem Dienstgeber nicht so sehr erpressbar bin,*

Nicht nur bei kapitalträchtigen Dingen wie Wohnungen, sondern auch bei Alltagsgegenständen fällt ein ähnlich niedriger Grad auf, der dem Besitz von Dingen beigemesen wird:

I1, Z45-47:

*Ich hab ja auch so ein Aufnahmegerät gekriegt, das hab ich gerade hergegeben, weil ich es eh nie verwendet habe...*

Andererseits gibt es auch eine Interviewpassage, die vermuten lässt, dass Privateigentum für manche BewohnerInnen, bewusst oder unbewusst, doch nicht so unwichtig ist, wie manchmal vorgegeben wird. Stefan verwendet nämlich in einer seiner Erzählungen, das Wort „Wohnungseigentümer“ (I3, Z506), obwohl dies nicht der Realität entspricht. Die BewohnerInnen mieten die Wohnungen nämlich nur vom Verein (wenn auch unbefristet und voraussichtlich oft auf Lebzeit) und sind nicht Wohnungseigentümer. Während des go-alongs mit Herrn Ivo erwähnte dieser auch, dass das Besitzdenken in der Sargfabrik „noch nicht überwunden“ sei, sondern im Gegenteil viele BewohnerInnen noch an Privateigentum hängen würden (nicht auditiv aufgezeichnet, zwischen zwei Videoaufnahmen erwähnt). Anzunehmen ist also, dass Einstellungen und Normen in Zusammenhang mit Privateigentum sich bereits gewandelt haben, dieser Prozess jedoch nicht abgeschlossen ist, sondern anhält und somit auch die damit zusammenhängenden Praktiken in einem Veränderungsprozess stehen. Deutlich wird dies auch im Cohousing in Kalksburg, wo es eine Diskussion rund um die Besitzverhältnisse der Obstbäume sowie der Gärten gab. Dadurch dass das „know-where“ für diese Praktik sich noch im Aushandlungsprozess befindet, konnte sich auch noch keine stabile Praktik etablieren („das ist noch nicht geklärt“):

I6, Z319-325:

*B1: Einer möchte gerne Obstbäume pflanzen, die anderen sagen: Na ja wenn das dann deiner ist, dann darf ich ja nie einen Apfel davon pflücken das finde ich total eng und blöd. Dann wurde eben beschlossen, dass wir keine privaten Obstbäume haben, sondern nur: Obstbäume werden gepflanzt, und die die mehr pflegen, das ist noch nicht geklärt, die dürfen auch mehr ernten. Also, dass wir jetzt nämlich nicht sagen: Das ist dein Marillenbaum, das ist dein Apfelbaum, sondern das ist eben nicht das Eigentum. Was bei den Gärten schon teilweise ist*

#### Sharing ist die Zukunft

Neben der generellen geteilten Werteorientierung („grün-alternativ-liberal“) und einer postmaterialistischen Einstellung, die Privateigentum nicht als intrinsischen Wert anerkennt, kann eine weitere geteilte Einstellung ausfindig gemacht werden: Sharing wird nicht als neutrale Praktik bewertet, sondern als zukunftsorientierte, als jene, die sich in Zukunft durchsetzen werde:

I2, Z82-86 + Z352-353:

*B1: Weil ich brauche nicht alles selber kaufen und es ist auch finde ich so bei den Autos... also irgendwie die meisten Autos stehen nur geparkt herum und werden nie verwendet... also gemeinschaftliches Autofahren oder Autohaben wäre ja wahrscheinlich auch oder ist wahrscheinlich auch der Weg in der Zukunft und beim Wohnen ist es genauso. Also, dass man unbedingt ein Eigentum braucht, sehe ich nicht. [...] aber das wird sich noch ändern glaube ich, das eigene private Auto wird ist eher glaube ich so eine Form wie man das in vielleicht zwanzig, dreißig Jahren nicht mehr hat.*

Nicht nur sharing, sondern auch Cohousing und vor allem die demokratischen und partizipativen Elemente davon werden als zukunftsorientiert und sehr normativ betrachtet. In den Augen des Erzählers sind Cohousing-Projekte kleine politische Einheiten, in welchen das eigene Lebensumfeld gemeinschaftlich gestaltet werden kann und so politische Kompetenzen geübt werden können:

I2, Z129-137:

*B1: Die Leute, die hier leben sind sehr kreativ, haben sehr viele Ideen und es gibt da sehr viele, die Musik machen und so weiter, also es ist ein Modell, das sehr viel Engagement erfordert (I: Mhm). Was man innerhalb seines Bereiches tun kann und es wäre auch.. der Demokratie im Allgemeinen notwendig. Sagen wir je besser das funktioniert desto besser funktioniert die Demokratie. Wir sind es halt gewohnt, dass halt alles vorgelegt wird und wir.. stimmen dann alle 4- 5 Jahre ab drüber. (I: Ja)...Aber ja, so ist es eben und ja insofern ist es auch.. sehr modern, also sehr sagen wir ein unserer Gesellschaft angepasstes Wohnen. Sagen wir so. (I: Mhm)*

#### **„Know-what“: Wissen, was zu tun ist**

„Know-what“ bezeichnet Wissen, das den Individuen dabei hilft, zu wissen, was zu tun ist. Es handelt sich dabei großteils um Normen, also um soziale Regeln, die festlegen, was als „normal“ und daher als passend für die jeweilige Situation gilt. Für sharing-Praktiken ist dieses Element des praktischen Wissens zentral – hängt eine erfolgreiche Ausführung einer sharing-Praktik doch stark davon ab, ob es als „normal“ gilt, sich ein Auto, die Ski, das Abendkleid oder die Schneestiefel mit anderen zu teilen oder ob diese Praktiken als nicht normkonform, als „abnormal“, gelten.

#### Sharing ist normal

Die Gruppe der Sargfabrik-BewohnerInnen teilt diesbezüglich großteils ein Normenset, das von jenem der Durchschnittsbevölkerung abweicht, insofern es in einem weit höheren Ausmaß als „normal“ gilt, Dinge nicht zu besitzen, sondern zu teilen oder zu leihen und verleihen. Herr Bernhard äußert sich z.B. positiv über carsharing und meint sogar, dass jeder „normale Mensch“ es „abnormal“ finden würde, ein Auto zu besitzen, aber wenig zu nutzen:

I2, Z341-349:

*B1: Nein selten, in der Stadt benutze ich das Auto eigentlich so gut wie gar nicht oder wenig. Nur wenn ich vom Land komme öfters, nachdem ich mein Elternhaus geerbt habe...fahren wir öfters aufs Land raus und ja nachdem meine Partnerin ein Auto hat (I: mhhm), stellt sich diese Frage bei uns nicht. Aber ich halte es auf jeden Fall für sinnvoll, weil dass ich ein Auto*

kaufe und es dann eine ganze Woche da steht, das ist ja nicht, also das würde jeder normale Mensch, wenn er so betrachten würde als abnormal bezeichnen aber es wird doch in so großen Städten wie Wien ist... aber nicht nur da aber in Wien ist es besonders aufwendig, weil sie eh gut erschlossen ist öffentlich...

Die Verwendung der Worte „normal“ und „abnormal“ deutet stark darauf hin, dass es sich hierbei nicht um persönliche Meinungen, Einstellungen oder rationale Überlegungen handelt, sondern dass Herr Bernhard über seine soziale Realität spricht in dem Sinn, als es in seiner Bezugsgruppe eben als gegen die „Regeln“ verstoßend gilt, ein Auto zu besitzen. Allerdings besitzt seine Partnerin ein Auto – die Art und Weise, wie er dies äußert, verstärkt die Vermutung, dass das Besitzen eines Autos eben eigentlich nicht zu den Normen passt. Er verneint nämlich die Frage, ob er denn ein Auto besäße und lacht dabei. Dieses Lachen gibt Auskunft darüber, dass die Vorstellung ein Auto zu besitzen „lachhaft“, also nicht realistisch erscheint.

I2, Z321:

B1: *Ich habe kein Auto, nein [lacht], aber meine Partnerin hat ein Auto...*

Herr Walther berichtet weiters, dass er jetzt wieder ein Auto besitze, obwohl er bereits „clean war von Autos“ (vgl.: GD, Z333). Diese Formulierung weist eindeutig darauf hin, dass es sich in seinen Augen beim Besitz eines Autos um eine Abweichung von der Norm, ja fast schon eine Devianz handelt. Auch der Umstand, dass Herr Walther den Besitz des Autos gleich damit relativiert, dass es nur ein altes sei, das er geschenkt bekommen habe und es nicht privat, sondern nur für Fahrten, die durch seine Funktion als Bademeister des Badehauses anfallen, verwende, deutet stark darauf hin (vgl.: GD, Z33-335).

Während in den meisten Bevölkerungsgruppen also der Besitz eines Autos absolut nicht „abnormal“ ist, sondern im Gegenteil gerade die Normalität markiert, hat sich dies in der Sargfabrik gewendet. Auch die Bereitschaft, ein oder das eigene Auto zu teilen bzw. zu verborgen, hat sich für viele zu einer „Normalität“ und daher einer Norm entwickelt. In folgenden beiden Interviewpassagen kommt zum Ausdruck, dass es in der Sargfabrik zwar kein formelles, „richtiges“, institutionalisiertes carsharing-System gibt, es jedoch so etwas wie eine Norm gibt, dass die BewohnerInnen, die ein Auto besitzen, dieses auch verleihen. Besonders deutlich wird das daran, dass Frau Christines (I1) Erzählung, dass der Sohn den Campingbus auch den anderen BewohnerInnen zur Verfügung stellt, so klingt, als ob dies eben eine sehr natürliche Sache, die man eben „gleich“ erledigt.

I5, Z121-122:

B1: *[Wenn man in den] e-mail-Verteiler reinstellt „Ich brauche ein Auto am, was weiß ich, Ende Februar eine Woche, also ich glaub, dass das kein Problem wär.*

I1, Z63-65:

B1: *Aber so, so richtiges carsharing haben wir nicht und auch drüben nicht. Aber zum Beispiel vor drei Wochen ist mein Sohn eingezogen mit einem richtigen Campingbus und der hat auch*

*gleich geschrieben, ich brauch ihn nicht das ganze Jahr über, wer ihn will, melde sich und kann ihn haben.*

Frau Christine beschreibt auch weiter, dass das Teilen von verschiedenen Gegenständen, nicht nur von Autos, eine „Gepflogenheit“ darstellt. Auch die Verwendung dieses Wortes macht deutlich, dass es sich beim Sharing um etwas handelt, das oft praktiziert und daher schon gewohnt und habitualisiert ist. Eine „Gepflogenheit“ stellt so etwas wie eine Konvention oder eben Norm da, also eine Verhaltensweise, die nicht ständig hinterfragt und bewusst ausgeführt werden muss, sondern oft unreflektiert praktiziert wird.

I1, Z83-84:

B1: *Also, das ist, das ist eine ganz große Gepflogenheit, dass man nicht alles haben muss, im Sommer Zelt und Schlafsack und...*

Auch folgende Äußerung von Herrn Ivo, zeigt, dass es in der Sargfabrik eine Norm gibt, dass gewisse Dinge geteilt werden sollten und dass das Verstoßen dagegen Entsetzen auslöst. Im Interview mit Herrn Ivo berichtet dessen Frau, die sich im selben Raum aufhält, dass sich einige BewohnerInnen der Sargfabrik selbst eine Bohrmaschine gekauft hätten, weil es Probleme bei der gemeinschaftlichen Nutzung der Bohrmaschine der Gemeinschaftswerkstatt gab. Als Herr Ivo das erfährt, reagiert er entsetzt und fast ungläubig (I5, Z347-353).

Eine interessante Beobachtung zum Thema der habitualisierten Nutzung ergab sich bezüglich der Nutzung der Waschküche. Bereits während des ersten go-alongs wurden mir alle Gemeinschaftsräume bis auf die Waschküche gezeigt. Um die Waschküche zu sehen, habe ich eigens nachgefragt:

GA 1, Z116:

B1: *Da müssen wir nicht hineinschauen, glaub ich?*

I: *Könnte ich kurz*

B1: *Das wird man schon können natürlich.*

Auch beim zweiten go-along wurden mir wieder bereitwillig die Gemeinschaftsräume gezeigt – die Waschküche allerdings erneut nur auf eigenes Nachfragen:

I: *Mhm, mhm...Die Waschküche? Kennst du dich aus damit? Wird die benutzt überhaupt? Weißt du was?*

B1: *Ja sicher! Waschküche, ja klar! Waschküche wird viel...Bei uns drüben, wir haben auch eine Waschküche, können wir uns eh noch anschauen, wenn du willst.*

Das zweite Mal klang für mich diese Auslassung weniger nach einer bewussten (evtl. zu intimer Bereich?) als nach einer unbewussten: Die Waschküche wird zwar sehr viel genützt, deren Nutzung ist aber so normal, so „klar“, dass bei der Besichtigung vergessen wurde, sie zu zeigen. Auch wenn dies eine relativ starke Interpretation ist, könnte dies, zusammen mit der effektiv starken Auslastung der Waschküche, darauf hindeuten, dass das Waschen in der Waschküche in der Sargfabrik eine sehr starke Norm darstellt, d.h. das „know-what“ diesbezüglich stark ausgeprägt ist. Für viele BewohnerInnen der Sargfabrik ist es also normal, Dinge und Räume gemeinschaftlich zu nutzen und bei

einigen Gegenständen (Auto) stellt der Nicht-Besitz schon eher die Norm dar als der Besitz. Dass die Bereitschaft zum sharing und diesbezüglich geltende Normen aber dennoch immer wieder neu verhandelt werden müssen und auch in der Sargfabrik nicht universell gültig sind, zeigt folgende Aussage:

I3, Z566-567:

B1: *Ja, die Freundin [lacht]! ...Ähm...also das Auto zum Beispiel borg ich nicht sehr gern her, wird aber auch sehr selten angefragt...*

Es wird also deutlich, dass es eine prinzipielle Norm gibt, dass Dinge und Räume geteilt werden oder werden sollten, Details der sharing-Praktiken aber durchaus in einem ständigen Aushandlungsprozess stehen. Zum Beispiel gibt es Gegenstände, die „heikel“ sind und aus bestimmten Gründen nicht oder ungern geteilt werden. Frau Christine nennt als Beispiel für solch einen Gegenstand das Zelt und als Vermutung für die „Heikelkeit“ dieses Gegenstandes die „Nähe zum eigenen Körper“. Allerdings spricht sie an früherer Stelle auch an, dass es beim (Ver)Leihen von Zelten Einiges zu bedenken gäbe, zum Beispiel, dass es nicht feucht eingepackt werde und andere Benutzungshinweise. Das heißt, dass es verschiedene Gründe geben dürfte, warum das sharing eines Zeltes „heikel“ sei.

I1, Z311-132:

B1: *Aber wie gesagt beim Zelt fängt es an heikel zu werden (I: ja?) Wie nahe es am Körper ist vielleicht, am eigenen.*

Zelt und Schlafsack (früher im Gespräch spricht Frau Christine auch vom Schlafsack) stellen wie Schuhe gute Beispiele dar, für die feine Grenze zwischen Gegenständen, welche problemlos geshart werden und anderen Gegenständen, bei welchen sharing noch gegen die Normen verstößt. Auch wenn es so scheint, also ob diese auch von Person zu Person verschieden sein würden, kann man davon ausgehen, dass es im Sinne von geteilten sozialen Praktiken und daher auch geteiltem praktischem Wissen zu Übereinkünften kommen wird und dies auch eine Voraussetzung für das Funktionieren der Praktik ist. Dass die Bereitschaft Dinge zu sharen in der Sargfabrik zwar teilweise gegenstands- und auch personenabhängig ist, es aber dennoch gewisse Normen gibt, die regeln, was geshart werden kann und was nicht, zeigt folgende Aussage:

I3, Z132-133:

B1: *ähm, ich muss also eigentlich nicht nein sagen, weil es werden eigentlich auch nur Dinge angefragt, wo klar ist, dass da nicht irgendwie persönliche Werte oder irgendwas dransteht.*

Auch Frau Christine berichtet, dass das „know-what“, also das Wissen, was in einer spezifischen Situation von den relevanten Anderen als angemessen angesehen wird, bei manchen sharing-Praktiken noch nicht völlig routinisiert ist und daher erklärt werden muss:

I3, Z99-103:

B1: *und die Beete sind so halb privatisiert, also wenn du dir dort einen Salat einpflanzt, dann musst du schon fragen, ob du dir einen nehmen kannst und bei den Kräutern, da ist eh*

*genug da. (I: Mhmm) Aber das ist nicht sehr...Das würde nicht sehr gut ankommen, wenn jemand dem anderen die Erdbeeren wegfrisst. Ich meine eine naschen, das ist ok, abernten das wäre ein No-go. (I: Aha)*

Dadurch, dass sie erklärt, dass gewisse Verhaltensweisen „ok“, während andere ein „No-go“ sind, kann man gut erkennen, dass es in Bezug auf die Praktik des sharings der Obst- und Gemüsebeete zwar geteilte Normen gibt, diese aber noch nicht so verfestigt sind, dass sie so klar sind, dass sie nicht mehr erwähnenswert sind. Hier könnte es sich also um eine Praktik handeln, die gerade noch im Prozess ist eine stabile Praktik zu werden.

Das „know-what“ der jeweilig spezifischen sharing-Praktiken ist ziemlich schwierig durch Interviews zu erfragen, da es gerade bei funktionierenden Praktiken als gegebenes Wissen und Selbstverständlichkeit vorausgesetzt wird und dadurch nicht erwähnt wird. Dass es jedoch sehr genaue Regeln, wenn auch ungeschriebene, gibt, die es bei den jeweils spezifischen sharing-Praktiken zu beachten gilt, zeigen folgende beiden Interviewpassagen:

I5, Z366-368:

B2: *Das stimmt, aber wenn jemand drin ist z.B. in der Waschmaschine, der nicht eingetragen ist, haue ich einfach raus die Wäsche. Das hat sich schon durchgesetzt, ja, da gibt es keine Schereereien.*

GA2, Z453-455:

B1: *Also, das ist jetzt nur...das ist jetzt keine teilöffentliche Fläche, das ist nur für die Bewohner, aber es natürlich, wenn jemand jemanden mit rauf nimmt, ist es kein Problem, nicht.*

Bei der Benutzung der Waschmaschine gilt es also als „normal“ die Wäsche von jemandem, der die geschriebene Regel (know-that), sich vor der Benutzung in eine Liste einzutragen, gebrochen hat, wieder rauszuwerfen und das Mitnehmen von Bekannten in den Dachgarten wird auch als „normales“ Verhalten angesehen. Dies sind zwei Beispiele für den Praktiken inhärentes Wissen der Form „know-what“, die regeln, was als normales und angemessenes Verhalten angesehen wird und daher zentral für erfolgreiche Praktiken sind.

#### Das normale „Hereinschauen“

Nicht auf eine so direkte Art mit sharing verbunden, aber dennoch für sharing-Praktiken relevant, ist eine weitere Manifestierung von „know-what“, nämlich das Verständnis von Privatheit und Offenheit gegenüber Fremden und anderen BewohnerInnen und den damit zusammenhängenden Normen.

Wenn man die BewohnerInnen nach Meinungen von außen zur Sargfabrik fragt bzw. ob dies ein „Modell für jedermann oder jederfrau“ sei, dann betonen sehr viele, dass sich das Wohnen in der Sargfabrik in Bezug auf die Privatsphäre doch sehr vom sonst üblichen Wohnen unterscheidet:

I2, Z104-111:

B1: *es kommen sehr viele Leute hierher von Führungen und auch so und die sagen also so grob gesagt sie könnten nicht so leben so offen. Ist bei uns immer irgendwie offener als sonst und aber ich weiß nicht wieso nicht. Mir ist es immer irgendwie*

ein Rätsel, wenn man unter vielen Leuten lebt, ist es halt so, dass man mehr voneinander weiß. (I: mhhm...) Und wir haben ein gemeinschaftliches Badehaus, das heißt, wo man sich trifft, und das ist... ich kann es nicht ganz nachvollziehen aber es dürfte so sein dass Leute (I: mhhh) irgendwie nicht so gerne so offen oder für sie öffentlich wohnen. (I: Mhm)

I1, Z408-418:

B1: Also, ich weiß, dass viele Leute also das gerne hätten und und und das bewundern und das denen das gefällt und es gibt immer wieder welche, die sagen, nein, so wie du wohnst, das würde ich nicht aushalten, dass mir jeder in die Wohnung schaut. also dieses dieses Transparente. Ich meine, ich kann mich auch zurückziehen, aber halt nicht so leicht, also es kann mir wirklich jeder hereinschauen, aber mich stört das nicht und es gibt welche, die sagen - genau, da war neulich da haben wir mit einer Frau von der Bezirkszeitung geredet, eben wegen draußen, wegen der Goldschlagstraße nächst Jahr, „eh alles schön, aber ich würde das alles nicht aushalten also erstens mag ich nicht im Erdgeschoss wohnen und schon gar nicht will ich, dass mir jeder hereinschauen kann“

Die Äußerungen zum „offenen und transparenten Wohnen“ beziehen sich großteils auf die ausgeprägten und großen Fensterfronten der Privatwohnungen, die weitreichende Einblicke von den Verbindungsgängen oder dem Innenhof aus in die Wohnungen gewähren. Herr Bernhard formuliert deutlich, dass es sich dabei um etwas handelt, das in der Sargfabrik („bei uns“) so ist, aber „sonst“ (woanders) nicht. Auf Ablehnung von außen gegenüber dieser Art zu Wohnen reagiert er mit Unverständnis. Dies zeigt, dass es sich für ihn wie für viele andere BewohnerInnen bei diesem „transparenten Wohnen“ um etwas „Normales“, eine Norm, handelt und er daher auch nicht begründen kann, warum das für ihn kein Problem darstellt, während es dies für Andere tut. Frau Christine ist es deutlicher bewusst, dass dies eine Abweichung der generellen Norm des „privaten Wohnens“ darstellt und dass dies zwar nicht allgemein nicht als „normal“ angesehen werden kann, sie aber diese Abweichung von der Norm „nicht stört“. Auch Herr Bernhard formuliert dies später sehr ähnlich:

I2, Z297-302:

B1: aber es ist irgendwie nicht anonym im Gegensatz zur Stadt. Es ist es ist, ähh man bewegt sich nicht so wie drunten in der Stadt, wo man halt... wo man sich in seine Wohnung zurückzieht und.. man macht halt was und keiner..weiß was davon. Es ist nicht anonym und wenn einen das stört, dann ist das natürlich nicht die ideale Wohnform, aber mir ist es eigentlich egal. (I: mhhm)

Auch ihn „stört“ die Abweichung von der Norm des privaten Wohnens nicht, sondern sie ist ihm „egal“. Es wird also ersichtlich, dass es hier sargfabriksintern eine geltende Norm gibt, die ein alternatives Verständnis von Privatsphäre bzw. Offenheit gegenüber den anderen BewohnerInnen regelt. Diese Norm gilt zwar personenabhängig in unterschiedlichem Ausmaß als „selbstverständlich“, ihre Anwendung ist aber doch sehr verbreitet. Auch während meiner Aufenthalte im Zuge der Erhebungen konnte ich ihre Anwendung deutlich beobachten: Einerseits beobachtete ich, dass sehr viele Wohnungstüren nicht versperrt

waren bzw. bei milden Temperaturen auch weit offen standen und so jedem und jeder, potentiell auch Fremden wie mir, Zugang gewährten. Andererseits zeugt auch der Umstand, dass fast alle Interviews in den jeweiligen Privatwohnungen stattfanden, von einer gewissen Offenheit gegenüber Fremden. Mit Frau Christine fand das Interview zwar im „Beisl“ statt, doch bat sie mir während des Rundgangs durch die Sargfabrik auch an, in ihre Wohnung zu kommen:

GA1, Z146-147:

Dort drinnen wohn ich. Wollen Sie reinschauen, wenns im Beisl nicht passt, können wir auch hierher gehen und das Interview machen.

Sehr deutlich wurde diese auffallend durchlässige Grenze zwischen Privatheit und Offenheit gegenüber Fremden durch die Interaktion mit Herrn Bernhard, die sich nach Ende des Interviews ergab. Zunächst fragte er mich, ob ich denn noch seine Wohnung anschauen wolle und ich willigte bereitwillig ein. Als wir dann dort waren, hatte seine Lebensgefährtin gerade das Mittagessen fertig zubereitet und lud mich kurzerhand zum Mittagessen ein – noch nicht einmal meinen Namen wissend. Auch dieses Angebot nahm ich an und so ergab sich ein sehr spontanes gemeinsames Mittagessen, das darauf schließen lässt, dass die Wohnungstüre keine Grenze darstellt, die die dahinter ablaufenden Interaktionen zwischen den BewohnerInnen vor den Blicken schützt, sondern im Gegenteil tendenziell offen für Blicke und Interaktionen zwischen den BewohnerInnen ist.

Auch folgender Bericht verstärkt die Vermutung, dass die Wohnungstüren nur in einem sehr begrenztem Ausmaß Grenzen der Privatheit darstellen:

I2, Z159-161:

B1: dass Kinder einmal irgendwie Kinder sein dürfen und einmal in dieser und einmal in einer anderen Wohnung sind und es fühlen sich dann die Erwachsenen auch ein bisschen verantwortlich für die Kinder...

Dieser alternative Umgang mit Privatheit, speziell mit Normen, die die Privatsphäre einer Kleinfamilie betreffen, drückt sich auch darin aus, wie in der Sargfabrik üblicherweise Feste gefeiert werden: Egal ob es Geburtstage oder Feiertage wie z.B. Ostern oder Silvester sind, es ist üblich, dass zwar nicht mit allen BewohnerInnen, aber doch in Gemeinschaft mit einigen anderen gefeiert wird (vgl.: I1, Z280; I3, Z369-371; GA2, Z655-660). Weiters wird auch an den meisten Freitagen (außer in den Sommermonaten) von einem oder einer BewohnerIn in der Gemeinschaftsküche ein Essen zubereitet, bei welchem ca. 15 andere BewohnerInnen gegen Selbstkostenpreis mitessen können. Diese Angewohnheiten, die in der Sargfabrik innerhalb der Gemeinschaft gepflegt werden, obwohl sie in der Durchschnittsbevölkerung eher für den Rahmen der Kleinfamilie vorgesehen sind, zeugen von der Existenz eines sargfabriksinternen Normensystems in Bezug auf Privatheit. Dass dieses sehr fragil werden kann, wenn es z.B. missbraucht wird, macht folgender Bericht deutlich:

GA2, Z585-592:

B1: Ja...ich lass..hab früher oft [die Wohnungstür] offen gelassen...es hat dann ein paar Sachen gegeben, wo dann die Leute einfach in die Wohnung gegangen sind und irgendwas mitgenommen haben irgendwer.

I: Echt?

B1: Ist eben vorgekommen, ja.

I: Jemand der, Fremder, der einfach reinkommt..oder?

B1: Ja, da sind...denn wir haben einen Rollstuhlfahrer, der wohnt jetzt nicht mehr da ...und dem haben sie ziemlich viel gefladert aus der Wohnung (I: Hm...)....

Nachdem Herr Ivo negative Erfahrungen mit der Angelegenheit, die Wohnungstür offen zu lassen, gemacht hat, hat er sein Verhalten also geändert. Wird die Norm, offen zu wohnen und den anderen BewohnerInnen sowie etwaigen Fremden zu vertrauen also missbraucht, so kann sich auch die Praktik, Türen selten zu versperren, nicht halten. Auch haben das Bedürfnis nach Gemeinschaft und der Verzicht auf Privatheit klare Grenzen (siehe 6.1.5 „sharing und Konflikte“), wie z.B. die Idee als BewohnerInnengemeinschaft gemeinsame Urlaube zu verbringen.

Dieser alternative Umgang mit Privatheit ist insofern für sharing-Praktiken relevant, als soziale Praktiken nie als für sich stehende Einheiten sondern als miteinander vernetzte Gefüge vorkommen. Dementsprechend ist es für Nutzungsformen, die vom Privateigentum absehen auch relevant, dass in anderen Lebensbereichen Privatheit nicht die alleinige Zielgröße darstellt bzw. ein kollektiveres über Lebensbereiche hinweggreifendes Leben praktiziert wird.

#### Vertrauen als Grundvoraussetzung

In engem Zusammenhang mit dem Aspekt der Privatheit, steht jener des Vertrauens den anderen BewohnerInnen sowie sharing-PartnerInnen gegenüber. Viele sharing-Praktiken beruhen darauf, dass mit einem hohen „Vertrauensvorschuss“ gearbeitet wird, so z.B. die selbständige Nutzung des Badehauses durch die BewohnerInnen der Sargfabrik sowie auch sargfabriksexterne Badeclubmitglieder:

GA2, Z59-62:

B1: Und dann, dann kriegst du einen Schlüssel, ja, das ist schon ein großer Vertrauensvorschuss, da kannst du in das Haus und in das Bad mit diesem Schlüssel, 24 Stunden am Tag.

Nachdem man also die Einschulung zum „Badegesellen“ gemacht hat, bekommen auch sargfabriksexterne Personen einen Schlüssel ausgehändigt, der ihnen einerseits rund um die Uhr Zutritt zum Badehaus aber auch in die Wohnanlage der Sargfabrik gewährt. Derzeit sind ca. 400 sargfabriksexterne Personen im Besitz eines solchen Schlüssels für das Badehaus. Da bei einer solchen Größe kein tiefgehendes persönliches Kennenlernen möglich ist, ist verständlich, dass von einem Vertrauensvorschuss gesprochen wird. Auch wenn es vor der Öffnung des Badehauses für Externe Befürchtungen gab, ob der Vertrauensvorschuss ausgenutzt werden würde, funktioniert die selbstorganisierte Nutzung des Badehauses laut eigenen Angaben gut:

GD, Z194-199:

W: Und wir schauen schon drauf, dass auch alleinstehende

Frauen jetzt in der Nacht auch kommen können ohne dass sie da jetzt irgendwie angebaggert werden, man kann auch nackt gehen, bekleidet gehen...also das geht eigentlich ganz gut, auch wenn wir Befürchtungen gehabt haben am Anfang, geht das, wenn wir fremde Leute hier ein lassen und in der Nacht auch unbeaufsichtigt..

Herr Ivo ist weiters überzeugt davon, dass der Umstand, dass sich die BewohnerInnen der Sargfabrik äußerst gut kennen („quasi wie eine Familie“) und sich daher gegenseitig vertrauen, zentral für funktionierende sharing-Praktiken sei. Seiner Meinung nach ist es sogar unbedingte Voraussetzung für funktionierende sharing-Praktiken, dass sich die Sharing-partnerInnen sehr gut kennen.

I5, Z151-155:

B1: Ja, ja das [carsharing] geht wahrscheinlich auch nur, eben in so einem Projekt wie der Sargfabrik, wo wirklich einfach, wo das fast schon, wo sich jeder so gut kennt, weißt ich mein, ich kenn die auch nicht nur vom Sehen, sonder ich kenn die ja auch, so tendenziell quasi wie eine Familie mehr oder weniger, da ist es wahrscheinlich leichter

Herr Ivo verstärkt diese Meinung damit, dass er sie konterkariert: Er berichtet nämlich von einem „völlig nicht funktionierendem sharing-System“ (vgl.: I5, Z257-259) an seinem Arbeitsplatz, wo für seine Klienten (Obdachlose) auch diverse Gegenstände zur gemeinschaftlichen Nutzung vorgesehen sind. Dort würde das sharing aber überhaupt nicht funktionieren und Herr Ivo nennt als einen Grund dafür, dass sich durch den ständigen Wechsel die BewohnerInnen nicht gut kennen würden (vgl.: I5, Z280-282).

Damit sharing-Praktiken funktionieren sei eben das gegenseitige Kennen und damit sehr eng verbunden gegenseitiges Vertrauen „das Wichtigste“ und unabdingbare Grundvoraussetzung:

I5, Z497-502:

B1: Das Wichtigste ist immer bei solchen Projekten, dass man gegenseitiges Vertrauen hat, glaub ich, wenn es das nicht gibt, brauchst du nicht anfangen. (I: Ja) Dann wirst dir auch - wird dich das Projekt auch gar nicht interessieren. Wenn du kein Vertrauen hast, dass es funktioniert, dann wirst auch kein Anhänger von einem Sharing-Projekt sein - oder? Weil dann hast deine eigene Dinge und auf die passt auf und gibst sie auch gar nicht her.

Da dem gegenseitigen Vertrauen eine derart zentrale Rolle eingeräumt wird und es die Position einer Grundvoraussetzung für sharing einnimmt, gehen die sharing-PraktikerInnen in der Sargfabrik so vor, dass sie mit einem Vertrauensvorschuss arbeiten: Sie vertrauen den sharing-PartnerInnen prinzipiell und versuchen so ein System aufzubauen, in dem ein hohes gegenseitiges Vertrauen die Norm bildet, von der nicht abgewichen werden und die den Missbrauch des Vertrauensvorschusses verhindern soll.

#### Förderliche Haltungen für sharing

Neben Vertrauen und einem eingeschränkten Bedürfnis nach Privatsphäre bzw. großer Offenheit den anderen BewohnerInnen gegenüber gibt es noch ein paar weitere Handlungsgrundlagen bzw. Haltungen, die von den

PraktikerInnen geteilt werden und sie wissen lassen „wie sie handeln sollen“.

Ein achtsamer und sorgsamer Umgang mit geteilten Gegenständen ist eine davon. Herr Ivo und Frau Christine meinen beide, dass es wichtig sei, dass dies ganz normal sei und automatisch und unhinterfragt passiere. Deshalb müsse diese Haltung auch schon sehr früh inkorporiert werden, meint Herr Ivo, und für Frau Christine stellt das Hinterlassen einer geteilten Ressource in einem gleichen oder besseren Zustand als dem ursprünglichen eine Norm dar („es gehört sich“):

I5, Z486-490:

B1: *Oder wo lernt man das oder ich glaube, wenn man das erst in der Schule lernt, ist es zu spät. Also einfach dieses Bewusstsein beibringen unsern Kindern auch....ah, das vielleicht auf sharing bezogen, Besitz sicher nicht alles ist und wichtig ist, dass jeder alles haben muss, aber wenn man etwas teilt, muss man auch sorgsam damit umgehen.*

G1, Z214-215:

B1: *Ja, viel benützt, aber das gehört sich halt schon, wenn man da ist, dass man es wieder im selben Zustand oder einem besseren hinterlässt.*

Neben Achtsamkeit wird aber auch ein gewisses Toleranzlevel vorausgesetzt und als wichtig für sharing erachtet. Herr Ivo illustriert das am Beispiel einer Ankündigung eines Festes auf dem geteilten Dachgarten – gegen welches „ja niemand was dagegen haben kann“:

GA2, Z477:

B1: *Genau! Man schreibt das da irgendwo, wo wo jeder vorbeikommt und....ja. Ich mein, da kann ja niemand was dagegen haben.....*

Als routinisiertes Verhalten bzw. dahinterstehende Haltung eingependelt hat sich auch ein gewisses Level an Verantwortungsbewusstsein – so berichtet zumindest Herr Ivo:

GA2, Z790-797:

B1: *Also, das ist, das ist natürlich auch...wenn du das so siehst, dann denkst du, das ist nicht so häufig, dass das alles so...gut in Ordnung und gepflegt ist (I: Mhm)....da braucht es auch keine Regelung, die Leute, wenn die..in dem Projekt fühlen sich ein bisschen verantwortlich für alles und und das funktioniert einfach, da schaut jeder*

I: *Was meinst du jetzt genau? Den Garten oder..?*

B1: *Ja, dass das alles...siehst du ja eh oft in so öffentliche oder Gemeindebauten wie das oft ausschaut dort, wo sich keiner was schert und..und da ist doch jeder emotional ziemlich verbunden mit dem ganzen Projekt.*

Auch Karin aus dem Cohousing in Kalksburg hat ähnliche Erfahrungen gemacht: Für die Gemeinschaftsküche fühlen sich alle automatisch verantwortlich und dies trägt ihrer Meinung nach zum guten Funktionieren bei:

I6, Z99-102:

B1: *Also wenn ich ein Geburtstagsfest mache (I: mhm) dann gibt es nachher immer drei, vier Leute die aufräumen, da muss*

*man nicht einmal mehr fragen, also das funktioniert ganz gut. (I: Ok) Da fühlen sich alle verantwortlich für die Küche, und in der Küche sind, ist lauter Gemeinschaftsgut, also die alles was da drinnen ist, gehört uns alles. Und da fühlen sich auch immer mehr verantwortlich dafür...*

Weiters gibt es eine Norm, die die Mithilfe, das Engagement und „Alltagshilfe“ regelt. Da es für die Organisation von formellen sharing-Strukturen freiwilliges Engagement und Zeit braucht und auch die in der Sargfabrik übliche „Alltagshilfe“ auf die Beteiligung möglichst vieler angewiesen ist, wird erwartet, dass jedeR „ein bisschen was macht“, wie es Thomas ausdrückt. Dieses „ein bisschen was machen“ stellt sozusagen die Norm dar, die eingehalten werden sollte:

I4, Z122:

B1: *Aber es ist schon erwartet, dass jeder ein bisschen was macht, gell.*

I3, Z316-319:

B1: *es ist so in dem Projekt üblich das damals eine gemeinsame Veranstaltungen wie zum Beispiel Eröffnung gibt, dass jeder (I: Das jeder mithilft) irgendwas mitbr// nein irgendwas beiträgt*

I4, Z266-271:

B1: *Aber so ein bisschen, so Alltagshilfe ich mein da ist ja nichts dabei. Sollte eigentlich selbstverständlich sein. Das ist ja das, was man eh kennt, eigentlich aus so Dorfgemeinschaften. Wenn man sich in dem Dorf gut versteht, ist es klar, dass man seinem Nachbarn hilft. So ist es da auch. Das ist einfach nur verloren gegangen in den Stadtstrukturen.*

Thomas meint weiters, dass die Bereitschaft zur „Alltagshilfe“ sowieso eine generelle Norm darstellt bzw. darstellen sollte, die eben nur im spezifischen Kontext der Stadt verloren gegangen sei. Dass sie in der Sargfabrik aber gelte, ist für ihn klar, dies ist „selbstverständlich“.

Ergänzend zu diesen Normen und Haltungen, die alle darauf ausgerichtet sind, neben den eigenen Bedürfnissen auch jene einer Gruppe zu erfüllen, kommt noch die Bereitschaft zu einer gewissen Flexibilität und einem gewissen Maß an Planung von eigenen Aktivitäten und Abstimmung dieser mit den anderen BewohnerInnen:

I2, Z507-511:

B1: *Weil ich brauch keine eigene Waschmaschine, wenn da eine steht und ich kann mir das ein bisschen einteilen, wann ich wasche, es ist ja nicht so, dass es unbedingt jetzt sein muss und dann geht es nicht mehr, sondern ich kann mir das ja Tage vorher schon einteilen oder wenn halt die nächste frei wird, ist ja nicht so, dass was schlecht wird.*

### „Know-that“: Wissen, was die Regeln sind

Neben dem impliziten normativen Wissen, das den PraktikerInnen Auskunft darüber gibt, was von ihnen in der jeweiligen Situation erwartet wird, gehört zu funktionierenden sharing-Praktiken auch explizites, regelhaftes Wissen. Dieses Wissen ist klar kommunizierbar und legt in Form von geschriebenen oder ungeschriebenen, jedoch deutlichen Regeln die Art und Weise fest, wie eine sharing-praktik

ausgeführt werden soll. Die Wichtigkeit dieses Elements von sharing-Praktiken wird von folgender Aussage unterstrichen:

GD, Z782-783:

M: *Es fehlen Regeln, also es funktioniert so wie zum Beispiel da in der Küche funktioniert es, weil es einfach eine klare Benutzungsordnungen gibt.*

Die Bedeutung von schriftlich festgehaltenen Regeln und Abmachungen, sogar auf dem Niveau von Verträgen und Vereinsstatuten wird auch durch folgende zwei Interviewauszüge deutlich, die die Bedeutung der Vereinsstatuten für die „freiwillige Mitarbeit“ und für die gemeinschaftliche Finanzierung der teilöffentlichen Flächen betonen:

I4, Z133-135:

B1: *Der heißt Verein für integrative Lebensgestaltung und da gibt's dann Vereinsstatuten dazu und hin und her und da steht auch drin, dass man sich einbringen soll in dieses Vereinswesen. Deswegen, also das das ist dann auch darüber geregelt.*

GA2, Z138-139:

B1: *Oh..natürlich, ja. Aber eher von Leuten...weißt eh, das ist halt immer so, am Anfang wollen immer alle und dann, dann... heißt es auf einmal, „ja ich gehe nie ins Bad und möchte das nicht mehr mitzahlen“..aber es ist halt so das Prinzip, diese teilöffentlichen Flächen werden von allen mitfinanziert [Frau betritt den Vorraum des Badehauses und grüßt: Hallo], egal ob er baden geht oder nicht (I: Mhm) Wurst. Das ist halt so. Es gibt einen internen Vertrag wo das geregelt ist und dadurch.. mitgefangen, mitgegangen.*

Dass sich das Bestehen von klaren auch festgeschriebenen Regeln positiv auf sharing-Praktiken auswirkt, zeigt das Beispiel der Küche, wie aus der bereits zitierten Interviewpassage (GD, Z782-783) und den folgenden Passagen ersichtlich ist:

GA2, 680-688:

B1: *Da steht eh alles, was sein soll (I: Ja, ja) ..da steht auch gewisse Vorschriften...das ist die Küchengruppe, besteht aus...7 Leuten. Da siehst eh, weil das halt immer passiert... gibt es einen, der in das Gefrierfach, weil er selber keines hat... und das liegt dann drinnen drei Monate. (II: Mhm)..Und wenn du dann was brauchst dann für ah eben für das Freitagskochen und das ist quasi ein wichtiger, der wichtigste Termin (I: Mhm) und du machst ein Eis und das ist voll..dann ist ...ein Scheiß.... (I: Mhm)...Also, es muss schon immer auch Regeln geben, das sich das alles von alleine organisiert, das ist nicht. Das ist halt so..*

Die erwähnte Benutzungsordnung bezieht sich auf folgenden Hinweiszettel, der gut sichtbar auf dem Kühlschrank angebracht ist. Auffallend an den Hinweisen ist, dass es sich teilweise um sehr nachvollziehbare Anweisungen handelt, die fast schon „selbstverständlich“ und überflüssig zu erwähnen scheinen, wie z.B. „Restgeschirr: abwaschen und wegräumen“ oder „Geschirrspüler: einräumen, einschalten“. Andere Hinweise wiederum sind weniger selbstverständlich und werden umso präziser beschrieben. Beispiele dafür sind: „Essensreste für 1 Tag zur Entnahme

in den Kühlschrank stellen, evtl. Aushang im Lift, 2 Tagen später verlässlich entsorgen“ oder „Geschirrtücher und Tischtücher waschen, bügeln und baldigst retournieren“. Handelt es sich nun um sehr banale und eher „selbstverständliche“ Tätigkeiten wie das Einräumen des Geschirrspülers oder welche, die komplexer zu lösen sind, wie der Umgang mit Essensresten, die Angaben sind durchwegs sehr präzise. Dies kann als ein Erfolgsfaktor dieser Ausformung von „know-that“ gedeutet werden.

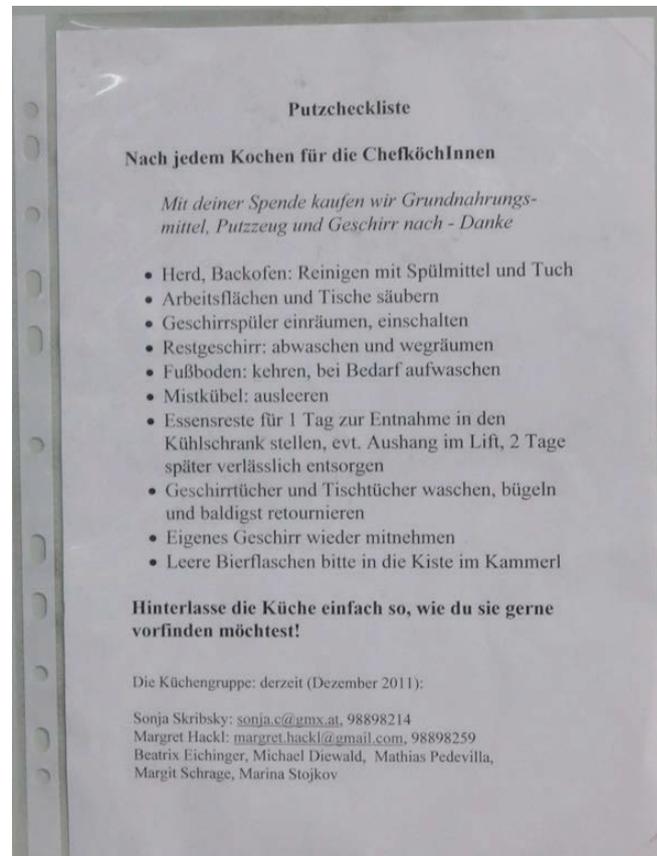


Abbildung 15: „Putzcheckliste“ Gemeinschaftsküche Sargfabrik (eigene Aufnahme)

Ergänzt wird dieser Hinweiszettel durch eine zusätzliche deutliche Manifestation von „know-that“: An der Eingangstür der Küche hängt ein weiterer Zettel, der zwar auf einer allgemeineren Ebene, aber dennoch sehr spezifische Hinweise zur Nutzung der Küche gibt. Darin enthalten sind Vermerke, wofür die Küche genutzt werden soll und auch wofür nicht, wie bei Regelverstößen vorzugehen ist, wer die Ansprechpersonen sind und dass man von diesen auch „eingeschult“ werden kann (vgl.: Video go-along 2, Min. 10:02).

Eine weitere sharing-Einrichtung, für deren Benutzung mir in den Interviews relativ klare Regeln genannt wurden, ist die Waschküche:

I1, Z223-227:

B1: *man trägt sich ein einen Kalender ein, man soll nicht vor sechs Uhr in der Früh waschen und nicht nach zehn Uhr abends, weil es ja Bewohner in der Nachbarschaft gibt, aber sonst trägt man sich und wenn man vergisst, wird man nicht gelyncht und ich kann die Wäsche, ich könnte die Wäsche reingeben und am Ende der Waschzeit, wenn der nächste kommt, gibt er es dir raus in ein Schaffl...*

Im Fall der Waschküche gibt es zwar keine geschriebenen Regeln, jedoch wird in den Interviews deutlich, dass es eine Reihe von klaren und präzisen ungeschriebenen Regeln gibt, wie z.B. kein Waschen in den Nachtstunden zwischen 22:00 Uhr und 6:00 Uhr. Auch für den Dachgarten, die Bibliothek sowie das „Transformationskammerl“ gibt es

schriftlich festgehaltene und an den jeweiligen Orten gut sichtbar angebrachte Nutzungsregeln. Hier abgebildet ist die BenutzerInnen-Ordnung des „Transformationskammerls“, die verschriftlicht an der Eingangstür hängt, jedoch weniger klar und eindeutig formuliert ist als jene der Küche:

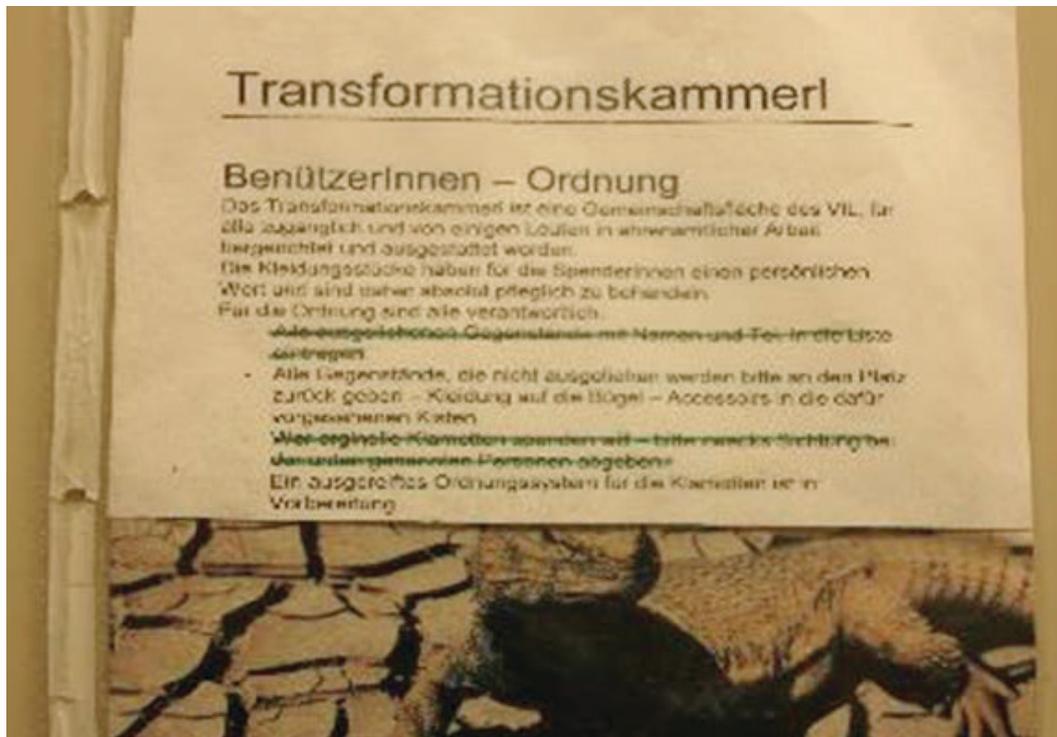


Abbildung 16: BenutzerInnenordnung „Transformationskammerl“ (eigene Aufnahme)

Während für die Gemeinschaftsküche sowie die Waschküche die Regeln also relativ klar scheinen, tun sie dies in Bezug auf eine Reihe anderer sharing-Einrichtungen nicht. Dies wurde bereits für die Nutzung der Werkstatt sichtbar, gilt aber auch z.B. für die Nutzung des Gemeinschaftsgrills oder die private Nutzung des Seminarraums:

GA2, Z409:

B1: Ja, klar... Ja, das ist auch so ein Gemeinschaftsgrill, der so... ich weiß nicht, wie das funktioniert, ob das funktioniert...

GA2, Z525-526:

I: Und ist das gegen Bezahlung wenn man das privat nutzen will?

B1: Das weiß ich gar nicht...gehen wir fragen.

In diesen beiden Fällen scheint die momentane Unklarheit bezüglich der genauen Nutzungsregeln aber nicht ein großes Problem darzustellen, da bekannt ist, wie man zu den relevanten Informationen gelangen kann und dies auch leicht möglich ist. Dadurch, dass die Informationen im Büro der Sargfabrik, das zu den normalen Bürozeiten geöffnet ist, einholbar sind, wird sogar während des go-alongs gezeigt, dass dieser Informationsmangel schnell und unkompliziert ausgeglichen werden kann, indem Herr Ivo während des go-alongs kurz in das Büro schaut und nachfragt.

Auch im Fall der Nutzung des Massageraums sind die Regeln nicht klar, doch auch hier erweist sich dieses fehlende Element als nicht sehr drastisch, da die hinter den Regeln stehende Logik bekannt ist und die Regeln daher abgeleitet werden können:

GA2, Z92-96:

Da gibt es so einen Massage...Massageraum...

I: Wie funktioniert das? Reserviert man den und kann ihn einfach benutzen oder kann man einfach reingehen?

B1: ja, hm...das weiß ich jetzt gar nicht.. Oh ja, wenn jemand sagt, du massierst privat...also, wir wollen jetzt nicht, dass da einer ein Gewerbe aufmacht, aber wenn einer sagt, ich massiere meinen Freund oder so...warum nicht?

Im Fall der Werkstatt erweist sich die Unklarheit bezüglich der Nutzungsregeln als größeres Problem, da hier die Regeln nicht nachvollziehbar sind und von der Ansprechperson keine klaren Auskünfte erhalten wurden, bzw. die Regeln einem ständigen Wandel unterliegen.

#### „Know-how“: Wissen, wie man tut

Die vierte Kategorie des praktischen Wissens bezieht sich auf „know-how“, auf ausführungsbezogenes Wissen. Damit ist all jenes implizite oder explizite, sowie inkorporierte Wissen gemeint, das für die konkrete Ausführung der Praxis benötigt wird. In diesem Fall ist auch die

alltagssprachliche Bedeutung von „Wissen“ am passendsten, weil es sich hierbei am ehesten um konkret definiertes und punktuell für die Ausführung einer spezifischen Praktik abrufbares Wissen handelt.

#### Wissen, wie man Mitarbeit organisiert

In Bezug auf die sharing-Praktiken der Sargfabrik wurden in den Interviews eine Reihe von „know-how“-Elementen genannt, welche sich auf die Organisation insbesondere der formellen sharing-Strukturen bezogen (z.B. Badehaus, Gemeinschaftsräume usw.), denn diese erfordere viel Zeit sowie verschiedene Kompetenzen. Erledigt werden die anstehenden Aufgaben sowohl durch ehrenamtliche als auch entgeltliche Arbeit sowie durch eine formelle (gewählte) und auch informelle (Arbeitsgruppen) Struktur: Zunächst erklärt Stefan das fein abgestimmte System zwischen formeller und informeller Struktur:

I3, Z679-715:

B1: Was ich dir noch sagen wollte...also die Struktur...die organisatorische Struktur..ist bei uns aufzuteilen in eine formale Struktur, die durch Statuten geregelt ist (I: Mhm), also quasi einer gesetzlichen Vorgabe folgt und wir haben auch sowas wie unsere eigene Verfassung, ja. Ah..die formale Struktur geht als erstes von die Mitgliederversammlung aus (I: Mhm) [...] und wenn die die Mitgliederversammlung was beschlossen hat, gibt es den üblichen vereinsrechtlichen Vorgang. Da muss es ein Protokoll geben, ah..dann gibt es das Büro und die entsprechenden Leute, die sich darum kümmern, dass das auch umgesetzt wird (I: Ja), also dass es die Legislative gibt und dann die Exekutive wie in einem größeren Gebiet auch. Und daneben gibt es eine Struktur, die funktioniert, aber von der Struktur her eine informelle ist, ja. Diese Arbeitsgruppen sind nicht gewählt, sondern

I: Auf Freiwilligenbasis

B1: Nein, die Entstehung ist auch nicht gewählt, sondern wenn sich herausstellt, es ist gut eine Gruppe zu haben, die sich um den Garten in der Miss, Miss ist die Kurzbezeichnung für dieses Haus, weil Missindorfstraße, ja. Wenn sich herausstellt, da gibt es zum Beispiel die Christina und noch jemand, die Claudia, die von sich aus, weil sie Garten und Grün lieben, sich von Haus aus eh schon drum kümmern und die aber sagen „Na, alles können wir aber nicht selber machen“, dann gibt es eine Gruppe. Und diese Gruppe ist nicht was, wo die Mitgliederversammlung das erlauben muss und bestätigen durch Beschluss, sondern die Gruppe ist einmal da und es gibt einen Übergang von der informellen Struktur in die formelle Struktur, wenn es nötig ist. Wenn es nur darum geht, wer die Arbeit macht, das ist natürlich dann ehrenamtliche Arbeit, ist nicht bezahlt (I: Ja).[...] Wenn diese Gruppe drauf kommt, sie hätten gerne einen eigenen Kercher um 900 €, dann ist das klar, dass die das nicht privat zahlen werden, sondern dann schreiben, dann schicken die das an den Vorstand, ja und der Vorstand entscheidet das, wenn es in der Größenordnung unter 5.000 € ist, also das heißt, da gibt es dann einen Übergang von der informellen in die formelle Struktur. Andererseits kann aber in so einem, bei den meisten dieser Arbeitsgruppen die formelle Struktur keinen Auftrag an die informelle Struktur geben, weil Auftrag würde heißen bezahlt (I: Ja). Sie kann natürlich schon, jetzt sind wir wieder an einem Grenzbereich zwischen formeller und informeller Struktur, sie kann natürlich aus der formellen Struktur, aus dem Vorstand raus sagen „Liebe Garten-Miss-Gruppe, es

wäre wunderbar, wenn ihr punkti-punkti-punkti-punkti“

Auch Krosse kommt zu dem Schluss, dass in der Sargfabrik „ein wohlüberlegtes System von ehrenamtlichen und professionellen BetreuerInnen“ (Krosse 2005: 185) entstanden ist. Um dieses Zusammenspiel zwischen formeller und informeller Organisation und die Erledigung der anstehenden Aufgaben zu organisieren, braucht es zunächst viel Zeit (I5, Z518-519) und Engagement:

I2, Z131:

B1: also es ist ein Modell, das sehr viel Engagement erfordert

Eine Art dieses „Engagements“ ist die Arbeit in den Arbeitsgruppen, die u.a. die jeweiligen Gemeinschaftsräume oder -einrichtungen betreuen. Frau Christines Engagement in den Arbeitsgruppen bzw. die Übernahme von Aufgaben stellen sich folgendermaßen dar:

I1, Z547-554:

B1: Es wird im Sommer mehr sein, weil ich dort ein bisschen am Kinderspielplatz also das Auf- und Abdecken der Sandkiste habe ich übernommen, weil ich eh die Hühner auslasse und einsperre da kann ich gleichzeitig die Sandkiste abdecken und wieder zudecken, das habe ich jetzt dazu übernommen, das wären am Tag 2 Stunden nein mehr sagen wir an Arbeit für die Gemeinschaft gut ich wasche die Handtücher, das sind sicher gute 2 Stunden in der Woche ja sage ich jetzt einmal drei bis vier Stunden Arbeit sozusagen ehrenamtliche Arbeit fürs Gemeinwohl

Das Engagement in den Arbeitsgruppen ist freiwillig und daher auch deutlich unterschiedlich auf die einzelnen BewohnerInnen aufgeteilt:

I1, Z556-558:

B 1: also da gibt es sicher Leute, die mehr tun, die sehr viel mehr tun es gibt sicher Leute, die ganz wenig tun bis nichts tun und das es gibt auch Phasen im Leben, wo es halt nicht geht (I:Mhm). Und Phasen ,wo du halt einfach mehr tust.

Das Modell der freiwilligen Mitarbeit wird nur in seltenen Fällen in Cohousings oder selbstverwalteten Projekten verfolgt, wie Frau Christine bzw. Karin aus dem Wohnprojekt B.R.O.T. Kalksburg erläutern (I6):

I1, Z558-563:

B1: also das ist nicht wie... es gibt da so Wohnprojekte, wo es so Stundenlisten gibt, oder ich war , ich habe meine Kinder in einer Alternativschule gehabt. Dort hat es eine Zeitlang auch so Listen gegeben, wo man sich hat eintragen müssen: Fensterputzen oder alle sechs Wochen kochen und putzen oder das gab es, das gibt es hier nicht

I6, Z88-94:

B1: Aber es gibt eben auch eine Mitarbeitspflicht bei uns jetzt oder eine (I: Ok) eine Mindestmitarbeit, die erwünscht ist. Das ist noch nicht zur Pflicht. aber es gibt so eine Art (.) Mitarbeitsklausel, an denen gearbeitet wird, dass nicht immer dieselben arbeiten. Also das sehr fleißige Menschen hier, (I: Schmunzelndes lachen: OK) und weniger fleißige (.) mehr die Praktiker und mehr die die Denker, (I:Ok) und da muss

irgendwie einen Weg finden. Ja.

Jedoch auch die verpflichtende Mitarbeit trägt Konfliktpotenzial in sich und war in Kalksburg Grund für einen Konflikt zwischen den BewohnerInnen:

I6, Z229-242:

B1: Und ein Konfliktthema war auch Mitarbeit. Es gibt die Menschen die viel tun, und die Menschen, die wenig tun. Das ist auch ein großes Konfliktthema gewesen. [...] An der Arbeitsklausel. Die einen wollen, dass es freiwillig ist, nur ein Richtwert. wieviel Stunden man mitmachen muss, die anderen sagen: (.) Es soll so ein Soll sein, manche brauchen das noch. Und andere sagen: Alle sind reif. Also so ungefähr gibt es halt verschiedene Ideen.

Die Erfahrungsberichte aus der Sargfabrik zu ihrer Regelung der freiwilligen Mitarbeit klingen jedoch weitgehend positiv und dies wird teilweise auch gerade darauf zurückgeführt, dass die Mitarbeit freiwillig ist:

I3; Z452-457:

B1: Ja, ah...mit den Arbeitsgruppen funktioniert das sehr gut, weil jeder, der in einer Arbeitsgruppe drinnen ist, hat sich das, hat sich selber dazu gemeldet, ja. Und bis auf die paar, die halt deutlich gesagt haben oder wo man weiß, die wohnen da gerne, aber machen nichts im sozialen Umfeld (I: Ja)...bei den paar ..äh...die sind auch nicht in den Arbeitsgruppen. Wer in den Arbeitsgruppen ist, macht das

Zunächst ist allerdings festzustellen, dass die Mitarbeit zwar prinzipiell freiwillig ist, es aber dennoch geschriebene Regeln (Vereinsstatuten) und ungeschriebene Normen („es ist schon erwartet“) gibt, die eine Beteiligung aller an der Organisation des Cohousings und sharings vorsehen.

I4, Z122:

B1: Aber es ist schon erwartet, dass jeder ein bisschen was macht, gell.

I3, Z383-396:

B1: man kann man hat keinen Zwang das zu machen (I: jhmhm) ja also es gibt unter den 160 auch ein paar [...] die ENTGEGEN den Vereinsstatuten von Anfang an gesagt haben ich mach da wunderbar ich find das wunderbar und ich mach da mit ABER RECHNETS NET DAMIT DASS ich mich wofür engagiere weil ich hab keine Zeit. (I: ja) zum Beispiel ja äh das war ungefähr war ein Drittel oder so. (I: hmhm) und das ist akzeptiert und inzwischen ist es so dass einige von denen weil man ist ja alle inzwischen zwanzig Jahre älter. ja . also ich denk jetzt an eine Hartmann [erfundener Name] von drüben zum Beispiel die am Anfang so war. ich kann mich um das Ganze nicht kümmern ich komm gern zur Eröffnung (I: ja) ja ich mach auch gern was bei der Eröffnung aber dann lasst mich sozusagen in Ruhe (I: ja) ja. na und die macht jetzt auch mit bei der einen der Arbeitsgruppen im Haus na weil es ist also es es es ist des das ist irgendwie ein flexibler Prozess

Immer wieder erwähnt (vgl.: I1, Z556-558) wird auch die Flexibilität der Mitarbeit: Es wird davon ausgegangen, dass das Engagement der Einzelnen mit den unterschiedlichen Lebensphasen (z.B. Erwerbsalter versus Pension,

Kleinkinder versus erwachsene Kinder usw.) wechselt. Prägnant beschrieben wird die Art der Sanktionierung gegen die Norm der erwarteten Mitarbeit in den folgenden zwei Interviewpassagen:

I4, Z124-125:

I: Das läuft auch gut, also es macht jeder mit, steht niemand außen vor?

B1: Joa, es gibt ein paar, aber des ist jetzt nicht so schlimm. Also das muss man akzeptieren und das ist auch ok. Da ist keiner so richtig böse.

I1, Z576-580:

B1: Das ist eigentlich angenehm und man macht auch niemandem wirklich ein schlechtes Gewissen. Es kann schon sein, dass einmal geredet wird, die ziehen sich ganz zurück oder die tun gar nichts mehr. Getratscht wird natürlich, das ist ein Dorf, das ist überhaupt keine Frage. Aber relativ wenig boshaft also das ist mehr ein so sich kümmern als ein sich ausrichten

Es fällt also durchaus auf, wenn BewohnerInnen sich nicht an der Mitarbeit beteiligen und es wird auch darüber gesprochen, d.h. es wird schon sanktioniert und die BewohnerInnen sollten irgendwie schon „ein schlechtes Gewissen“ haben. Allerdings gibt es teilweise auch Verständnis und man ist nicht „richtig böse“ und man macht auch nicht „wirklich ein schlechtes Gewissen“. Es wird sozusagen auf eine milde Art und Weise sanktioniert bzw. zur Mitarbeit aufgefordert.

Eine zweite Strategie mit unerledigten Aufgaben bzw. den daraus eventuell resultierenden Konflikten umzugehen, ist die Auslagerung von Aufgaben.

I1, Z563-575:

B1: also, was nicht ehrenamtlich übernommen wird, wird halt dazugekauft, ganz unspektakulär wird dazugekauft und das muss halt bezahlt werden. also das ist und der Teich, da haben wir so einen Kompromiss gefunden. Jedes zweite Jahr wird er reinigen wir ihn selber vor allem die WG die große und also in einem Jahr wieder reinigen wir ihn uns selber und im nächsten Jahr wird er professionell gereinigt mit Schrubben...und auch bei der Gartenarbeit, also das Mähen und so Sachen, machen wir selber und den Baumschnitt der Gärtner (I: mhhmm) das ist...und ich kann auch jederzeit wieder vom Handtuchwaschen aussteigen also wenn sag ich kann das nicht mehr oder ich mag jetzt nicht mehr dann wird es eine Anfrage geben, wer kann und es wird sich jemand finden (I: mhhm) und sollte sich niemand finden, dann wird man jemanden bezahlen müssen dafür und da wird es auch kein Theater drum geben (I: Mhm).

B1: Nein, das macht, das macht ein Profi, weil das muss unten der Boden so auf der Art wie mit einem Besen aufgekehrt werden und dann wird das abgelassen und dann wird das entsorgt (I: Mhm)...Also es gibt Sachen, die wir einfach nicht können, ja, die können einfach andere besser.

I: Mhm, und das Putzen wird auch von...jemand von...?

B1: Bad?

I: Ja, das Bad und auch das Stiegen...ähm hier die Treppenbereiche und so?

B1: Na, wir haben eine eigene Reinigungskraft im Haus, die ist für das zuständig, beim Bad hat es einmal geheißen..

I: Eben, ich hab sie vorher gesehen...die Frau da vorne?

B1: Ja, genau. Die ist immer, Tag und Nacht unterwegs.

I: Wohnt sie da?

B1: Na, wohnt nicht da...äh, beim Bad hat es einmal so eine Lösung gegeben, dass gereinigt wird von so Bewohnern, die keine Arbeit haben oder die sich was dazuverdienen wollen... das hat aber nicht hundertprozentig hingehaut (I: Mhm) Also, das muss einfach hinhalten, es gibt Sachen, die müssen hinhalten, da kannst nicht einfach sagen, heute mach ich es, morgen nicht oder so...Und das Bad macht jetzt auch ein Profi, eine Reinigungsfirma, die um 7 in der Früh kommt, eine Stunde oder...

Die Auslagerung von Aufgaben an kommerzielle Anbieter wird also einerseits, wie Frau Christine (I1) berichtet, als Zweitlösung für den Fall, dass sich keine ehrenamtliche Lösung anbietet, angewandt. Andererseits gibt es aber auch einige Aufgaben wie z.B das Reinigen des Badehauses oder des Teiches und das Schneiden der Bäume die z.B. aus Gründen der Professionalität oder Verlässlichkeit von Beginn an ausgelagert und nicht ehrenamtlich erledigt werden.

#### Wissen, wie man ein Unternehmen führt

Auch innerhalb der Sargfabrik wird aber ein Teil der anstehenden Arbeiten nicht ehrenamtlich, sondern entgeltlich erledigt. Thomas beschreibt diesen Aspekt der Sargfabrik als „eine ganz normale Firma“, die man allerdings nicht als solche wahrnimmt, aber dennoch sehr organisiert und strukturiert funktionieren muss und Frau Mercedes betrachtet die Existenz eines solchen „gut organisierten Räderwerks“ als Voraussetzung für ein funktionierendes Sharingangebot im Ausmaß der Sargfabrik:

GD, Z294:

M: Also es steht ein gut organisiertes Räderwerk dahinter, sonst geht es nicht...

I4, Z177-187:

B1: In Wirklichkeit wird das ja alles im Hintergrund wie ein Betrieb geführt. (I:ok.) Ja, es gibt ja auch in der Sargfabrik elf Angestellte in Summe oder sind es, weil du hast ja im Badehaus gibt's einige die so geringfügig beschäftigt sind, dann gibt's Techniker, fix Angestellte, Reinigungspersonal, Kindergarten gibt's. Ich glaub ein paar Kindergärtnerinnen die dabei sind, dann im Büro und hin und her. Ich glaub elf oder zwölf sind jetzt wirklich angestellt.

I: Also fix von außen angestellt, also auch nicht Leute die hier wohnen?

B1: Ja doch, also teilweise wohnen die auch hier. Ja, und du hast die Strukturen, ähnlich aufgebaut wie ein Betrieb. Das ist auch da, was man teilweise gar nicht so sieht. Das da eigentlich eine normale Firma dahinter steckt.

I: Na was man mitbekommt, ist schon das Demokratische, man wählt und so weiter, aber im Hintergrund läuft das alles schon sehr strukturiert und durchorganisiert.

In der Tat stellt die Sargfabrik u.a. ein eigenständiges Unternehmen mit ca. 20 Angestellten und einem nicht geringen Finanzvolumen dar. Ein Vorstandsmitglied, das einen tiefen Einblick in die finanzielle Grundlage der Sargfabrik hat, beschreibt diese daher auch als „Riesenbetrieb“:

GD, Z258-264:

M: Ja weil wir müssen ja auch persönlich schauen, dass dieser

Verein gut geführt ist. Wir haben zwar jetzt einen Geschäftsführer, ab Jänner haben wir eine kooperative Geschäftsführung, Riesenbetrieb, also das Bad, der Kindergarten da sind 10 Angestellte, das Büro, der Seminarraum, Kulturbereich, die Reinigung, es ist..das ist ein Riesenbetrieb eigentlich, der muss funktionieren. Wir haben ein Rechnungswesen, wir werden geprüft vom Wirtschaftsprüfer, das haben wir uns auferlegt.

Dennoch gilt in der Sargfabrik, dass wichtige Entscheidungen basisdemokratisch getroffen werden sollen. Die Vereinbarkeit dieses basisdemokratischen und auch stark auf ehrenamtliche Mitarbeit aufbauenden Zugangs mit den Anforderungen, Voraussetzungen und Gegebenheiten eines eigenständigen Unternehmens bezeichnet Thomas als schwierig. In diesem Bereich sind daher spezifische Kompetenzen gefragt, um dieser Herausforderung gerecht zu werden.

I4, Z215-219:

B1: Ja wirklich. Schön aufgelistet. Das muss natürlich auch durchorganisiert werden. Ist auch schwierig mit 120 Wohnungen und alles soll basisdemokratisch sein. Du brauchst schon irgendwie eine Buchhaltung. Da gibt's schon ne ganz normale Buchhaltung und teilweise ist es schon ausgelagert worden in einen Steuerberater. Um das kommste nicht drum herum. (Pause)

Eine solche Kompetenz besteht darin, Transparenz zwischen den unterschiedlichen Organisationsebenen der Sargfabrik (formelle und informelle, Vorstand und BewohnerInnen) herzustellen:

I4, Z195-199:

B1: Diese Vorstandsgeschichten. Da trifft man sich auch alle paar Wochen und da werden die Dinge dann in einem kleinen Kreis besprochen, obwohl das dann auch in der Mitgliederversammlung besprochen wird. Ist aber nicht so wie, äh eine graue Eminenz im Hintergrund, sondern ist auch transparent was diese Gruppe macht. Aber ist äh schon wichtig, dass es eine Kerngruppe quasi gibt,

#### Relevante Kompetenzen

Um die Organisation des gesamten Cohousings sowie der darin eingebetteten sharing-Einrichtungen am Laufen zu halten, werden eine Reihe von spezifischen Kompetenzen und „know-how“ genannt, welche vor allem in der formellen Organisationsstruktur wichtig sind:

I3, Z432-454:

B1: Ah Ja natürlich, wenn man ich weiß nicht irgendwie vom Baufach ist und und es ist irgendwie oder manche sind dabei sind selber bei einer NGO und die andern in der Geschäftsführung und so, die natürlich recht viel wissen oder Knowhow haben in solchen Dingen, die die tun sich natürlich leichter, auch bei uns im Vorstand tätig zu sein, als wenn man mit diesen Dingen nichts zu tun hat, nicht?

I: Können Sie mir das ein bisschen genauer, ich kann es mir jetzt... in diesen Dingen?

B1 : Naja, es ist natürlich ein dass im Vorstand gefragt ist, wenn man vielleicht was vom Bau versteht oder irgendwie ich weiß nicht mit Budgets oder irgendwie. Leute, die das beruflich machen haben natürlich mehr Knowhow als andere. So

meine ich das. (I: mhhm) Als wie der Geschäftsführer von VCÖ wohnt da bei uns, so oder ich weiß nicht Leute, die bei Greenpeace sind oder irgendwie so oder

I: und die... Was machen sie zum Beispiel? Wie bringen

B1: Die tun sich natürlich leichter im Vorstand zu sein oder irgendwie Budgets zu erstellen und so irgendwie auch aktiv im Verein zu sein als Leute, die damit nichts zu tun haben.

I: Die von Greenpeace, inwieweit bringen die sich

B1: Na, die ..... die haben eine Ahnung, wie so...

I: Ok

B1: mit dem Sie auch beruflich zu tun haben

I: so administrative Sachen jetzt wirklich

B1: Ja, weil es geht natürlich schon da bei uns eigentlich immer um hohe Geldbeträge natürlich (I: ja)... Schon allein der Bau und so weiter und einmal also.

Herr Bernhard kann das relevante Wissen zwar nicht genau benennen, geht aber davon aus, dass Personen, die Wissen zu Budgets haben, „vom Baufach“ sind oder Erfahrungen im NGO-Bereich oder als GeschäftsführerIn sammeln konnten, über „know-how“ verfügen, das für die Organisation der Sargfabrik wichtig sei.

Am Beispiel des Badehauses kristallisiert sich die Notwendigkeit von spezifischem „know-how“ gut heraus: Das großteils ehrenamtlich verwaltete Badehaus benötigt erhebliches Wissen rund um die finanziellen Aspekte dieser kostenintensiven Einrichtung. In Bezug auf die Finanzierung gab es für die BewohnerInnen eine Änderung von fixen Preisvorgaben hin zu einem Selbsteinschätzungsmodell, durch welches im Gegensatz zu den fixen Preisvorgaben nun kostendeckend gearbeitet werden kann. Zur Selbsteinschätzung wird den BewohnerInnen allerdings ein Hilfsmodell zur Verfügung gestellt, das die Kosten des Bades pro genutzter Stunde erläutert und Vorschläge macht wie viel von diesen Kosten abhängig von Einkommen, Nutzungshäufigkeit und Wertschätzung des Bades von den BewohnerInnen übernommen werden sollen. Eine Bewohnerin berichtet, dass diese Art der Preisgestaltung bei ihr Reflexionen auslöste:

GD, Z208-219:

M: Das war total interessant, ja, das war wirklich interessant. Wir haben ja lange Zeit haben wir eine Vorschreibung gekriegt, so nach Eintrittspreisen, also die wird über die Miete vorgeschrieben, also wir, die wir hier wohnen und dann haben sie umgestellt, die Badegruppe, das war die Idee der Selbsteinschätzung, und zwar so ein Säulenmodell...und dass jeder für sich überlegt, was ist einem dieses Badehaus hier, das rund um die Uhr betriebsfähig ist, also ich kann, wenn ich Lust habe, um 2 in der Früh in die Sauna gehen, ja (MH: Mhm). Was einem das wirklich wert ist, ja. Und da gibt es so ein Säulenmodell, also diese Wertschätzung und und und, gekoppelt mit Einkommen, ergibt dann einen Preis, und der war bei einigen dann doch höher, weil ihnen das was wert ist, als, als eine Vorschreibung zu kriegen. Und das war bei mir total interessant das zu sehen, ja, einmal selber zu reflektieren, was einem das Wert ist.

Neben „know-how“ um die Finanzierung des Bades sicherzustellen, benötigt es für den Badebetrieb auch erhebliches technisches Wissen. Stefan verallgemeinert dies und

meint, dass „technisches Fachwissen“ (I3, Z677) in vielen Bereichen von Nöten sei und betont wie wertvoll es sei, dass Leute mit „know-how“ in diesem Bereich dieses der Organisation der Sargfabrik zur Verfügung stellen. Leute wie ihn selbst, die kein Wissen zu den genannten Bereichen mitbringen, nennt Herr Bernhard dementsprechend „Laien“ (I2, Z464-465).

Spätestens wenn es um Entscheidungsfindungen geht, ist jedoch die Kompetenz aller, auch der sogenannten „Laien“ wichtig, da wichtige Entscheidungen durch die Mitgliederversammlung, d.h. von allen BewohnerInnen zusammen getroffen werden. Herr Bernhard berichtet, dass dies oft sehr langwierig sein kann:

I2, Z122-127:

B1: Es ist ein sehr demokratisches Modell, es gibt sehr viele Mitgliederversammlungen und wir können natürlich mehr wie jetzt, weil wir haben ich weiß nicht alle Monat eine Versammlung gehabt, wo wir über alles und jedes diskutiert und gestritten haben...und der Grundsatz ist schon eher so, dass man halt einen Konsens erzielen will (I: Mhhh) und ja das dauert halt lang.

Auf den Mitgliederversammlungen können von Einzelpersonen oder Gruppen Anträge gestellt werden, die üblicherweise vorher von verschiedenen Gruppen bearbeitet und zur Abstimmung vorbereitet werden (vgl.: I3, Z682-685). Zur Beschlussfassung benötigt wird eine Zweidrittelmehrheit (vgl.: GA2, Z546-547).

Wissen, wie man an Konflikte herangeht

Eine äußerst relevante Kompetenz, die alle BewohnerInnen betrifft, ist der Umgang mit Konflikten. Von diesen gibt es – unausweichlich – zahlreiche und um Cohousing bzw. sharing-Praktiken aufrecht halten zu können, müssen konstruktive Wege des Umgangs mit Konflikten gefunden werden. Rund um dieses Thema drehten sich zahlreiche Beschreibungen und Erzählungen in den offenen Interviews, was darauf hinweist, dass es ein zentrales für das Funktionieren von Cohousing und sharing ist. Die BewohnerInnen der Sargfabrik berichteten von einer Reihe von unterschiedlichen Strategien, um mit Konflikten umzugehen:

Eine erste besteht in einer gewissen Haltung gegenüber Konflikten, die diese als „normal“ bezeichnet und eine gewisse Bereitschaft umfasst, sich auf Konflikte einzulassen.

Während für eine Bewohnerin des Cohousings Kalksburg (I6), die erst seit kürzerer Zeit dort wohnt, die Konflikte bzw. deren Ausmaß noch eher überraschend waren, findet ein schon langjähriger Bewohner der Sargfabrik (I3) es „natürlich“, dass es „immer wieder Konflikte gibt“:

I6, Z183-194:

B1: Und nach einem halben Jahr oder so kamen die ersten Auseinandersetzungen, diese Konflikte, die man sich nicht vorstellen kann wenn man nicht zusammen wohnt. [...] Und es war viel mehr Konfliktpotential...

I3, Z461-462:

B1: Konflikte war deine Frage eigentlich...ah..es gibt natürlich

*immer wieder Konflikte,*

Neben dieser Anschauung, dass Konflikte zu Cohousing und sharing fast auf eine natürliche Art dazugehören, begegnen ihnen einige BewohnerInnen mit einem gewissen Gleichmut und auch Humor (vgl.: GA2, Z390-394) bzw. nehmen sie sie nicht zu ernst, sondern gewissermaßen in Kauf. Geäußert wird das dadurch, dass Konflikte als „nicht so tragisch“ oder „nicht außergewöhnlich“ (I2, Z384) bezeichnet werden. Frau Christine meint weiters, dass es Dinge gäbe, über welche man „sich ärgern kann, wenn man will“ man dies aber nicht muss. Damit spricht sie eine gewisse Haltung an, die Konflikte bewusst in Kauf nimmt und in einem gewissen Ausmaß darüber hinwegsieht bzw. die eigenen Prioritäten bis zu einem gewissen Grad jenen der Gruppe unterordnet.

I2, Z90-92:

B1: Also ich könnte nicht irgendwelche Dinge sagen, ich meine, es gibt Konflikte, aber das ist nicht so tragisch.

I1, Z363-378:

B1: also ein bisschen ein Lärmproblem, aber nicht gravierend und die Katzenkacke, jaa..sollen wir ganz ohne Probleme sein? Aber es is..t, ja es ärgert sich halt wieder einmal jemand und dann macht man halt wieder was..na, es is...na...was gibts denn noch.....ja, ich kann mich schon auch einmal ärgern, wenn Handtücher genommen, im Bad unten nicht eingetragen, also da muss man eine Strichliste machen, weil das kostet ja auch was, also nicht eingetragen sind, also, aber das ist, also..kann man sich ärgern wenn man will, muss man aber nicht [!schmunzelt]. Also..oder wenn die Keller so angefüllt sind, wir haben zu sechst einen Raum, der wird so groß sein, wie das da hier, das heißt ich hab da mein Drittel da hinten und wenn die vorne zu sehr ihre Gartenmöbel in den Gang stellen, dann komm ich nicht nach hinten, da kann ich mich auch ärgern, aber..muss ich nicht, ich kann auch was sagen, aber du kannst auch sagen, es wird bald Frühling werden, die Gartenmöbel kommen wieder raus und ...Schluss damit. Also, das ist halt immer die Frage..Will ich mich ärgern? Oder lass ich es bleiben? Rede ich jemand an oder .. denk ich mir, ist ja eigentlich egal... (I:Mhm).....

Frau Christine hat einen ähnlichen Zugang zu Konflikten wie Herr Bernhard: Bei auftauchenden Konflikten ist sich Frau Christine des Problems bewusst und sieht ein Ärgernis – reflektiert jedoch gleichzeitig, ob es sich lohnt, sich darüber zu ärgern und Schritte in die Wege zu leiten („muss mich nicht ärgern“, „Will ich mich ärgern?“, „denk ich mir, ist ja eigentlich egal“). Herr Bernhard äußert sich ähnlich zum „Katzenproblem“, das als das größte Problem der Sargfabrik dargestellt wird:

I2, Z385-391:

B1: Aber was eigentlich, ja mir fällt doch etwas ein, was immer wieder Schwierigkeiten bereitet: Unsere Katzen [lacht], die sind nicht nur in den Wohnungen, sondern auch heraußen und... es gibt zwar in jedem Stock irgendwie so ein Katzenkistchen, aber manchmal gehen die Katzen auch in Blumentöpfe oder so irgendwie oder auf Fußmatten oder so irgendwie. Das taucht manchmal auf, aber ist auch nicht wirklich ein Problem. (I: mhhm).

In beiden Interviewpassagen klingt durch, dass es nicht nur an der Situation liegt, ob ein Konflikt oder Ärgernis zu einem substantiellen Problem wird, sondern auch von der Haltung und Einstellung der Betroffenen abhängt und es somit zum „know-how“ von funktionierenden sharing-Praktiken gehört, Konflikte in einem gewissen Ausmaß zu relativieren, einen selbstkritischen Umgang mit ihnen zu finden und durchaus auch in gewissem Ausmaß in Kauf zu nehmen. Konkret werden Konflikte durch eine Gegenüberstellung dieser mit den funktionierenden Sharingangeboten, Gemeinschaftsaktivitäten und insbesondere auch der gelebten Fürsorge unter den BewohnerInnen (siehe auch 1.1.5 „sharing und Konflikte“):

I5, Z399-404:

B1: Also, es gibt natürlich auch irrsinnig viel gute Sachen, ja. Die verdrängt man dann eher, weil dieses Negative, das bleibt ja oft länger hängen im Kopf, als Sachen, die funktionieren. Es gibt auch genug Sache, die funktionieren und es ist auch verkraftbar, und...

Herr Bernhard berichtet weiters, dass es für ihn nicht schwierig war, sich dieses „know-how“ oder diese Konfliktkompetenzen anzueignen, da er in einem kleinen Dorf aufgewachsen ist und seit seiner Kindheit mit der Austragung von Konflikten in Gemeinschaften dieser Größenordnung konfrontiert war (I2, Z90-94).

Neben einer gewissen gelassenen Haltung im Umgang mit Konflikten wird aber auch eine explizite Konfliktkultur als wesentliche Kompetenz erwähnt, zu welcher zunächst zählt, dass Konflikte angesprochen werden:

I3, Z437-441:

B1: Also, dass des nicht alles so ideal, so perfekt, nach so tolen Menschen, die alles richtig machen in der Gemeinschaft klingt, natürlich gibt es dann Konfliktfälle (I: Ja), nur behaupte ich jetzt einmal weniger als in dem Zinshaus da gegenüber und dort wird dann auch nicht darüber geredet, sondern dort gibt es dann über 10 Jahre eine Feindschaft, dass jemand mit jemanden nicht redet, weil der Hund einmal was weiß ich

Stefan behauptet sogar, dass diese Kompetenz, Konflikte anzusprechen die BewohnerInnen der Sargfabrik von der Durchschnittsbevölkerung („dem Zinshaus gegenüber“) unterscheide und dass es auch eine „Kultur“ gäbe auch mit größeren Meinungsverschiedenheiten umzugehen und sie entweder aufzulösen oder auch mit nicht gelösten Konflikten umgehen und diese akzeptieren zu können:

I3, Z534-543:

B1: und das hat sich bewährt..und natürlich gibt es dann auch Themen, wo es heftige Kontroversen gibt (I: Ja), das ist ganz klar, nur die Kultur, die wirklich stattfindet und die auch gelebt wird ist, selbst wenn man sich in einer Mitgliederversammlung ordentlich befüllt, dann ist das nicht so, dass man die nächsten 10 Jahre nicht miteinander spricht (I: Ja), sondern dann kann man nach der Mitgliederversammlung trotzdem ..ah..im Beisl drüben zusammensetzen und vielleicht trotzdem..oder auch dort noch heftig weiter diskutieren..oder es ist dort gelassen. Und jeder von uns weiß, dass es Dinge geben kann, wo man

*selbst einer anderen Meinung ist, aber in der Minderheit, das ist so ganz einfach...das ist im Kleinen halt, Demokratie, nicht?*

#### Wenn Konflikte zu Problemen werden

Wenn auch von einem gewissen erfahrenen Umgang mit Konflikten berichtet wird, so wird andererseits aber auch von Grenzen einer konstruktiven Konfliktlösungskultur berichtet. Auffallend dabei ist, dass in den Fällen der nicht oder unbefriedigend gelösten Konflikte immer wieder dieselben Kommunikationsmechanismen ablaufen:

*I5, Z347-353:*

*B2: Genau, das ist genau das gleiche. Im Endeffekt kauft sich dann jeder dritte Haushalt selber - die Hilti - nicht.*

*I: Ok*

*B1: Nein, das stimmt wirklich? [entsetzt]*

*B2: Na, der E. hat damals ein wütendes Mail geschrieben, er kauft sich jetzt eine, weil... Was soll das? Wenn man zu bestimmten Zeiten etwas machen will und dann ist sie nicht da, dann hat es keinen Sinn.*

*I5, Z414-429:*

*B1: Weißt du, da denke ich mir, was was ist mit dem? Ist ihm das wurscht oder...Ich gehe dann, ich habe relativ viel Zeit, ich tue es dann zerschneiden, aber eigentlich ist es nicht mein Job.*

*I: Mhmm, und über solche Dinge redet ihr oder du mit wem?*

*Die Dinge, die öfters einen ärgern, werden die*

*B1: Wird eh oft kommuniziert oder mit dem Müllraum.*

*B2: Ja, wir haben so einen Verteiler, so einen E-mailverteiler mit allen Mitgliedern, da lässt sich dann jemand die Wut aus mit einem E-mail und dann gibt es wieder ein paar Kommentare und that's it bis zum nächsten Anlass*

*I: Aber, dass es*

*B2: ja, ohne Konsequenzen bleibt, ja*

*I: ja*

*B2: Ja, das mit dem Müllraum, auf jeden Fall, ja.*

*B1: Ja, das müsste halt, es ist ja, auch, wenn du es zur Sprache bringst, ja. Es glauben ja alle Bewohner, sie sind Ökovorzeigebürger, was ja nicht stimmt, was absolut nicht stimmt.*

In beiden genannten Konfliktfällen in obigen Interviewpassagen (Gemeinschaftsbohrmaschine und Müllraum) liegen Situationen vor, die mehrere BewohnerInnen größer ärgern und in beiden Fällen ist auch die Reaktion dieselbe: Das Schreiben von „wütenden mails“, auf welche dann von anderen BewohnerInnen weiterhin mit dem Instrument des Mailverkehrs geantwortet wird bis die Diskussion verebbt. Das Auseinandersetzen in einem persönlichen Treffen bzw. das Einleiten konkreter Lösungsschritte kommt in beiden Fällen nicht vor, sondern es wird auf den nächsten „Anlassfall“ gewartet. Es zeigt sich aber deutlich, dass das abwartende Vorgehen nicht ausreichend ist und es einen proaktiveren Umgang mit den Konflikten brauchen würde. Dies zeigt sich einerseits daran, dass die Konflikte einerseits als „unlösbar“ und sehr verzwickelt wahrgenommen werden und informelle Kommunikationsversuche scheitern:

*I5, Z437-449:*

*B1: Und wenn du dann sagst, ja- ich hab letztens, ich habe es sogar fotografiert, weil es mich so geärgert hat: Autoreifen, ein Motorölkannister und wenn du das sagst, das musst du dir vorstellen, du kannst nicht sagen: Pah, das ist aber arg. Es wird*

*gesagt „Da muss jemand von draußen reingekommen sein und uns das in den Müllcontainer rein gehaut haben.“ Das ist dann die Reaktion, nicht sagen „Aha.“ Denn wir sind so gut, bei uns kann das gar nicht vorkommen und da denke ich mir: Also, wo lebt ihr? Am Mond oder wo? Klar ist das von uns, von wem sonst? Aber du kannst ja auch nicht, es wurde schon überlegt eine Kamera aufzuhängen, ja aber das ist ja dann so, weißt eh da regst du dich auf über big brother is watching you und machst es dann selber? Vielleicht reicht es, eine Attrappe aufzuhängen, dass es vielleicht etwas wirken täte. Aber, ja  
B2: Da gibt es eigentlich keine Lösungen*

Andererseits merkt man die Überforderung mit den Konflikten auch daran, dass die angedachten Lösungsvorschläge (Kontrolle durch Kamera und Sanktionierung) auf einer sehr einfachen Ebene liegen bzw. nicht im Einklang mit den generell vertretenen Werten der BewohnerInnen stehen. In folgender Interviewpassage wird wiederholt die Idee eingebracht, die „ÜbeltäterInnen“ zu „verfolgen“, gleichzeitig aber auch auf die Überforderung und Unbeholfenheit mit dem Konflikt verwiesen, da nur sehr wenige Details des Konflikts überhaupt erst erforscht und verstanden wurden (Wo liegen die Probleme? Wie viele Personen sind involviert?) :

*I5, Z492-497:*

*B1: und ich weiß nicht, ob das der richtige Weg ist, dass man die herausucht, die Leute das nicht machen. Soll man die jetzt verfolgen oder soll man sie einem öffentlichen Tribunal zugänglich machen oder sie beiseite nehmen und sagt, kannst das machen oder....., wenn jetzt letztendlich, du weißt es nicht, sind das alle oder ist das nur einer oder verdächtigst du alle..... oder verdächtigen ist übertrieben aber, oder sind das immer die gleichen oder...*

Sehr deutlich wird auch, dass es an einer Ansprechperson für Konfliktfälle mangelt bzw. BewohnerInnen in Konfliktfällen, die nicht auf einem einfachen Weg lösbar sind, überlegen, an wen sie sich wenden können (Vorstand, Hausverwaltung, Facility-Manager), jedoch keine davon geeignet scheint bzw. es nicht in deren Aufgabenbereich liegt, sich um Konflikte zu kümmern. Dies führt dazu, dass Ärger dann oft unkontrolliert über die mailingliste verlautbart wird bzw. auch gar nicht ausgedrückt wird, aber zu Unzufriedenheit führt und dazu, dass der Konflikt sich womöglich immer mehr aufschauelt (I5, Z307-341).

#### Wissen, wie man Konflikte löst

Neben den ungelösten Konfliktfällen gibt es eine Strategie, die in der Sargfabrik angewandt wird und zu funktionieren scheint: Gewisse Konfliktfelder oder potentielle Konfliktfelder werden dadurch bearbeitet, dass die Lösung „ausgelagert“ wird, sich im Fall des Problems der Reinigung z.B. die Leistung erkauft wird:

*I4, Z164-167:*

*B1: Ja, ich find's voll ok. Ja, das Schöne ist ja, wenn man's wieder auf den WG-Vergleich umlegt, man hat ja immer, es gibt ja immer, das größte Problem ist ja immer das Putzen. (lachen) Und das auch hier gelöst wurden, in dem es einfach ein fix angestelltes Reinigungspersonal gibt in der Sargfabrik. Das läuft hier den ganzen Tag auf und ab, Ahh. Die Dame,*

die putzt halt das Haus, also diese Gemeinschaftsräume und dann passt das.

Auch im Umgang mit dem Inventar der Gemeinschaftsküche wird eine ähnliche Vorgangsweise bereits teilweise praktiziert und Herr Ivo gesteht diesem Zugang noch weiteres Potential zu: Hier wird teilweise nicht mehr damit gerechnet, dass das sharing reibungslos funktioniert, sondern es werden „Fehler“ (abhanden gekommenes Inventar) sozusagen in den „Benutzungspreis“ eingerechnet. Auch auf diese Weise kann ein Konflikt zwar nicht ursächlich gelöst, seine Auswirkungen jedoch mit zusätzlichen Investitionen begrenzt werden.

I5, Z567-580:

Die Küche, bei der Küche, das... ich glaube zum Beispiel, bei der Küche wird es so gemacht. Ich glaube, da wird gar nicht mehr damit gerechnet, dass immer alles wieder da ist. Da wird dann zum Beispiel... Vielleicht ist das eh auch keine schlechte Lösung, dass man gar nicht irrsinnig viel Energie darauf verwendet, um irgendeinen Teller um 30 Cent jetzt nachzurennen und herumzutelefonieren, wer den hat, sondern dass man einfach sagt: ok, es gibt so Bewohnerinnen einmal in der Woche und da wird immer verlangt, dass der Koch kassiert einfach das, was er eingesetzt hat, teilt er auf auf die Teilnehmer und jeder zahlt, was weiß ich sagen wir 3 €, und dann wird halt dazugesagt: ok, wenn mir jemand 5 € gibt, das Geld wird verwendet für Neuanschaffungen oder für Ergänzungen für das, was halt verschwindet. Da ist die Frage, ob es... sollen wir die Energie verwenden, dass... die Übeltäter zu finden oder soll man sich die Energie sparen und sagen ok, ist so, mit dem muss man einfach rechnen. Schwund, sagen wir so 10 Prozent, wir holen uns das Geld von woanders.

Neben dieser Strategie, Konflikte auszulagern bzw. Lösungen „dazuzukaufen“, konnte das als „größtes Problem der Sargfabrik“ bezeichnete Katzenproblem durch eine Ergänzung der sharing-Praktiken um „know-that“ gelöst werden:

I3, Z464-519:

B1: weil, da haben wir das irgendwie erforscht, vielmehr die Leute, die Katzen haben, haben das erforscht und dann stellt sich heraus, wieso..weil es dort wärmer ist als auf dem Steinboden und dort wo es wärmer ist, bleiben sie und so fort, ja. Naja und das hat dann halt, also die Dinge laufen zum Großteil über unsere mailgroup...und es hat dann eine Zeit lang gedauert, bis es ah..also bis es zur Lösung kam....die Lösung hat im konkreten Fall so ausgeschaut, dass erstens einmal die Katzenbesitzer, eher in dem Fall Besitzerinnen, ah..einmal informiert haben, was kann man machen und wie tut man so..solche Dinge gehen dann auch über das Vereinsgremium, das die großen Entscheidungen trifft (I: Ja), das ist die Mitgliederversammlung, also abgekürzt MV, wo prinzipiell also jedes Mitglied eingeladen ist und auch kommen sollte, aber natürlich nicht alle kommen, wie das so ist, weil das ja letzten Endes ja auch freiwillig ist, ja..und das geht, das kommt dann in die MV, aber schon vorbereitet, ja...im konkreten Fall Katzen ist eine Katzenpsychologin befragt worden (I: schmunzelt) und die Katzenpsychologin hat sehr wohl gefunden, was sie da als Ursache findet, da hat es erstens, zweitens, drittens gegeben (I: Ja)..äh aufgrund dessen hat man halt einen Verhaltenskodex erarbeitet, für das Haus zum Beispiel gibt es einen Beschluss,

es darf keine weitere freilaufende Katze herkommen (I: Ok), also weil die Anzahl, die da ist, ist sozusagen unter den Katzen sozial verträglich [lacht] Ja?..Also dann gibt es natürlich schon Beschlüsse, die auch sowas wie ein Verbot bedeuten ja, wenn es nötig ist und die zweite Maßnahme war, also die erste Maßnahme ist eben zum Beispiel zu sagen „Keine Katzen mehr“ (I: Ja), zweite Maßnahme ist, die KatzenbesitzerInnen haben sich selbst einen Arbeitsplan gemacht und es geht jeden Tag am Vormittag das Haus ab und schaut die Türmatten an (I: Ja) und man weiß halt dann, wo die Katzen einen Dreck, einen Kot hinterlassen, wenn sie es tun, also es steht in jedem Stockwerk ein Katzenklo im Eck, das ist einmal das Eine (I: Ja).. das reduziert das...also, das war ja damals auch schon so, aber es hat halt trotzdem Schwierigkeiten gegeben und jetzt ist die Regelung, wenn eine Fußmatte so vollgeschissen ist, dass es, dass der Wohnungseigentümer sagt, ich will das nicht mehr haben, dann gibt es sozusagen Fußmatten, das wird ausgetauscht von den KatzenbesitzerInnen, ja (I: Ja)...die tauschen das aus, weil die Tiere machen das halt, ja und Katzen kann man nicht wie Hunde wirklich zur Stubenreinheit erziehen, ja..hab ich gelernt von der von der Psychologin [schmunzelt] ja, ich habe ja keine Katze, ich hab eher von meinem Sohn die Feinde der Katzen..ah nein, die, die die Katzen als Feinde haben und ja...also das ist der Umgang, ja..und natürlich gibt es dann, wenn das konkret dich betrifft, gibt es natürlich einen Ärger (I: Ja), weil es gibt zum Beispiel drüben Einen, der V., der hat Fußmatten, oder einen Ort oder was auch immer, der von Katzen geliebt wird (I: Ohh..) und der hat inzwischen drei Mal zugeschissene Fußmatten gehabt, natürlich ist der zornig, das ist ja verständlich, ist man ja, nicht? Naja un das ja...und der weiß, ok, wann das wieder ist, dann ruft er eine von den Katzenbesitzern drüben an und sagt „Hearst! Ich will eine neue Fußmatte“ und da schmeißt er die andere einfach so wie sie ist weg und...

Dieser Konflikt ist also derart ausgeartet, dass professionelle Hilfe (Katzenpsychologin) herangezogen wurde. Durch eine ernsthafte Auseinandersetzung und vor allem durch Entwicklung von „know-that“ (Verbot weiterer Katzen, Regel, dass Türmatte bei Verdreckung ersetzt werden muss usw.) konnte der Konflikt schließlich gelöst werden.

Das Cohousing B.R.O.T Kalksburg verfügt im Bereich der Konfliktlösung über mehr „know-how“ und über eigenständige Mechanismen und Instanzen: Während in der Sargfabrik zwar eine gewisse Konfliktkultur gelebt wird, die Konflikte mit einer gewissen Gelassenheit angeht und ihnen nicht aus dem Weg geht, so gibt es jedoch keine klaren Vorgangsweisen, Ansprechpersonen, Instanzen oder Abläufe zur Konfliktbewältigung. Dies ist im Cohousing in Kalksburg anders:

I6, Z161-165:

B1: oder Versöhnungskreise finden dort statt. Also es gibt zum Beispiel so ein Konfliktlösungsteam. (I:mhm) Die auch bestimmte Methoden haben, wie zum Beispiel Konflikte gelöst werden, also es gibt, für die Kinder gibt es Burschen und Mädchenkreise, wenn man Konflikte bespricht, also da gibt es jemanden, der halt, die Konflikte bespricht.

In Kalksburg gibt es also gleich ein ganzes „Konfliktlösungsteam“, das als Ansprechperson für Konflikte fungiert

und sich verantwortlich fühlt, die Konflikte auf eine angemessene Art und Weise zu bearbeiten. Dies wird durch „bestimmte“ Methoden erledigt und es gibt einen klaren Ablauf, wie bei einem Konfliktfall vorgegangen wird:

16, Z194-223:

*B1: und dann haben sich Kreise gebildet (..), ja die einfach Lösungsmöglichkeiten gegeben haben, wie man halt damit kommuniziert und und, einfach Lösungskonfliktkultur sozusagen entwickelt.*

*I: Wie muss ich mir das vorstellen? Wie funktioniert das, also*

*B1: Also zum Beispiel wenn ich einen Konflikt habe mit jemandem, dann schmeiße ich einen Zettel rein in seine Box (I: mhm), und dann wird das bearbeitet vorher, und dann werden die eingeladen die Menschen, und man kann kommen, oder auch nicht. Und dann kann man einfach sagen, ich habe ein Problem mit der und der, die grüßt mich nicht, oder oder irgendwie habe ich das Gefühl ich bin eine Projektionsfläche, oder ich weiß nicht, ich glaub die mag mein Kind nicht, oder wie auch immer, also es ist vereinfacht gesagt, oder solche Sachen. Ich bin im Moment nicht im Konflikt mit den Menschen. Das war ein, am Anfang, war einmal ein Problem mit einer Mitbewohnerin, und die hat gesagt, die möchte das besprochen haben, da war ich auch dabei, und das war eigentlich ganz gut, weil wir da auch Missverständnisse aus dem Weg räumen konnten. Also dadurch das wer anderes das geleitet hat, unseren Konflikt.*

*I: Hat das, also das hat dann auch einfach abgenommen?*

*B1: Ja total, wir haben jetzt überhaupt keinen Konflikt mehr.*

In Kalksburg gibt es also klare Vorgangweisen und Praktiken in Konfliktfällen, die als Gesamtes als eine „Lösungskonfliktkultur“ bezeichnet werden und laut der interviewten Person von Erfolg gekennzeichnet sind. Hierfür werden jedoch spezifische Kompetenzen und „know-how“ in Form von „bestimmten Methoden“ (z.B. „Gewaltfreie Kommunikation“) benötigt, die in Kalksburg auch nicht nur in Konfliktfällen, sondern durchaus präventiv z.B. im Gemeinschaftsentwicklungsprozess angewandt wurden:

16, Z8-14:

*B1: Menschen die in Gruppen arbeiten, zum Beispiel ein Frau von gewaltfreier Kommunikation oder.. (I: mhm) so Menschen denen die Gruppen arbeiten oder The eine Therapeutin zum Beispiel, und die haben das professionell geleitet, also auch die Art der Kommunikation und Gesprächsführung, sehr professionell irgendwie geleitet.*

Auch im Cohousing „Wohnprojekt Wien“ werden präventiv und stark verbreitet spezifische Methoden der Kommunikation miteinander und der Moderation von Gruppentreffen angewandt: Hier wird stark mit der „soziokratischen“ Methode und insbesondere mit deren Instrumenten zur Entscheidungsfindung im sogenannten „Konsent“ gearbeitet (vgl.: Protokoll Treffen Wohnprojekt: 4).

### **6.2.3 Infrastruktur: Wie schaut die materielle Ebene des sharings in der Sargfabrik aus?**

Neben den Element der Bedeutungen und des praktischen Wissens bestehen sharing-Praktiken aus einem weiteren dritten Element: jenem der Infrastruktur, das die materielle Ebene umfasst. In Bezug auf sharing in der Sargfabrik spielen dabei vor allem die bauliche Umgebung sowie auch die Größe der Sargfabrik und folglich die Anzahl der darin lebenden Personen wichtige Rollen.

Folgende Interviewausschnitte verdeutlichen, dass das „Bauliche“ eine zentrale Rolle für das Ausüben der sharing-Praktiken spielt. Herr Bernhard meint beispielsweise auf die Frage, warum sharing bei manchen Dingen einfacher als bei anderen funktioniert, dass dies an der „Struktur“ liege, die „es einfach gibt“.

12, Z356-359:

*I: Beim Autofahren haben Sie jetzt gesagt, das wäre eher kompliziert, das Auto zu teilen. Ich frage mich öfters, wo ist die Grenze zwischen den Gegenständen, die kompliziert sind und die einfach sind und wie erleben Sie das da? Bei welchen geht es einfach, bei was wird es komplizierter?*

*B1: Na, das liegt an der Struktur, weil es wurde gebaut mit diesen Gemeinschaftsflächen und die gibt es ganz einfach, nicht?*

Auch Frau Christine meint, dass eine bestehende Infrastruktur in manchen Fällen zwingend den sharing-Praktiken vorausgehe:

11, Z156-164:

*B1: Was auch noch, was mir auch noch einfällt, also wir, also das eine wär einmal das Bauliche, das wir von vornherein einfach schon unsere Gemeinschaftsflächen errichtet haben vom..vom Bad, [...] und wie gesagt das Dach unser wunderbares Dach, der Innenhof, der Spielplatz und so weiter, also das haben wir ja bewusst so errichtet (I: Ja) Und eben im Neubau drüben, das was uns hier fehlt, wie die Küche, Gemeinschaftsküche, Bibliothek, Clubraum..und..also beim Bauen war das schon.... Das gemeinschaftliche Nutzen von von Gegenständen und so haben wir schon geredet*

Durch diese beiden Aussagen wird bereits klar, dass sharing-Praktiken wesentlich von der physischen Infrastruktur abhängen. Ist eine eigens für sharing vorgesehene Infrastruktur „ganz einfach da“, so ergeben sich Praktiken unter Berücksichtigung der Existenz der anderen sharing-Elemente sozusagen „einfach“ und die Grenze zwischen „kompliziertem und einfachem“ sharing kann überschritten werden. In diesem Zusammenhang auffallend sind die unterschiedlichen Konfliktlösungskulturen in der Sargfabrik und im Cohousing B.R.O.T. Kalksburg: In Kalksburg gibt es diesbezüglich eine viel stärker institutionalisierte Praktik (Versöhnungskreise) mit klaren Vorgangweisen („know-that“) und eigens dafür Zuständigen, die auch explizites praktisches Wissen („know-how“) in der Form von methodischem Wissen (z.B. „Gewaltfreie Kommunikation“) verfügen. Neben diesen Elementen des praktischen Wissens verfügt die Praktik des Konflikte-Lösens in Kalksburg aber auch über eine dazugehörige Infrastruktur: In

der „Silberkammer“ werden nur wenige andere Tätigkeiten (z.B. meditieren) neben dem Abhalten der „Versöhnungskreise“ praktiziert. In der Sargfabrik gibt es keinen eigenen Raum für Konfliktlösungen und dementsprechend auch keine derart institutionalisierte Praktik.

Dass die bloße Existenz von Infrastruktur klarerweise nicht ausreicht, um sharing-Praktiken zu initiieren, sondern diese mit den anderen Elementen von sozialen Praktiken kombiniert werden muss, zeigt das Beispiel des „Dilettantenkammerls“: Dieses nun als Gruppenarbeitsraum genutzte Zimmer wäre eigentlich als Telearbeitsplatz geplant gewesen. In diesem Fall hat sich aber keine Praktik des sharings entwickelt („es gab keinen Bedarf“) und daher wurde die Funktion des Raumes geändert, sodass sich sharing-Praktiken entwickeln können (GA1, Z296-300).

### **Ansprechende Architektur**

Positiv auf die sharing-Praktiken wirkt sich aus, dass die Architektur und Gestaltung gewisser einzelner Räume (das „Prunkstück“ Tepidarium, GA2, Z117) sowie der Sargfabrik als Gesamtes viele BewohnerInnen sehr ansprechen. Herr Ivo nutzt z.B. die Gemeinschaftsküche oft und gibt als einen Grund dafür an, dass die Infrastruktur der Küche seine hohen Ansprüche sehr gut befriedigt:

GA2, Z664-670:

*B1: Küche ist wirklich...also ich bin wirklich relativ heikel, aber es gibt, es ist wirklich...ah...gut eingerichtet, es gibt alles. Da hast du Platz, ich mag das gerne wenn hinten und vorne Platz ist...also ist angenehm zum Kochen, man kann mehrere auch kochen (I: Ja)...der Herd ist nicht super, den Herd find ich nicht gut ehrlich gesagt...und es gibt auch so Sachen, die eine Zeit lang sehr modern waren, die aber niemand braucht (I: Mhm).. Dampfgarer. Musste eine Zeit lang jeder haben, aber...*

Besonders stolz sind die BewohnerInnen auch auf die preisgekrönte (I3, Z287) Architektur des Ensembles der Sargfabrik als Ganzes und hier insbesondere auf die helle und offene Bauweise sowie die individuell gestaltbaren Wohnungen, die „interessante“ und besondere Wohnungen hervorgebracht hätten:

I3, Z605-607:

*B1: und außerdem, ich steh ganz einfach auf eine gute Architektur und das ist da, ja, das ist da gegeben*

I1, Z471-472:

*B1: Ich steh auf dieses Bauliche (I:Mhm) also das gefällt mir schon also so die großen Fenster, dieses Hinausschauen*

GA2, Z782-784:

*B1: aber auch oft sehr interessante Wohnungen, also wirklich, wie das Fest war, waren wir da unten, die geht über 3 Stöcke diese Wohnung, die ist wirklich schön.*

*I: Die ganz unten?*

*B1: Ja...hat drei Ebenen.*

### **Professionelle partizipative Planung**

Die individuell gestaltbaren Wohnungen basieren auf dem Konzept der sogenannten „Boxen“, die jeweils aus einem kleinen Nassraum, einer Küchenzeile und einem

zweigeschossigem Wohnraum bestehen und beliebig kombinierbar sind. Dieses Konzept des flexiblen Wohnens soll Teilen und Tauschen auf einer weiteren Ebene unterstützen: Wohnungen sollen den Lebensphasen und -situationen angepasst werden und leicht vergrößert und verkleinert oder auch getauscht werden können. Diese Praktiken des Tausches sind zwar nicht die Norm, kommen aber durchaus vor:

I2, Z40-45:

*B1: Ja, also ich bin ja seit ´96 in diesem Projekt und seit 2000 da herüben in der Sargfabrik. Der Grund war eigentlich ähh, ich habe mich dann scheiden lassen von meiner jetz Exfrau und ich wollte nichts hinterlassen und dann ist das fertig geworden, also es hat sich zeitlich ganz gut ergeben und ich bin dann da herüben eingezogen. Meine Frau ist dann anderthalb Jahre später auch herübergezogen, meine Exfrau, und hat mit einer anderen Frau getauscht, die eine größere Wohnung wollte und ja...*

Innerhalb des „Boxen-Konzeptes“ waren aber bereits in der Bauphase individuelle Adaptierungen möglich, wie im folgenden Interviewauszug erklärt wird:

I3, Z225-234:

*B1: und ja nachdem ist dann auch gebaut worden man hat in der Bauphase. äh mitreden können es hat sich einer aus dem Kollektiv EINE besser gesagt aus dem Kollektiv. mit jedem zusammengesetzt und von dem Rohplan ah fest besprochen was jeder möchte (I: ja) .. innerhalb von der Boxform (I:hmm) ah Box kommt davon na also wir reden intern von Wohnungen als Boxen (I: ja). äh weil drüben es so ist das.. äh in einem langgestreckten Bauteil so nebeneinander (Zeigt dabei auf den Tisch die Form an) die (I: die//) Wohneinheiten liegen und der Architekt hat damit gesagt das ist so wie Schuhschachteln, (I: hmm) stellt euch vor fünfzehn Schuhschachteln nebeneinander (I lacht) aus der Schuhschachtel ist dann Box geworden*

Neben einer partizipativen Herangehensweise in der Planungs- und Bauphase wird aber auch durchaus davon berichtet, dass die Architekten sich teilweise über große Mehrheiten der BewohnerInnen hinweg gesetzt hätten. Auch wenn dies damals zu Konflikten führte, sind die BewohnerInnen den Architekten jetzt im Nachhinein durchwegs dankbar für deren Radikalität und loben die aufgrund der speziellen Anforderungen eines Cohousings nicht leichte Planung der Wohnanlage:

I3, Z264-281:

*B1: in einer Einfamil// die in ein Eigentumswohngshaus einziehen ja. hät wär hätt sich der Architekt mit sowas wahrscheinlich nicht durchsetzen können (I: hmm). äh weil es nicht üblich ist (I:hmm) bei uns hat er gekämpft um Dinge, die ihm wichtig waren. (I: Ja). hat sich durchgesetzt und das hat sich eigentlich nichts von dem von den wirklich kreativen Dingen als Fehler erwiesen (I: hmm) und dafür das es ein großes. ein ein ein großes Projekt war mit drüben 67 Boxen (I: hmm). und all dem fast all dem was ich dir hier jetzt geschildert hab ja (I: ja). an an Gemeinschaftss// Lokal, Theatersaal, Seminarräume, Kindergarten (B haut sehr leicht bei der Aufzählung bei jedem Punkt auf den Tisch) ja. es war nicht das Einfachste es (I: ja, das glaub ich) war viel komplexer natürlich*

als so ein Zinshaus wie da drüben (I: ja, definitiv) mit ganz normalen (I:ja) Gängen, Wohnungen, drei Stockwerken (I: ja) und dafür hat es eigentlich nur drei Sachen und zwar eher Kleinigkeiten gegeben die net wirklich perfekt waren (I: hmhm) wobei ich sag auf die Projektgröße und gemessen an der Anzahl von Einzentscheidungen die (I: ja) man da treffen muss (I: ja) ja sind die drei Dinge sozusagen lässliche Sünden weil irgendwo äh irgendwo gibt es dann halt was wo es nicht 100% ist. ja aber in Summe großes Lob an die Leute (I:Hmhm .

### Lage als Erfolgsfaktor

Ein wichtiger Faktor in Bezug auf die Infrastruktur der sharing-Einrichtungen ist auch deren Lage innerhalb der Wohnanlage. Während der Fahrradraum ein Beispiel für eine nicht gut gewählte Lage darstellt, die dazu geführt hat, dass auch die sharing-Praktik nicht in geplanter Weise praktiziert und eine Änderung der Funktion des Raumes überlegt wird, stellt die Waschküche ein Beispiel dar, wie sich die Lage positiv auf das sharing auswirkt:

G1, Z180-184:

B1: Also wir würden den Fahrradraum nicht mehr im Keller machen also das war einfach ein Blödsinn, weil der Lift relativ klein ist. Das heißt, es ist einfach nicht angenehm die Fahrräder hinauf und hinunter zu bringen. (I:Mhm) und wir überlegen eh oben eine Fahrradgarage zu errichten, eine richtige Fahrradgarage und aus dem Fahrradraum eine Fahrradwerkstatt zu machen. Das sind sozusagen die Räder, die nicht ständig in Betrieb sind, weil oben stehen ja eh genug herum

GA1, Z114-115 + I1, Z232-235:

B1: Die Waschküche ist bei uns auch sozusagen im Zentrum und nicht sehr randständig, weil auch irgendwie ein Ort der Begegnung [...] also wir sagen unser wunderbarer Waschsalon, ist auch ein bisschen ein Begegnungszentrum (I: mhm) nicht nur so ein Pflichtort, sondern auch ein Begegnungsort.. Bassena.

### Kommunikationsmittel

Während es im Bereich des formellen sharings, das Räume und Gegenstände betrifft, die im Gemeinschaftsbesitz sind, klar ist, dass die Ebene der Infrastruktur vorhanden ist und durch die Interviewauszüge auch deutlich wurde, dass sie großen Einfluss auf die sharing-Praktiken ausübt, ist im Bereich des informellen sharings die materielle Ebene deutlich weniger sichtbar. Dennoch ist sie gegeben und kristallisiert sich z.B. im Kommunikationsmedium. Innerhalb der Sargfabrik wird insbesondere für das informelle sharing auf eine mailing-list (yahoo-group, „VIL-Liste“ genannt) zurückgegriffen, auf welcher alle erwachsenen BewohnerInnen registriert sind. Dieses tool scheint für alle „einfach“ (I1, Z183) handhabbar und daher für den Zweck geeignet. Dass diese Mailingliste eine wichtige Bedeutung für das Funktionieren - zumindest des informellen - sharings einnimmt, zeigt folgende Interviewpassage, in welcher die guten Erfahrungen mit sharing direkt mit der Mailingliste verbunden werden:

GD, Z37-43:

M: wir haben gute Erfahrungen gemacht mit Teilen, wir sind untereinander verbunden mit einer VIL-Liste, also Verein für integrative Lebensgestaltung, mit einer Liste, also das heißt,

wir haben alle unsere e-mails drinnen, also wenn ich ein e-mail an diese Liste schreib, empfangen sie alle Bewohner, die da... ich glaub 100 oder 120 sind, also wenn ich was brauch, dann stell ich das rein und es hat bisher immer noch geklappt, dass am nächsten Tag eine Lösung dafür da war.

Allerdings wird dieses Kommunikationsmedium auch für die Austragung von Konflikten genutzt und erweist sich für diesen Zweck als nicht passend.

### Die richtige Größe für sharing

„Einfach“ finden BewohnerInnen der Sargfabrik das informelle sharing außerdem aber auch aufgrund der Größe der Sargfabrik bzw. der Anzahl der BewohnerInnen.

I3, Z562:

B1: weil das lesen halt 200 Leute und und da findet sich eh so für fast alles, was man so braucht...

Neben den Vorteilen die diese Gruppengröße für das informelle sharing bringt, wird sie aber auch als wesentlich dafür angesehen, dass die nötige Mitarbeit in einem Cohousing sichergestellt wird und dass dies ohne eine verpflichtende Mitarbeit möglich ist:

I2, Z53-63:

B1: es ist auch die Größe, die es ausmacht. Es ist natürlich bei einem... Hausprojekt einem... gemeinschaftlichen, wenn nur zwanzig Leute wohnen, ist es schwieriger, weil man dann halt sehr viel tun muss, dass das Projekt irgendwie am Leben bleibt und bei der Größe ist eigentlich die Identität von Leuten, die hier wohnen ähh unterschiedlich also ich lebe eher naja... zurückgezogener und bin nicht so involviert, bin nur partiell beteiligt, das kann sich natürlich wieder ändern wenn ich in Pension gehe und vielleicht dann später, dass ich mich mehr involviere und das ist natürlich bei einer Menge an Leuten, wenn man über 100 hinaufgeht, ist das natürlich möglich, bei kleineren Projekten nicht.

I2, Z416-419:

B1: und es ist auch natürlich alles einfacher, weil doch viel mehr Leute hier wohnen als in den kleinen Hausprojekten (I: Ja).. von denen es in Wien auch einige gibt, aber es war noch nicht so, dass irgendetwas getan werden musste und sich niemand gefunden hätte.

GA2, Z504-506:

I: Aber das ist so auch ok? Weil ich kenne Wohnprojekt, da ist das irgendwie verpflichtend mit...10 Stunden Arbeits...für die Gemeinschaft und so....Das regelt sich da mehr..?

B1: Du, das geht da aber auch wieder...„durch die, durch die relativ hohe Anzahl der Bewohner geht das relativ locker (I: Mhm)..es gibt natürlich immer so Sachen, wo jemanden suchen musst..

Auch Herr Bernhard erlebt diese Möglichkeit, sich freiwillig und je nach Bedürfnis einzubringen, sehr positiv und als wichtigen Faktor für seine Wohnqualität:

I2, Z255-261:

Es ist eigentlich ziemlich viel möglich hier und das ist auch gut so. Also es ist .. Also man kann sich hier ziemlich frei fühlen (I:

*mhhhm) Es gibt viele Leute, die gern etwas tun, wo sie auch ein Publikum brauchen, es gibt viel Leute, die gern auch Publikum sind, es hängt mit der Größe zusammen und ich glaube, dass es für die Leute in der Form so gut ist und sie es unterschiedlich nutzen diese Wohnform. Für mich ist es wirklich ein Ort, wo ich angenehm leben kann*

Als wichtigste Konsequenz der Gruppengröße wird allerdings das Ermöglichen unterschiedlich intensiver Beziehungen zwischen den BewohnerInnen erachtet. Dies wird sehr geschätzt, da es sich den BewohnerInnen nach positiv auf die Resilienz der Gemeinschaft auswirkt und Konflikte oder Antipathien zwischen BewohnerInnen dadurch an Wichtigkeit verlieren würden:

*I1, Z441-451:*

*B1: Ja, aber was ich hier halt so schätze ist die Größe also das muss ich einfach sagen, dass ich mich lieber sagen wir lieber auf eine gewisse oberflächliche Weise mit 150 Leuten auseinandersetze als mit zwanzig Leuten total intensiv und das muss dann passen und wenn du zu 20 bist und du verstehst dich mit jemandem nicht, dann muss es furchtbar sein und hier ist es völlig wurscht. Du magst Leute von sehr gerne, gerne, neutral und ein paar Leute magst du vielleicht nicht so, aber es ist wurscht, du hast immer noch genug Leute, mit denen du gerne etwas gemeinsam machst (I: mhhmm) also da habe ich einfach das große Glück gehabt, in etwas Großes ziehen zu können,*

*I2, Z469-477:*

*B1: Für mein Verhältnis zu den Menschen: Sehr unterschiedlich auch: Es gibt Leute, mit denen ich mehr zu tun habe und Leute, mit denen ich weniger zu tun habe. Ja es ist auf jeden Fall eine freundschaftliches Verhältnis.... (I: mhhm) Ja es ist es gibt Leute, mit denen habe ich gar nicht zu tun oder sowie halt die sind halt bekannt, die ich halt manchmal sehe oder so aber mit denen ich mehr zu tun habe je nachdem wie nahe sie wohnen natürlich auch und das kann man gar nicht so allgemein beschreiben, außer dass es sehr unterschiedlich ist, was auch ein Vorteil ist, weil man muss auch nicht jeden kennen. Das ganze Projekt funktioniert trotzdem, das ist bei kleinen Projekten oft die Schwierigkeit, da verstreiten sich zwei nicht und da ist das ganze Projekt gefährdet. Das ist da nicht unbedingt.*

Oft umschrieben wird die Sargfabrik aufgrund ihrer Größe und Lage als „Dorf in der Stadt“, das auch vielfältige Charakteristika eines Dorfes mit sich bringe: Der für kleine räumliche Einheiten wie Dörfer übliche „Tratsch“ (I1, Z577-580), die relativ homogene Gruppe (I2, Z186-187), die weit verbreitete Bereitschaft zur „Alltagshilfe“ (I4, Z266-271), intensive Beziehungen zwischen den Kindern (I2, Z31-35) aber auch ein recht hohes Ausmaß an sozialer Kontrolle (I2, Z98) erinnern die BewohnerInnen an ein dörfliches Leben. Einige dieser Charakteristika werden nicht sehr geschätzt wohl aber akzeptiert, während andere wiederum sehr geschätzt werden. Herr Bernhard meint z.B. dass ihm die soziale Kontrolle egal sei, das „Aufwachsen der Kinder“ im Rudel für ihn aber so wichtig ist, dass dies den Grund darstellte in die Sargfabrik zu ziehen. Für das Zurechtkommen mit den weniger positiven Aspekten des Lebens in einem „Dorf“ oder einer Gemeinschaft der Größe wie der Sargfabrik sehen viele BewohnerInnen frühere Erfahrungen

in Gemeinschaften bzw. das Aufwachsen in einem Dorf als förderlich an:

*I2, Z98-102 + Z31-35:*

*Jeder kennt jeden und die soziale Kontrolle ist sehr groß natürlich. Aber das ist mir eigentlich egal. Ich kenne das von dort, wo ich aufgewachsen bin und da wird über einen geredet und es gibt immer irgendwelche Phantasien und man hat immer mit einem mehr Kontakt und mit einem weniger, das ist normal [...] das ist so ein Dorf in der Stadt und ich komme aus einem kleinen Dorf ursprünglich. (I: ja)....und es ist ein bisschen so ähnlich wie es bei mir war halt. Man wächst halt als Kind so im Rudel auf. (I: ja)... Und es ist in der Stadt eine gute Alternative sozusagen und das Kind war der Hauptgrund eigentlich, dass ich in das Projekt eingezogen bin.*

Das „Dorf“ zu erweitern, also neben der Miss Sargfabrik das Cohousing noch weiter auszubauen, stellt eine ständige Diskussion in der Sargfabrik dar. Herr Ivo outet sich allerdings als Gegner dieses Vorhabens, da er meint, dass dadurch die „richtige Größe“ überschritten werde:

*I5, Z632-639:*

*B1: Aber zu groß ist auch dann schlecht, meiner Meinung nach. Also ich bin nicht ein großer Anhänger von so riesigen Expandierplänen, wo das dann die Logistik auch so kompliziert ist, also es halt das schon so, das zweite Haus, das ist einfach, es ist super, dass es es gibt, ja. Und es sind auch Superleute dort, aber es ist einfach schon ein bisschen ein Unterschied zu jetzt zu der Ursprungssargfabrik, es hat sich schon ein bisschen verändert. Darum bin ich auch dagegen, dass wir uns noch vergrößern, also ist meine Meinung. Es gibt viele, die sagen nein wir sind so toll und wir müssen uns vergrößern aber...*

### **Spezifische sharing-Architektur**

Im Folgenden soll durch die Auswertung von Bildmaterial noch näher auf architektonische Aspekte der Gemeinschaftsräume eingegangen werden, um stärker die materielle Ebene der sozialen Praktiken erfassen zu können.

#### Fallbeispiel Waschküche

Die Waschküche ist unter den BewohnerInnen der Sargfabrik sehr beliebt wie die Bezeichnung „wunderbarer Waschaloon“ (I1, Z233) zeigt. Am Raum fällt zunächst auf, dass die Wand gegenüber den Waschmaschinen durchgängig durch eine Glasfront ersetzt wurde und die Waschküche dadurch von den Erschließungsgängen zu den Wohnungen komplett einsehbar ist. Dies und die zentrale Lage im ersten Stock neben dem Lift wurden bewusst gewählt, um die Waschküche als „Bassena“ (I1, Z234), als Begegnungsort zu institutionalisieren. Durch die Glasfront und die sonnige Lage ist die Waschküche weiters ein sehr heller Raum, der eine freundliche und einladende Atmosphäre ausstrahlt. Verstärkt wird dieser Eindruck durch die helle Einrichtung (weiße Wände, blaue Fliesen). Diese Effekte wurden von den Architekten dezidiert intendiert, wie auf ihrer Homepage nachzulesen ist:

*„Dieser Gemeinschaftsraum befindet sich nicht wie üblich im Keller sondern mitten im Haus und ist damit für alle Bewohner auf kurzem Weg erreichbar und durch die Lage quasi mit einem Wohnambiente vergleichbar.“ (BKK3, 2014)*

Auf dem Foto erkennbar ist weiters die Nutzungsregelung: Man soll seine Wäsche in die Waschmaschine oder den Trockner geben und gleich sein Wäscheschaff dazustellen,

sodass der oder die nächste NutzerIn nach Beendigung des Wasch- oder Trockengangs die Wäsche gleich rausnehmen kann und es zu keinen Stockungen kommt.



Abbildung 17: Waschküche Sargfabrik (eigene Aufnahme)

Fallbeispiel Gemeinschaftsküche:

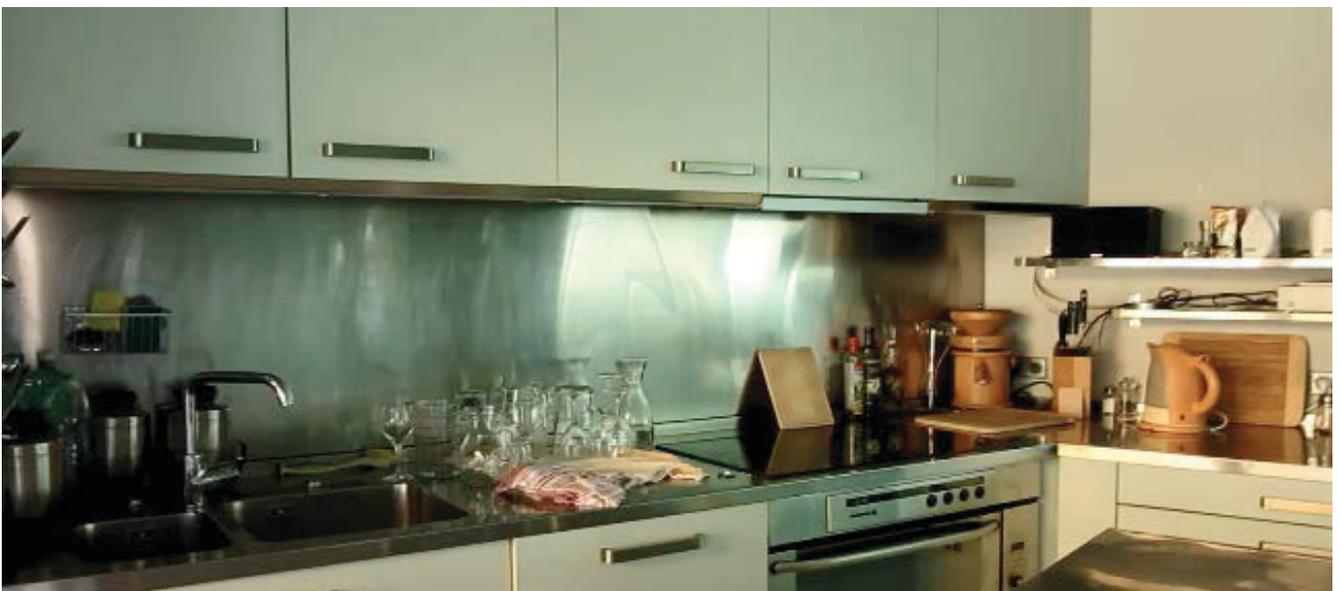


Abbildung 18: Gemeinschaftsküche Sargfabrik (eigene Aufnahme)



Abbildung 19: Kühlschrank der Gemeinschaftsküche in der Sargfabrik (eigene Aufnahme)

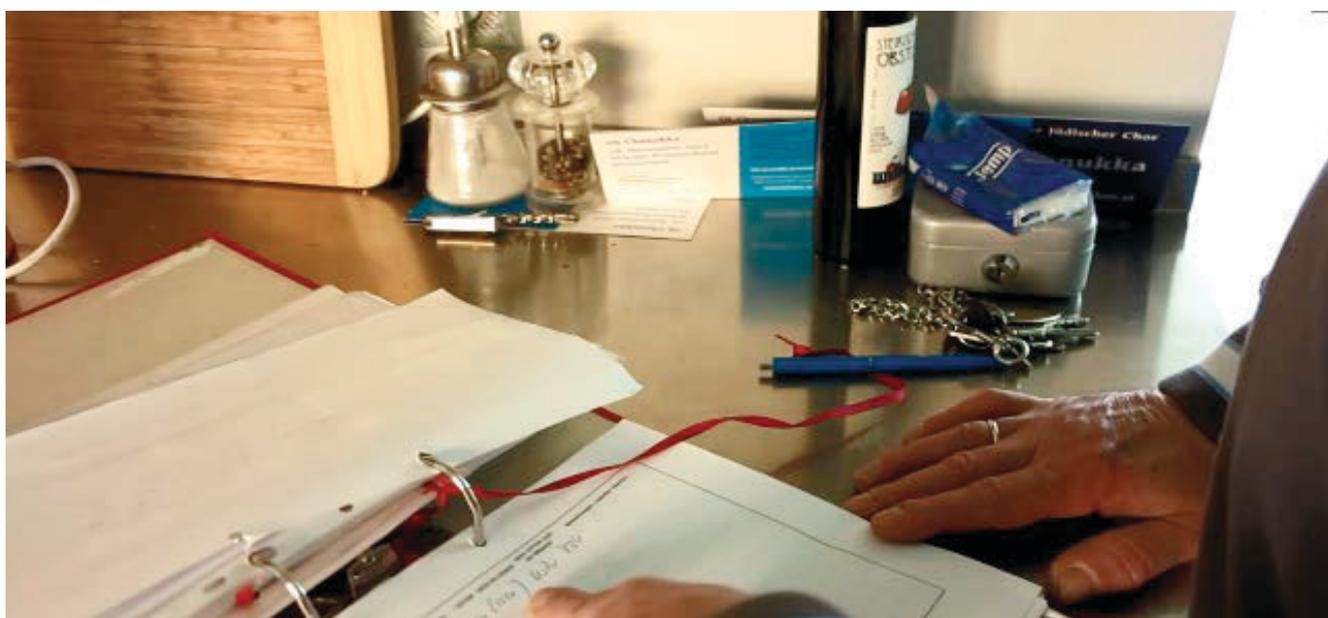


Abbildung 20: Entlehnliste Gemeinschaftsküche Sargfabrik (eigene Aufnahme)

Diese Fotos zeigen Detailaufnahmen aus der Gemeinschaftsküche. Die Küche ist ein ausgesprochen heller Raum, da drei Wände durch Glasfronten ersetzt wurden: Die Außenwand, die Wand zum Erschließungsgang sowie die Wand, die die Küche von der Bibliothek trennt (siehe nächstes Foto). Die Küche wirkt dadurch eigentlich gar nicht abgeschlossen, da man gewissermaßen durch sie durchblicken kann und sei es von der Straße als auch vom sargfabriksinternen Erschließungsgang kompletten Einblick in die Küche hat. Dadurch wirkt sie auf jeden Fall transparent, sehr offen und hell. Die helle Atmosphäre wird durch die weiße Einrichtung verstärkt. Die Ausstattung der Küche ist vielfältig und wird als „Gourmetausstattung“ (I3, Z402) bezeichnet. Die Küche und selbst der Kühlschrank erweisen sich als sehr aufgeräumt. Auffallend sind weiters

gleich eine Reihe von Hinweiszetteln, wie jener auf dem Gefrierfach, der auf dem zweiten Foto ansatzweise erkennbar ist (weitere befinden sich auf der Eingangstür, auf dem Kühlschrank, auf dem Gefrierfach, auf Schubladen usw.). Das dritte Foto zeigt die zentral in der Küche aufliegende Mappe, welche die Entlehnliste, den Vormerkkalender, Fotos von Veranstaltungen usw. enthält.

#### Fallbeispiel Ensemble der Gemeinschaftsräume

Dieses Bild, das aus der Bibliothek aufgenommen wurde<sup>8</sup>, zeigt das Ensemble aus Bibliothek, Waschküche und Gemeinschaftsküche. All diese Gemeinschaftsräume sind nur durch Glasscheiben getrennt. Die Architekten beschreiben das Raumkonzept folgendermaßen:

<sup>8</sup> Aufgenommen von Kaner Davis und veröffentlicht auf <http://www.flickr.com/photos/49381684@Noo/385927580/in/photostream/>.

„Der Raum entwickelt sich über zwei Ebenen die durch eine steile Rampe verbunden werden - einer teilweise begehbaren BERGSKULPTUR die aus den Positiv- und Negativformen fließende, geknickte Räume entstehen lässt Wir haben versucht die Einblicke zwischen den Nutzungen zu generieren (Stichwort Synergie: z.B. Buch lesen bis die Wäsche fertig ist - oder Kinder spielen im Leseraum während man kocht- Cafepause bei den Teleworkern) und doch mit schallschluckenden Verglasungen soweit wie möglich Funktionen abzutrennen.“ (BKK3, 2014)



Abbildung 21: Gemeinschaftsküche und Waschküche Miss Sargfabrik (Kaner Davis 2007)

#### Fallbeispiel Werkstatt

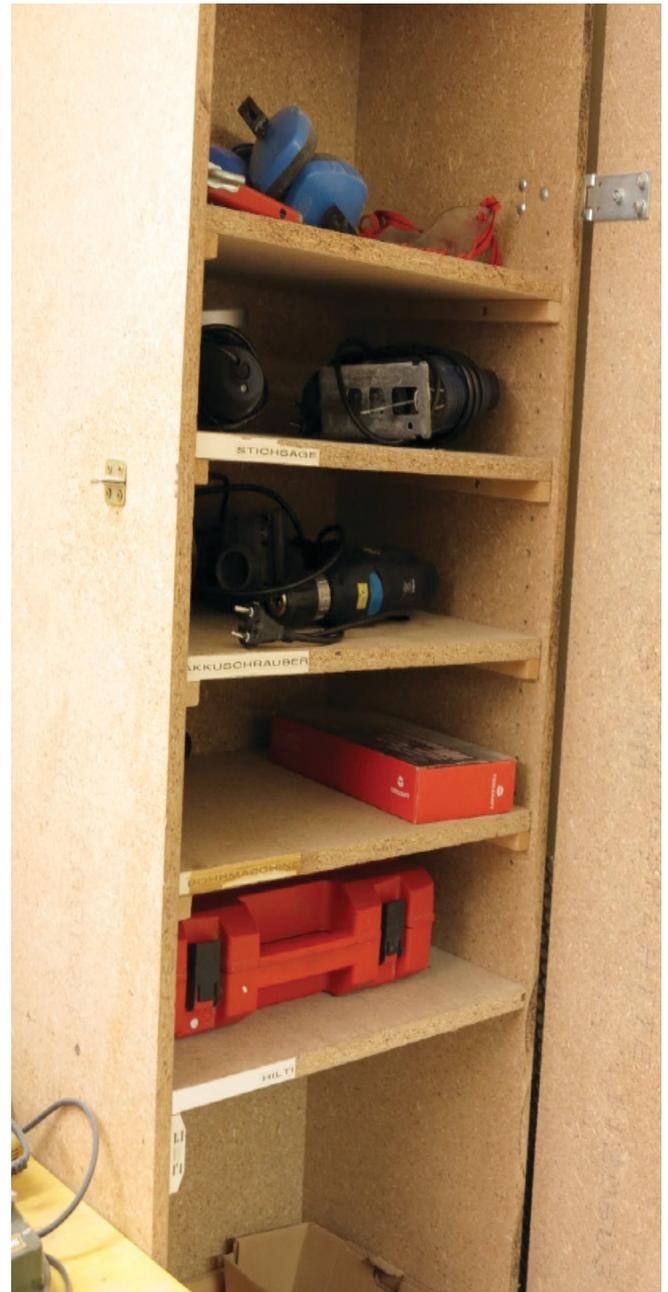


Abbildung 22: Werkzeugkasten Gemeinschaftswerkstatt Sargfabrik (eigene Aufnahme)

Diese Aufnahmen stammen aus der Gemeinschaftswerkstatt. Der Raum befindet sich in nicht sehr zentraler Lage im Keller und ist, wie für Kellerräume üblich, dunkel (nur ein kleines Fenster). Der Raum wirkt größtenteils aufgeräumt, eine Benutzungsordnung ist allerdings nicht sichtbar. Auch anderweitige Hinweiszettel sind nur sehr limitiert vorhanden und beschränken sich auf Beschriftungen. So ist der Werkzeugkasten beispielsweise mit „Werkzeugkasten“ beschriftet und die Fächer darin mit den Namen der dorthin gehörenden Werkzeuge. Die Atmosphäre wirkt insgesamt nicht sehr einladend und durch die massive Stahltür zur Werkstatt verliert sie gänzlich den offenen, leichten und transparenten Charakter, der die meisten anderen Gemeinschaftsräume auszeichnet.



Abbildung 23: Gemeinschaftswerkstatt Sargfabrik (eigene Aufnahme)

#### Fallbeispiel Dachgarten



Abbildungen 24 + 25: Dachgarten Sargfabrik (eigene Aufnahmen)

Die vorhergehenden beiden Fotos zeigen den Dachgarten inklusive der „halbprivatisierten“ Beete. Der Dachgarten wird als ein „Highlight“ der Sargfabrik angesehen und mit Beschreibungen wie „was Spezielles“ (GA2, Z339) und „üppig“ (GA1, Z53) verbunden. Die empfundene Üppigkeit bezieht sich hauptsächlich auf die Früchte der Obstbäume und die Beete. Insgesamt wirkt der Dachgarten sehr einladend und bietet neben Raum zur Selbstentfaltung

(Steingarten, der hauptsächlich von einer Bewohnerin gepflegt wird und „halbprivatisierte“ Beete) auch genügend freien Raum für größere Veranstaltungen. Auffallend und bezeichnend für die Sargfabrik ist der weitreichende Einblick in die Wohnungen, der vom Dachgarten sowie auch von den Erschließungsgängen durch die großen durchgängigen Fensterfronten, ermöglicht wird.

## 6.3 ENTSTEHUNG UND WANDEL VON SHARING-PRAKTIKEN

Auch wenn der Fokus der Interviews nicht auf dem Wandel von Praktiken lag, so wurde doch immer wieder von Phasen berichtet, in welchen ein Wandel hin zu Praktiken des sharings durchaus bewusst erlebt wurde. Diese Phasen des Wandels hatten unterschiedlichen Charakter, insofern sie sowohl als richtiggehende „Umlern“-Phasen, die eine mühsame Erarbeitung der neuen Praktik beinhalten, als auch als leicht und zu einem Großteil automatisch passierend wahrgenommen wurden. In jedem Fall sind aber frühere Erfahrungen sehr einflussreich auf den Prozess des Wandels einer Praktik.

### 6.3.1 Praktiken wollen gelernt sein

Frau Christine beschreibt die Umstellung von der Praktik des Wäschewaschens mit der privaten Waschmaschine auf jene des Wäschewaschens in der gemeinschaftlichen Waschküche selbst als Prozess des „Lernens“. Die neu angeeignete Praktik des Wäschewaschens in der Waschküche konnte sie sich aufgrund vorheriger negativer Erfahrungen nicht einmal vorstellen, weshalb sie sich auch nicht sofort mit Einzug in die Sargfabrik auf die neue Praktik einlassen konnte, sondern zunächst die alte Maschine beibehielt und die private Waschmaschine entgegen den Plänen der Architekten der Sargfabrik behielt.

GA1, Z151-156:

*B: Und ich hab da noch meine eigene Waschmaschine, weil als ich eingezogen bin, habe ich mir das nicht so vorstellen können, dass man - also eine Waschmaschine, eine Waschküche war für mich immer ein Graus ja, und das habe ich auch erst irgendwie lernen müssen, dass man eine Waschküche angenehm benutzen kann. Aber sie steht halt noch da. So wenn ich Wäsche färbe, das ist oben glaube ich nicht erwünscht, dann mach ich das hier.*

Später äußert sich Frau Christine noch zum Grund, warum es für sie nicht so einfach war, diese Praktik zu ändern und erörtert frühere negative Erfahrungen mit der Praktik des Wäschewaschens in einer Waschküche. Diese negativen Erfahrungen werden als „streng reglementiert“, kompliziert im Ablauf, unflexibel und „nicht angenehm“ beschrieben. Im Gegensatz dazu empfindet sie nun das Sharen der Waschmaschinen „angenehm“ und „unkompliziert“. Die früheren Erfahrungen von Frau Christine mit dem Waschen in der Waschküche unterscheiden sich von jenen in der Sargfabrik insofern als es andere Regeln und Vereinbarungen zu den Vorgangsweisen (know-that und know-what)

gibt, wie z.B. dass man nicht unbedingt selbst die eigene Wäsche aus der Waschmaschine geben muss, sondern dass das eventuell auch jemand anders erledigt. Diese veränderten Regelungen haben schließlich auch zu den oben erwähnten Bedeutungsverschiebungen von „unangenehm“ und „streng“ zu „angenehm“ und „unkompliziert“ geführt. Dadurch dass diese Elemente der Praktik verändert sind, wird sie nun auch von Frau Christine angenommen und ausgeführt.

I1, Z209-223:

*B1: Naja, ich bin aus einer ganz normalen Familie, Eigentumswohnung hierher gezogen und es gab in diesem Haus eine Waschküche und da war das relativ ähm streng reglementiert, da hast die die was weiß ich, den, also wenn du berufstätig bist, dann hast eh eher den Abend oder den Nachmittag oder das Wochenende gekriegt, aber da hast dann halt am Samstagvormittag in der Waschküche sein müssen, weil da hätte dir niemand die Wäsche rausgegeben und und am Ende hat das wieder so übergeben werden müssen, wie du es gehabt hast und vorher hast du zur Hausmeisterin gehen müssen und irgendwelche Gettons und wehe du hast vergessen oder sonst, also das war mir.., ich hab es benützt, wenn meine Waschmaschine kaputt war, aber ich hab es nicht angenehm gefunden und hab mir daher meine Waschmaschine hierher übersiedelt und das war, das war ziemlich unnötig den Platz, verstellt eigentlich den Platz, aber hin und wieder färb ich halt irgendwas (unnötiges), weil man es dann mit den anderen Sachen nicht mitwaschen kann, aber sie steht halt noch herum, wird sicher irgendwann mal wegkommen. Weil das bei uns halt unkompliziert ist,*

Für Frau Christine stellte nicht nur die Umstellung vom Waschen mit der privaten Waschmaschine auf das Waschen in der Wäscheküche einen Lernprozess dar, auch Praktiken der Körperpflege und des Essens änderten sich durch ähnliche Prozesse. Dass Frau Christine weder auf einen Wandel dieser Praktiken eingestellt war, noch sich darauf einstellen wollte, bezeugt die Infrastruktur, die auf die alten Praktiken zugeschnitten war: So konnte sie sich keine Loslösung von der Praktik des Badens in der privaten Badewanne vorstellen und ließ sich auf Sonderwunsch gegen den ursprünglichen Plänen der Architekten eine eigene Badewanne einbauen sowie eine „überdimensionierte“ Küche, da sie nicht annahm, dass sie in Zukunft viel seltener selbst kochen werde, sondern regelmäßig im „Beisl“ der Sargfabrik und sonst wo auswärts essen werde.

I1, Z473-482:

B1: *Ich habe mir allerdings nicht nur eine Dusche wie es vorgesehen war, ich hab auf Sonderwunsch mir auf eigene Kosten eine Badewanne errichten lassen, die ich ganz genau nie benütze, weil ich eh hinuntergehe ins Bad, aber ich habe mir das auch nicht so vorstellen können, wenn man da ... ich will einfach ungestört in der Badewanne liegen und tu es nie. Der Städter... ist schon [unverständlich] da drinnen, war schon blöd... hab mir halt auch einiges nicht so vorstellen können... oder die Küche überdimensioniert, weil ich halt aus einer Familienwohnung hierher gezogen bin und eh zweimal in der Woche da [im Beisl der Sargfabrik] essen geh, einmal irgendwo unterwegs bin und höchstens einmal selber koche, also das ist...*

Weiters ist es in der Sargfabrik üblich, dass die neu Eingezogenen „Paten“ an die Seite gestellt bekommen, die für allfällige Fragen zur Verfügung stehen und ihnen insbesondere die Nutzungsregeln der Gemeinschaftsflächen nahebringen sollen. Bevor man das Badehaus als „Badegeselle“ nutzen kann, gibt es außerdem eine weitere spezielle Einschulung, bei welcher die technischen Funktionen sowie auch die sozialen Verhaltensregeln erläutert werden (GA2, Z51-55). Dieses standardisierte und systematische „Einschulen“ und „Einführen“ deutet auch darauf hin, dass es Praktiken gibt, deren einzelne Elemente (vor allem praktisches Wissen) nicht als bekannt vorausgesetzt werden können und daher neuen PraktikerInnen erst „gelehrt“ werden müssen.

I1, Z319-322:

B1: *Wir haben eine Willkommensgruppe, das heißt, die Neuen werden quasi, die kriegen gleich einmal Paten an die Seite gestellt, die sie einmal durch das ganze Haus führen, ihnen alles erklären, ihnen ein bisschen die Nutzungsregeln nahebringen, ihnen helfen bei allen anstehenden Fragen, was am Anfang oft ist*

Besonders deutlich wird dies auch in den Fällen der Gemeinschaftsküche und insbesondere des Badehauses: Auf einem Hinweiszettel zur Nutzung der Gemeinschaftsküche wird eine „Einschulung“ (vgl.: Video go-along, Min. 10:02) angeboten und um „Badegeselle“ zu werden und somit das Badehaus in vollem Umfang selbständig nutzen zu können, muss gar eine Prüfung und ein Schwur geleistet werden (GA2, Z55-58).

Auch Robert Reithofer, Begründer der privaten carsharing-Plattform „carsharing24/7“ unterstrich in der Gruppendiskussion, dass sharing durchaus etwas sei, das aktiv gelernt werden müsse. Dadurch, dass es für viele Menschen eine neue Nutzungsweise sei, „müsse man sie an die Hand nehmen“ und ihnen idealerweise „know-that“ in der Form von expliziten Nutzungsregeln zur Verfügung stellen:

GD,

R: *Ein wesentlicher Punkt ist noch, warum eher davon abzuraten ist, dass die Leute sich das untereinander ausmachen ist, weil diese Teilmodelle so neu sind und noch kaum jemand damit Erfahrung hat, ja. Und du musst die Leute einfach an der Hand nehmen und ihnen erklären, was hast du davon, welches Risiko gehst du ein und wie machst du das, dass alle happy*

*sind, ja? Und am Anfang haben wir ihnen das alles erklärt und so weiter und dann im Endeffekt sind immer wieder Situationen aufgetaucht, wo man sagt, warum denken nicht die Leute dran, ja. Dann haben wir solche Checklisten entwickelt, ja dass die Leute wirklich quasi "aha, es gibt eine Versicherung", wo sie abhaken, ob derjenige jetzt eine Versicherung abgeschlossen hat, ja, also muss er einen Zettel daherbringen ja und*

### 6.3.2 Praktiken wollen erfahren werden

Im Gegensatz zu Frau Christine bedeutete für Herrn Bernhard der Einzug in die Sargfabrik und der Beginn der gemeinschaftlichen Nutzung von Räumen und Gegenständen „keine besondere Umstellung“:

I2, Z221-225:

B1: *Ich kann mich eigentlich gar nicht an eine Umstellungsphase erinnern, ich hab in allen möglichen Wohnformen gelebt in meinem Leben außer im Kloster und im Gefängnis und ich habe auch in Wohngemeinschaften gewohnt und so also.. eigentlich war es nicht wirklich in meinem Lebensstil nicht eine besondere Umstellung.*

Auch für Stefan war es „nicht so wirklich a ganzer großer Umstieg“ (I3, Z358). Verantwortlich für diese einfachen Umstellungsphasen machen beide Interviewpartner frühere Erfahrungen in diversen Wohnformen, die u.a. auch gemeinschaftlich waren. Auch Thomas bringt des Öfteren den „WG-Vergleich“ (I4, Z165) um zu verdeutlichen, dass das Leben in der Sargfabrik in vielen Aspekten (Aufgabenaufteilung und damit zusammenhängende Konflikte, Entscheidungsfindung usw.) jenem in einer Wohngemeinschaft ähnelt. Neben den Erfahrungen, die in Wohngemeinschaften gesammelt wurden und sich positiv auf das Umstellen der Praktiken hin zu mehr gemeinschaftlicher Nutzung auswirken, wird auch das Aufwachsen in einer dörflichen Gemeinschaft als förderlich für das Einleben in die Sargfabrik dargestellt:

I2, Z30-32:

B1: *[...] ich habe mir gedacht, das ist so ein Dorf in der Stadt und ich komme aus einem kleinen Dorf ursprünglich. (I: ja).... und es ist ein bisschen so ähnlich wie es bei mir war halt.*

Die Parallelen hier beziehen sich hauptsächlich auf soziale Dynamiken wie keine Anonymität, nahes Zusammenleben, soziale Kontrolle, „Dorfratsch“ usw. stehen aber mit sharing-Praktiken insofern in Verbindung als für gewisse Arten des sharings (besonders das informelle) diese Nähe Voraussetzung ist.

Während das Leben in Wohngemeinschaften sowie in dörflichen Strukturen also von einigen Interviewpartnern als positive Erfahrungen, die das Einleben in die Sargfabrik erleichtern gewertet werden, können gerade gemeinschaftliche Wohnformen und sharing-Initiativen (siehe erste Waschküche im Fall von Frau Christine) auch negative Erfahrungen hinterlassen, die einen neuerlichen Versuch, Räume und Gegenstände zu teilen behindern:

I1, Z418-424:

B1: und andere sagen: "nein ich hab schon nicht gerne in einer Wohngemeinschaft gewohnt und ich will das nicht", also das gibt es schon dann, ja weil ich habe Freunde, die haben in der Mühlkommune am Friedrichshof äh gewohnt, die sind für jegliche gemeinschaftliche Wohnform fürs Leben glaube ich verloren, (I:Mhm). Die haben schreckliche Erfahrungen gemacht, mhmm die wollen das nicht

Ein Interviewpartner berichtete weiters von seiner Arbeit als Sozialarbeiter, bei welcher er auch viel mit geteilten Ressourcen zu tun hat. Negative Erfahrungen (Diebstahl, Missbrauch und Beschädigung der Gemeinschaftsgüter) in diesem Kontext hätten bei ihm die Sensibilität erhöht.

I2, Z252-254:

B1: Das ist für mich, ich hab einfach diese, vielleicht habe ich deshalb diese Erfahrung durch meine Arbeit, wo in gewissem Sinne in so einem Heim oder Haus ist ja auch viel sharing dabei.

Da er aber durchaus viel sharing in der Sargfabrik praktiziert, kann man nicht davon sprechen, dass die negativen Erfahrungen in einem Kontext sich auf die generelle Einstellung zu sharing auswirken. Meinem Eindruck nach haben die unterschiedlichen Erfahrungen mit sharing höchstens die Auswirkung gehabt, dass er mehr über die diversen Praktiken und die Gründe des Scheiterns oder Erfolgs reflektiert.

Weiters kann beobachtet werden, dass die BewohnerInnen auch außerhalb der Sargfabrik Räume oder Gegenstände gemeinschaftlich nutzen und in ihren Berichten und Überlegungen diese Berichte durchaus in Zusammenhang bringen. Neben der oft genannten Nutzung der öffentlichen Bibliotheken (vgl.: GD, Z1070) nennt Herr Ivo das Teilen des elterlichen Hauses mit den Geschwistern und bezeichnet dies als gleichen Luxus wie das Badehaus (I5, Z39-41). Frau Mercedes nennt die Nutzung der Plattform „Intervac“ ([www.intervac.at](http://www.intervac.at)), über welche Häuser und Wohnungen für Urlaubszwecke getauscht werden können und überträgt die Funktionsweise dieser sharing-Praktik auf carsharing (vgl.: GD, Z369-379). Dies lässt die Vermutung zu, dass sharing-Praktiken durchaus einander beeinflussen und sich einzelne Elemente von einer sharing-Praktik auf eine andere übertragen können.

Interessant zu beobachten ist auch das Zusammenspiel von „Zufall“ und Rahmenbedingungen. Einige sharing-Praktiken entstanden auch dadurch, dass zufällige Ereignisse bzw. einmalige Bedürfnisse auftraten, für welche dann durch bestehende günstige Rahmenbedingungen sharing-Lösungen gefunden werden konnten. So entstanden aus einem zufällig in der Sargfabrik aufgetauchten Huhn die Gemeinschaftshühner, für welche es Absprachen in der Pflege gibt und die Tatsache, dass eine Gemeinschaftsküche vorhanden und bereits Erfahrungen im gemeinschaftlichen Kochen bestehen, sorgte dafür, dass ein Bewohner von andern BewohnerInnen als Koch für eine Feier in der Küche engagiert wurde:

GA2, Z645-650:

B1: Eben auch für Freitag Kochen und ja, ich hab auch schon gekocht...mich hat mal wer engagiert vom Haus, dass ich für seine...die haben...äh was haben die gefeiert? Irgendwas Maturafeier oder so..da ist die ganze Familie gekommen um die 30 Leute und da hab ich dann..haben sie mir gesagt ich soll was kochen..

GA1, Z172:

B1: der auch das erste Huhn gekauft hat. Das war Zufall, das war nicht Absicht, sondern das Huhn das gab es einfach, wir haben dann ein zweites dazukaufte,

Im Gegensatz zu den praktischen Erfahrungen, die sich als sehr einflussreich auf spätere sharing-Praktiken bzw. die Offenheit für diese, erweisen, scheinen theoretische Überlegungen weit weniger Einfluss zu haben bzw. den Wandel von Praktiken nicht sehr erfolgreich vorantreiben zu können:

I5, Z104-106:

B1: Ja klar, war das schon in Diskussion, aber so, dass eben irgendwie so Nägel mit Köpfen gemacht worden sind, ist noch nicht gewesen.

### 6.3.3 Treiber des Wandels zu sharing-Praktiken

Als Motive oder Treiber sharing zu praktizieren werden durchaus auch finanzielle Gründe genannt. Insbesondere zwei Interviewpartner stellen den finanziellen Aspekt in den Vordergrund und meinen, dass sich sharing „automatisch“ anbietet, wenn man mit einem gewissen Budget haushalten muss.

I5, Z509-518:

B1: Nnnn- ohhh Anfang - also für mich ist jetzt der Anfang, vielleicht nicht der Anfang aber, für mich ist erstens einmal, was ein ganz wichtiger Aspekt ist, ist der finanzielle Aspekt.

I: Aha

B1: Also, wenn ich nur relativ wenig Geld hab, dann muss ich mir einfach, mir über so was Gedanken machen. Entweder Verzicht, oder wenn ich einen gewissen Standard - Lebensstandard erhalten will, einfach solche Sachen, wie z.B. das mit - Urlaub kann man so machen oder so machen - also ich kann dieses Intervac in Anspruch nehmen oder ich kann mir eine Luxusreise übers Reisebüro buchen, die das Fünffache kostet. Also, wenn du mit deinem gewissen Geld noch auskommen sollst, kommst du automatisch auf solche Gedanken.

Das Haushalten „müssen“ ist jedoch etwas zu relativieren, da durch die bekannten Informationen eher davon auszugehen ist, dass die Interviewpartner einigermaßen freiwillig mit einem knapperen Budget auskommen „müssen“ (Erwerbsbeschäftigung nur Halbzeit). Es könnte sich daher eher generell um einen postmaterialistischen Lebensstil handeln, welcher weniger Einkommen gegenüber mehr Freizeit bevorzugt. Sharing und das Wohnen im Cohousing werden als wichtige Instrumente gesehen, um einen „gewissen Lebensstandard“ mit diesem Lebensstil vereinbaren zu können (vgl.: I2, 75). Sollte der Trend gesamtgesellschaftlich dahingehen, dass die Bevölkerung

tatsächlich mit weniger Einkommen auskommen muss, so schätzt Herr Bernhard ein, könnte dieser ein wirklicher Treiber für sharing sein:

*I2, Z503-505:*

*B1: Oder [schmunzelt] man muss halt verarmen, dann wird es wieder interessant!*

*I: Ja spannend...ja, ich weiß auch nicht, wie da die Dynamik ist, ob es wirklich den Leuten schlechter gehen muss, dass solche Sachen wieder interessanter werden..*

Auch Cohousing generell wird also wie sharing durchaus bewusst als Möglichkeit der Kosteneinsparung wahrgenommen, wie mehrfach betont wird (vgl.: I3, Z44; I3, Z557):

*I2, Z79-82:*

*B1: Es ist eine Form des Lebens, wie.. es eigentlich ... jetzt find ich bei den hohen Kosten, die man zum Wohnen braucht und so auch eine günstige Alternative ist.*

Des Öfteren implizit und in folgenden Textstellen auch explizit wird allerdings darauf verwiesen, dass sharing und die damit zusammenhängenden Einsparungspotentiale zwar geschätzt werden, jedoch der wahre Treiber „anzufangen“ bzw. in diesem Fall in die Sargfabrik einzuziehen sozialer Natur ist (I3, Z45-47; I4, Z273-275):

*I4, Z34-41:*

*B1: Dass die Sargfabrik ein ganz, ein ganz netter Ort ist. Wo's Leute gibt mit denen man sich ganz gut versteht und die auf einer Wellenlänge sind.*

*I: Gings weniger um den Aspekt von dem gemeinschaftlichen Nutzen als um dieses mit den Leuten zusammen wohnen?*

*B1: Es ging mir eigentlich um das zusammenwohnen. (I:Ok)  
Ja genau, aber ich hab schon gewusst, dass natürlich diese gemeinschaftlichen Einrichtungen gibt*

# 7 Zusammenfassung der Ergebnisse

Dieses Kapitel fasst die zentralen Ergebnisse der Auswertung der in den Cohousings Sargfabrik und B.R.O.T Kalksburg gewonnenen Daten zusammen. Während im vorangegangenen Kapitel der Fokus auf eine genaue Auswertung mit zahlreichen Text- und Fotobelegen lag, werden hier die

Ergebnisse überblicksartig und mit nur sporadisch eingefügten Zitaten dargestellt. Die Struktur dieses Kapitels wiederholt jene des vorangegangenen und die Zusammenfassung beginnt ebenfalls mit einem Überblick zu den sharing-Einrichtungen der Sargfabrik.

## 7.1 SHARING IN DER SARGFABRIK: EINE QUALITATIVE BESCHREIBUNG

	Nutzungsgrad	Funktionsweise	Eigentumsverhältnis	Bewertung	Zuständigkeit
<b>Gemeinschaftsräume und -flächen</b>					
Waschküchen	sehr oft, wird „natürlich“ genutzt	Kalender	gemeinschaftlich	sehr positiv	/
Gemeinschaftsküche (inkl. Inventar)	sehr oft	Kalender + Liste für Gegenstände	gemeinschaftlich	größtenteils positiv	AG Küche
Dachgarten (inkl. Beete)	sehr oft	Freie Nutzung bzw. Ankündigung im Lift	gemeinschaftlich	sehr positiv	AG Küche
Bibliothek (Bücher, DVDs, PCs)	mittelmäßig, hauptsächlich Kinder	Immer zugänglich	gemeinschaftlich	mittelmäßig	AG Bibliothek
Werkstatt	mittelmäßig	unklar	gemeinschaftlich	eher negativ	AG Werkstatt
„Dilettantenkammerl“	mittelmäßig	Kalender	gemeinschaftlich	größtenteils positiv	AG Dilettantenkammerl
Fahrradraum	selten	Keine bestimmten Regeln	gemeinschaftlich	negativ	/
Clubraum	oft, hauptsächlich Jugendliche	Keine Angaben	gemeinschaftlich	positiv	AG Clubraum
„Gartenkammerl“	selten	Keine Angaben	gemeinschaftlich	negativ	/
Gästewohnungen	eher gering	Keine Angaben	gemeinschaftlich	Keine Angaben	AG Gästewohnung
„Transformationskammerl“	eher selten	Keine bestimmten Regeln	gemeinschaftlich	positiv	AG Transformationskammerl
<b>Teilöffentliche Flächen</b>					
Veranstaltungssaal	sehr oft (2-3 Veranstaltungen/Woche)	Professionell geführt, private Nutzung auf Anfrage und gegen Miete	gemeinschaftlich	sehr positiv	professionell

	Nutzungsgrad	Funktionsweise	Eigentumsverhältnis	Bewertung	Zuständigkeit
Seminarhaus	oft	Professionell geführt, private Nutzung auf Anfrage und gegen Miete	gemeinschaftlich	positiv	professionell
Badehaus	sehr oft	Eigenverantwortliche Nutzung, Einschulung mit Prüfung	gemeinschaftlich	sehr positiv	Mischform: Bademeister, AG Badehaus, Eigenverantwortung
„Beisl“ (Café-Restaurant)	mittelmäßig	verpachtet	gemeinschaftlich	mittelmäßig	professionell
Kindergarten	wenn Kleinkinder oft	Professionell geführt	gemeinschaftlich	Keine Aussage	professionell
Gemeinschaftsgegenstände					
„Transportrodel“	oft	Liste	gemeinschaftlich	negativ	niemand
Vereinsleiter	mittelmäßig	Liste	gemeinschaftlich	negativ	niemand
Lastenwagen	mittelmäßig	Liste	gemeinschaftlich	negativ	niemand
Boote	Keine Auskunft	Keine Auskunft	gemeinschaftlich	Keine Auskunft	Keine Auskunft
Informelles sharing					
Autos	oft	unterschiedlich	privat	mittelmäßig	Eigenverantwortung
Sportartikel	sehr oft	unterschiedlich	privat	sehr positiv	Eigenverantwortung
Freizeitartikel	sehr oft	unterschiedlich	privat	sehr positiv	Eigenverantwortung
Haushaltsgeräte	sehr oft	unterschiedlich	privat	sehr positiv	Eigenverantwortung
Kleintierutensilien	mittelmäßig	unterschiedlich	privat	sehr positiv	Eigenverantwortung
Besondere Kleidungsstücke	mittelmäßig	unterschiedlich	privat	sehr positiv	Eigenverantwortung

Tabelle 4: Tabellarische Übersicht der sharing-Einrichtungen der Sargfabrik

Die obige Tabelle stellt einen Überblick über das Sharingangebot der Sargfabrik dar: Aufgelistet sind die sharing-Einrichtungen der Sargfabrik samt den jeweiligen Nutzungsgraden (Wie oft wird das Angebot genutzt?), den Funktionsweisen (Wie wird das sharing organisiert?), den Eigentumsverhältnissen, Beurteilungen und Zuständigkeiten.

Einen klaren Unterschied kann man in Bezug auf die Eigentumsverhältnisse ausmachen: Alle geteilten Räume sowie einige Gegenstände befinden sich im Gemeinschaftsbesitz

des Vereins (VIL), während zahlreiche geteilten Gegenstände sich im Privatbesitz befinden. Entlang dieser Trennlinie ergeben sich auch zwei verschiedene Typen des sharings: Das formelle sharing umfasst die sich im Gemeinschaftsbesitz befindenden Räume und Gegenstände, für welche es mehr oder weniger klare Nutzungsregeln gibt. Das informelle sharing umfasst die sich im Privatbesitz befindlichen Gegenstände, die die BewohnerInnen untereinander leihen und verleihen und für welche die Nutzungsregeln fallspezifisch verhandelt werden. Nehmen die

informellen sharing-Praktiken in der Auflistung nur wenig Platz ein, so sind sie doch zentral für das Sharingangebot der Sargfabrik, insofern sie häufig und alltäglich zur Anwendung kommen.

Vergleicht man die sharing-Einrichtungen der Sargfabrik mit jenen des Cohousings in Kalksburg so ergeben sich weitreichende Überlappungen (Küche, Werkstatt, Clubraum usw.) Dies deutet darauf hin, dass sich gewisse sharing-Praktiken nicht als projektspezifische Einzelfälle entwickelt, sondern sich als funktionierende und übertragbare sharing-Praktiken erwiesen haben. Besonders interessant ist in diesem Zusammenhang, dass sich die informellen carsharing-Praktiken sehr ähneln, obwohl sie in beiden Fällen instabile Praktiken darstellen, insofern es Überlegungen zur Umgestaltung der Praktiken gibt.

Durch die aufgelisteten sharing-Einrichtungen können in der Sargfabrik eine Reihe von Konsumgütern bzw. Einrichtungsgegenständen, welche sich konventioneller Weise in Privatbesitz befinden, durch Gemeinschaftseigentum ersetzt werden. Standardmäßig wurde bereits beim Bau der Wohnungen der Platz für eine private Waschmaschine sowie für Badewannen nicht eingerechnet und nur wenige Wohnungen verfügen über diese Einrichtungen privat. Der Großteil der BewohnerInnen nützt zum Waschen der Wäsche die gemeinschaftliche Waschküche sowie das Badehaus für Entspannung und auch Körperhygiene. Zusammenhängend mit diesen zwei sharing-Einrichtungen haben sich bereits stabile sharing-Praktiken entwickelt. Auch verfügen die meisten BewohnerInnen über eine „minimale“ Küchenausstattung, da sie bei Bedarf an zusätzlichen Gerätschaften oder Platz auf die Gemeinschaftsküche zurückgreifen bzw. auch das „Beisl“ nutzen und dort öfters essen. Außerdem haben die Wohnungen keine Zusatzzimmer, die als Gästezimmer genutzt werden könnten, da auch hier auf die gemeinschaftliche Gästewohnung zurückgegriffen werden kann.

### **7.1.1 Formelles sharing**

Allgemeine Aussagen zu den formellen Sharingangeboten sind schwierig, da der Erfolg und die Nutzungsauslastung von Einrichtung zu Einrichtung sehr stark variieren. Während z.B. die Waschküchen, das Badehaus oder der Dachgarten mehrmals wöchentlich bis täglich genutzt werden und die Zufriedenheit mit den Räumen oder Flächen sehr hoch ist, nehmen der Fahrradraum oder das „Gartenkammerl“ eher die Funktion von Abstellkammern ein und die Zufriedenheit ist dementsprechend gering. Die Funktionsweisen der sharing-Praktiken teilen mehr Gemeinsamkeiten, insofern sich das „Prinzip Liste und Kalender“ wiederholt. Hierbei liegen in den Räumen Kalender auf, in welche man die geplante Nutzung einträgt und so den Raum reserviert. Um Gegenstände zu entleihen, liegen Entlehnlisten auf, die eigenständig ausgefüllt werden. Sich wiederholende Funktionsweisen wie das „Prinzip Liste und Kalender“ wirken sich förderlich auf die sharing-Praktiken aus, da nicht für jede Praktik eine neue Funktionsweise eingeübt werden muss. Bereits minimale Variationen in den Funktionsweisen können für weitverbreitete Unsicherheit im Umgang mit der Praktik sorgen wie das Beispiel der Gemeinschaftswerkstatt zeigt.

Eine Sonderform im formellen Sharingangebot der Sargfabrik nehmen die teilöffentlichen Flächen, also das Badehaus, der Veranstaltungssaal, der Seminarraum, der Kindergarten und das „Beisl“ ein. Diese Flächen stehen den BewohnerInnen der Sargfabrik zu Sonderkonditionen zur Verfügung, werden aber großteils von der allgemeinen Öffentlichkeit genutzt und dadurch auch finanziert. Diese Öffnung nach außen bringt viel Zusatzaufwand (Kosten, eigenes Personal, eigenständige Betriebe mit allen Anforderungen) mit sich, war aber von den BewohnerInnen der Sargfabrik im Sinne einer Verbindung nach außen und mit der Nachbarschaft stark gewollt und die Einrichtungen sind auch nur durch die Nutzung einer größeren Personenanzahl finanzierbar.

Ein zentrales Thema rund um das formelle sharing und dessen Erfolg sind generell die jeweils zuständigen Personen und Zuständigkeiten. Von den BewohnerInnen wird der Faktor, dass es für die meisten sharing-Einrichtungen eine zuständige Arbeitsgruppe gibt, die diese betreut, als zentral für das Gelingen des sharings bewertet. Zusätzlich zu der ehrenamtlichen Übernahme von Aufgaben gibt es aber auch noch rund 20 Angestellte, die insbesondere die teilöffentlichen Flächen betreuen, aber auch die Grundreinigung der Wohnanlage übernehmen. Eine klare Zuteilung und Regelung der Zuständigkeiten erscheint aber, ob auf ehrenamtlicher oder professioneller Basis, essentiell für den Erfolg der sharing-Praktiken.

### **7.1.2 Informelles sharing**

Neben dem gemeinschaftlichen Nutzen der verschiedenen Gemeinschaftsräume und -gegenstände, findet sharing in der Sargfabrik durchaus häufig auch auf einer informellen Ebene statt. Dabei werden Gegenstände aus dem Privatbesitz von BewohnerInnen an andere BewohnerInnen zur Verfügung gestellt und die jeweiligen Vereinbarungen werden fallspezifisch getroffen. Die diesbezügliche Kommunikation läuft großteils über eine sargfabriksinterne Mailingliste (genannt die „VIL-group“ oder die „VIL-Liste“), über welchen im Schnitt jeden zweiten Tag Anfragen geschickt werden. Diese betreffen hauptsächlich Sport- und Freizeitartikel sowie Haushaltgeräte, doch auch Kleintierutensilien, besondere Kleidungsstücke und auch Autos werden informell verliehen und geliehen.

Bewertet werden die informellen sharing-Praktiken zum größten Teil sehr positiv, da für die meisten Anfragen innerhalb eines Tages eine Lösung gefunden wird und teilweise wird informelles sharing auch als besser funktionierend als formelles angesehen.

Das informelle Teilen der Autos stellt einen Sonderfall dar, da es einerseits meist durch persönliche Kontaktaufnahme und nicht über Anfragen über die Mailingliste zustande kommt und weiters Überlegungen zur Formalisierung im Gang sind. Ein interessantes Detail, welchem im Kapitel „Asublik“ nachgegangen wird, ist, dass carsharing auch in Kalksburg bisher informell gehandhabt wird und es auch dort Diskussionen zu einer möglichen Formalisierung gibt. Dieses Spannungsfeld zwischen formellem und informellem sharing tritt beim carsharing besonders deutlich zu Tage, aber nicht nur dort ist ein ständiger Aushandlungsprozess im Gange. Für beide Formate des sharings, das

informelle und das formelle, werden von den BewohnerInnen Vorteile und Nachteile genannt, weshalb es insbesondere zu Verschiebungen von der informellen in die formelle Sphäre kommt. Die Vorteile des informellen sharings liegen im spontanen und persönlichen Charakter des „laissez-faire Stils“, der es „rein gefühlsmäßig“ attraktiv und „charmant“ macht. Die Vorteile des formellen sharings liegen hingegen in der klaren Definition der Zuständigkeiten und Regeln, die für manche Einrichtungen unabdingbar und für andere spätestens in Konfliktfällen von Vorteil ist.

### 7.1.3 Sharing und Konflikte

Konflikte sind ein allgegenwärtiges Thema, wenn es um die sharing-Praktiken in der Sargfabrik geht, und tauchen in ganz unterschiedlichen Dimensionen auf. Viele Konflikte bleiben auf einer Ebene, die vielen als erträglich erscheint und die viele sozusagen in Kauf nehmen, auch weil sie als auf eine „natürliche“ Weise zu sharing und Cohousing dazugehörend angesehen werden. Es gibt aber auch durchaus Konflikte, die diese Ebene klar übersteigen und zu ernsthaften Problemen werden, wie z.B. das sogenannte „Katzenproblem“ (Katzenexkremate an ungewünschten Orten). Weiters ist die Balance zwischen Gemeinschaft und Individuum sensibel und anfällig für Konflikte. Dieses Gleichgewicht zu wahren, erscheint als nicht einfach, da die Bedürfnisse nach Gemeinschaft oder Privatheit individuell variieren – ein gemeinschaftlicher Landsitz, der in der Sargfabrik in Planung war, war aber klar zu viel an Gemeinschaft.

## 7.2 ELEMENTE DER SHARING-PRAKTIKEN

### 7.2.1 Bedeutungen: Was bedeutet sharing in der Sargfabrik?

Die den Praktiken inhärenten Bedeutungen stellen eines der drei Elemente sozialer Praktiken dar und nehmen eine wichtige Rolle in der Etablierung einer solchen ein. Dies wird insofern deutlich, als aus dem Material ersichtlich wird, dass gerade sharing oft stark negativ aufgeladen und sozusagen „vorbelastet“ ist: Ein Interviewpartner erzählte, wie allein das Wort „Gemeinschaftsküche“ im Zuge einer Führung durch die Sargfabrik negative Assoziationen und das Gefühl einer verpflichtenden und einengenden Gemeinschaft erweckte, obwohl er im gleichen Satz noch erwähnte, dass die Küche zumeist für private Zwecke genutzt wird. Aus diesem Beispiel wird ersichtlich, dass sharing-Praktiken vor ihrer Konstituierung zu Praktiken erst einmal diese weitverbreiteten, sehr stark verankerten negativen Bedeutungen überwinden müssen.

Praktizierte Praktiken zeichnen sich im Gegensatz dazu innerhalb sowie außerhalb der Sargfabrik durch Bedeutungen wie „Luxus“, was „Spezielles“, „Besonderes“ oder „Einzigartiges“ aus. Deutlich wird dies z.B. am Beispiel des Badehauses, welches als „totaler Luxus“ und „Prunkstück“ angesehen wird oder an der Küche, die als mit

Großen Einfluss auf Konflikte hat die Gruppengröße, da eine gewisse Gemeinschaftsgröße konfliktverringend wirke bzw. eine Umgebung schaffe, die resilienter gegenüber Konflikten ist. Erreicht eine Gemeinschaft nicht eine gewisse Größe, die ca. bei 200 Personen liegen dürfte, so würden die stattfindenden sozialen Dynamiken zu sehr von „Polarisierungen und Parteienbildungen“ geprägt sein. Überschreitet die Anzahl der in einer Gemeinschaft lebenden Personen eine gewisse Größe und befindet sich ca. auf dem Niveau der Sargfabrik, würden mehr Möglichkeiten geboten, Konflikte auszutragen („wenn sich da drei zerstreiten, dann fangen das 100 andere auf“).

Die Konsequenzen von Konflikten in Zusammenhang mit sharing erscheinen ziemlich drastisch, insofern „Kleinigkeiten“ schon große Auswirkungen haben bzw. „ein paar wenige“ die sich nicht an die Regeln halten“ das sharing-System schon im größeren Umfang destabilisieren können.

Eine in der Sargfabrik praktizierte Möglichkeit mit den vorhandenen Konflikten umzugehen, ist sozusagen einen „sozialen Ausgleich“ zu schaffen. Durch den sogenannten „Sargfabriks-Spirit“, der ein soziales Zusammenleben und unaufgeforderte, nicht unbedingt reziproke Hilfsleistungen (z.B. Betreuung von Menschen mit besonderen Bedürfnissen, Einkäufe für Kranke usw.) umfasst, sei es viel leichter, über aus sharing-Praktiken resultierende Konflikte hinwegzusehen. Weiters ist es für die Konfliktlösung auch förderlich, sich auf gut funktionierende sharing-Praktiken zu konzentrieren und diese wertzuschätzen und so „könne [Anm.: im Badehaus] im warmen Wasser sitzend oder in der Sauna schwitzend irgendwie das Gemeinsame wiedergefunden werden“.

„Gourmetausstattung“ versehen, bezeichnet wird, ebenso wie an der als „wunderbarer Waschsalon“ bezeichneten Waschküche. Weiters wird ein Gefühl von Reichtum an tatsächlich genutzten oder auch nur theoretisch vorhandenen Möglichkeiten mit praktizierten sharing-Praktiken verbunden. Die theoretisch vorhandenen Möglichkeiten, wie z.B. auf einfache Weise ein Fest für 200 Personen veranstalten oder eine Unmenge an Keksen backen zu können, scheinen sogar einen intrinsischen Wert darzustellen, insofern alleine die Existenz der Möglichkeit geschätzt wird. Nicht oder nicht gut funktionierende Praktiken sind hingegen mit gegensätzlichen Bedeutungen, wie unangenehmen Empfindungen wie „Graus“ oder einem Mangelgefühl, versehen. Das Mangelgefühl manifestiert sich am Beispiel der Bibliothek und der darin integrierten PC-Arbeitsplätze, welche nur genutzt werden, „wenn man selbst keinen [PC] hat“. Diese nur als „Notlösung“ angewandte Praktik steht in klarem Gegensatz zu den als luxuriös empfundenen Praktiken des Badehaus-Besuchs oder des Kochens in der gut ausgestatteten Küche. Verstärkt wird diese These durch eine sehr ähnliche Schlussfolgerung aus den Untersuchungen von Krosse zur Sargfabrik: „Die Attraktivität der gemeinschaftlichen Flächen und Räume ist so hoch, dass sie nicht als Notlösung, sondern als zusätzliche Wohnqualität gesehen

werden.“ (Krosse 2005: 188). Weitere Bedeutungen, die sich als praktizierten Praktiken inhärent erwiesen haben, sind die Bedeutungen eines unkomplizierten, einfachen Ablaufs der Praktik sowie der Verbundenheit dieser mit sozialen Beziehungen. Praktiken, welche für die NutzerInnen sehr einfach erscheinen und deren Ablauf folglich als „einfach tun“ beschrieben wird und die weiters in engem Zusammenhang mit sozialem Austausch (z.B. „Miss Küchenessen“ oder Flohmarkt mit Festcharakter) stehen, werden deutlich erfolgreicher praktiziert. Können diese positiven Bedeutungen in Zusammenhang mit sharing realisiert werden, so nehmen die BewohnerInnen sharing auch als einen zentralen Beitrag zu ihrer Wohn- und Lebensqualität wahr.

### **7.2.2 Praktisches Wissen: Welches Wissen unterstützt sharing in der Sargfabrik?**

#### **„Know-where“: Wissen, warum man tut**

Aus dem Datenmaterial geht klar hervor, dass die BewohnerInnen der Sargfabrik ein geteiltes „know-where“, also Set von Einstellungen und Werten, eint, das ihnen als orientierendes Wissen dient. Dieses manifestiert sich darin, dass sich die BewohnerInnengemeinschaft als „anders“ und „grün-alternativ-liberal“ sieht. Dass sich dieses „Weltverständnis“ über weite Teile der Gruppe zieht und die Gruppe eine relativ homogene ist, beweist u.a. der Faktor, dass bei der „Vergemeinschaftung“ der Bücher (Sammeln privater Bücher für die Bibliothek) klar wurde, dass alle dieselben politisch links angesiedelten Autoren (Günter Wallraff, Max von der Grün) lesen oder gelesen haben. Konkreter mit sharing-Praktiken verbundenes „know-where“ stellt eine eher ablehnende Einstellung zu Privateigentum dar. Diese wird in vielfältigen Interviewaussagen, die auf einen postmaterialistischen Lebensstil der BewohnerInnen (z.B. Bevorzugung von Zeit gegenüber Geld) sowie z.B. auch in der Tatsache, dass in der Sargfabrik der „Meilenstein“ keine Eigentumswohnungen zu haben, erreicht wurde, deutlich. Allerdings gibt es auch immer wieder Stimmen, die darauf hindeuten, dass Privatbesitz doch eine wichtige oder gewisse Rolle spielt, weshalb davon auszugehen ist, dass dies ein sich im Wandel befindendes Element von sharing-Praktiken ist. Besonders deutlich wurde der Wandel am Beispiel der aktiv geführten Diskussion rund um die Eigentumsverhältnisse der Obstbäume im Cohousing Kalksburg. Einen weiteren stark orientierend wirkenden Einfluss hat die unter den BewohnerInnen vorhandene Überzeugung, dass sharing eine außerordentlich zukunftssträchtige Praktik sei und den „Weg in die Zukunft“ darstelle. In Bezug auf manche Gegenstände wie z.B. das Auto, meinen BewohnerInnen, sei Privatbesitz „eine Form, „die man in zwanzig, dreißig Jahren nicht mehr hat“ und sie sehen sich daher in einer Pionierrolle. Auch die mit sharing verbundenen partizipativen Aspekte bzw. die eigenverantwortliche Mitgestaltung des eigenen Lebensumfeldes werden als zukunftsweisend und wichtig für die politische und demokratische Entwicklung auch größerer Einheiten angesehen. Inwieweit die Einstellungen in die Praxis umgesetzt werden, ist fraglich und wird auch intern insbesondere in Bezug auf ökologische Zielsetzungen in Frage gestellt, jedoch erfüllen sie teilweise auch ohne direkte Umsetzung in die Praxis ihre Funktion als orientierendes Wissen.

#### **„Know-what“: Wissen, was zu tun ist**

Klar deutlich wird aus dem Datenmaterial, dass es für funktionierende soziale Praktiken zentral ist, dass es ein praktisches Wissen in der Form von „know-what“ gibt, das die PraktikerInnen sozusagen automatisch und unhinterfragt anwenden. In Bezug auf sharing-Praktiken manifestiert sich dies darin, dass es starke sharing-bezogene Normen gibt, die für manche Güter und Fälle das Nutzen der Güter als die Norm und deren Besitz als die Abweichung davon festlegen. Erkennbar ist dies darin, dass z.B. Worte wie „abnormal“ für den Privatbesitz von Autos bzw. die Formulierung „clean von Autos“ sein verwendet werden und mit Lachen auf die Frage nach einem eigenen Auto reagiert wurde. Weiters sei es eine „ganz große Gepflogenheit, dass man nicht alles haben muss“. Diese Formulierungen deuten alle darauf hin, dass es innerhalb der Sargfabrik eine Verlagerung gegeben hat in Bezug darauf, was als „normal“ zu besitzen versus was als „normal“ zu teilen angesehen wird. Diese Normen befinden sich jedoch auch im Wandel, insofern sie nicht von allen BewohnerInnen geteilt werden und insbesondere in Bezug auf die betreffenden Gegenstände schwanken und es bei manchen Gegenständen, wie z.B. dem Zelt und dem Schlafsack, „heikel“ wird.

Verknüpft mit diesen Normen sind Normen die allgemeine Privatsphäre betreffend. Bereits der Bau der Sargfabrik und damit zusammenhängende Praktiken setzen ein eingeschränktes Bedürfnis nach Privatsphäre voraus, insofern sehr großzügige Glasfronten und Fenster einen weitreichenden und ungehinderten Einblick in die Privatwohnungen bieten. Dieses „transparente“ Wohnen und sich in der „Auslage befinden“ wird jedoch von den BewohnerInnen als „nicht störend“ bis „normal“ wahrgenommen. Sehr deutlich wird diese unscharfe Trennung zwischen Privatsphäre und Offenheit auch durch die vielen offenen Türen und die Offenheit, welche mir als Forschenden entgegengebracht wurde und z.B. in einer spontanen Einladung zum Mittagessen in eine Privatwohnung bestand. Durch diese „öffentliche Privatheit“ sowie den Umstand, dass man sich nicht nur kenne, sondern sich „wie eine Familie“ kenne, gibt es in der Sargfabrik eine solide Basis, um Vertrauen zwischen den sharing-PartnerInnen aufzubauen. Dies wird als unabdingbare Voraussetzung, die möglichst unhinterfragt angewandt werden soll, gesehen und dementsprechend basieren einige sharing-Systeme, wie das Badehaus und das Aushändigen der Schlüssel für dieses sowie die Eingänge zur Wohnhausanlage an fremde Personen, auch auf einem „Vertrauensvorschuss“. Komplettiert wird dieses normative Wissen, das die PraktikerInnen in sharing-Praktiken unreflektiert „richtig“ handeln lässt, durch weitere Haltungen wie Achtsamkeit, Verantwortungsbewusstsein, Bereitschaft zu freiwilligem Engagement oder einer gewisser Flexibilität in Bezug auf die eigenen Wünsche bzw. eine Bereitschaft zur Planung der eigenen Aktivitäten und Abstimmung dieser mit den anderen BewohnerInnen. Diese Haltungen sind alle darauf ausgerichtet, nicht nur die eigenen Bedürfnisse, sondern auch jene einer Gruppe zu erfüllen.

#### **„Know-that“: Wissen, was die Regeln sind**

Durch die Daten erkennbar ist auch, dass sich explizite Regeln für sharing-Praktiken in Form von

Benutzungsordnungen, Verträgen, Vereinsstatuten und ähnlichem in der Sargfabrik als sehr förderlich erweisen und teilweise (z.B. im Fall der Gemeinschaftsküche) als ausschlaggebend für das gute Funktionieren der Praktik angesehen werden. Diese sind im Idealfall schriftlich festgehalten, zeichnen sich durch eine präzise und unmissverständliche Sprache aus und geben klare Anweisungen auch zu vermeintlichen Selbstverständlichkeiten. Im Falle der in der Küche gut sichtbar platzierten Benutzungsordnung der Gemeinschaftsküche wird beispielsweise auf diverse Verhaltensregeln hingewiesen: „Geschirrspüler: einräumen, einschalten“, oder „Essensreste für 1 Tag zur Entnahme in den Kühlschrank stellen, evtl. Aushang im Lift, 2 Tagen später verlässlich entsorgen“. Nicht gezwungenermaßen müssen jedoch alle Nutzungsregeln allen bekannt sein, insofern dies zu einer Überforderung führen könnte, doch ist es wichtig, dass es bekannt ist, wo die Informationen einzuholen sind und dies leicht möglich ist. Förderlich wirkt sich außerdem aus, wenn die Logik hinter den Regeln den PraktikerInnen bekannt ist und sie daher die Regeln auch selbst ableiten können.

#### **„Know-how“: Wissen, wie man tut**

Um ein sharing-Projekt im Ausmaß der Sargfabrik am Laufen zu halten und zu organisieren, fallen eine sehr große Menge an dafür erforderlichen Aufgaben und damit verbundenen Kompetenzen an: Diese reichen von einer professionellen Buchhaltung über „know-how“, wie man das kostspielige Badehaus am besten finanziert (Entwicklung des Selbststeinschätzungsmodells) bis zu Konfliktlösungskompetenzen und liegen daher auch auf sehr unterschiedlichen Ebenen. Um diesen Anforderungen gerecht zu werden, wurde eine komplexe Verzahnung eines ehrenamtlichen auf Arbeitsgruppen und einem Vorstand basierenden mit einem professionellen auf Angestellte basierendem System entwickelt, wie auch Krosse unterstreicht: „Die Selbstverwaltung der gemeinschaftlich genutzten Flächen basiert auf einer geschickt gewählten Kombination von ehrenamtlicher und professioneller Betreuung.“ (Krosse 2005: 185). Sowohl von den professionell als auch von den ehrenamtlich Tätigen wird ein breites Spektrum an spezifischem „know-how“ gefordert. Zum einen sind dies fundierte betriebswirtschaftliche sowie auch technische Kenntnisse, da die Sargfabrik eine Größe und mit den verschiedenen Einrichtungen eine Komplexität erreicht hat, die dies erfordert. Zum anderen sind dies auch Kompetenzen in der Organisation von ehrenamtlicher Mitarbeit. Diese wird in der Sargfabrik auf freiwilliger Basis geleistet und diese Freiwilligkeit und Flexibilität werden als Erfolgskriterium, das allerdings nur in Zusammenhang mit einer gewissen Gruppengröße funktioniere, angesehen. Die Freiwilligkeit gilt aber nur in einem gewissen Ausmaß, insofern es relativ starke Normen zu einer ehrenamtlichen Mitarbeit gibt. Die Organisation dieser freiwilligen Mitarbeit erfordert durchaus komplexes „know-how“ wie im Fall des Cohousings in Kalksburg deutlich wurde, wo noch keine zufriedenstellende Vorgangsweise gefunden wurde und dies zur Konfliktursache wurde.

Eine weitere Form von „know-how“, die möglichst alle BewohnerInnen mitbringen sollen, ist der Umgang mit Konflikten: Da diese unweigerlich in Zusammenhang mit sharing auftauchen, sind Expertise in diesem Bereich und

eine förderliche Grundhaltung gegenüber Konflikten, die zwischen einer pro-aktiven Herangehensweise und einer gewissen Lockerheit liegt, gefragt. Einige BewohnerInnen sehen Konflikte demnach als etwas „natürlich zu sharing Dazugehörendes“ an, nehmen sie bereitwillig in Kauf und treten ihnen mit einer Gelassenheit entgegen, die sich in Äußerungen wie der folgenden zeigt: „Ich kann mich darüber ärgern, wenn ich will, muss ich aber nicht“. Weiters wird von einer Konfliktkultur berichtet, die darin besteht, Konflikte anzusprechen, zu versuchen Lösungen zu finden aber auch Meinungsverschiedenheiten zu akzeptieren und weiterhin einen zumindest kollegialen Umgang mit den anderen Konfliktparteien zu pflegen. Als erfolgreich in der Konfliktlösung erwiesen sich unterschiedliche Strategien, wie z.B. die Entwicklung fehlender Elemente sozialer Praktiken wie „know-that“ (explizite Regeln) oder die Auslagerung von Aufgaben an externe Zuständige. Das als größtes Problem der Sargfabrik angesehene „Katzenproblem“ (Katzenexkrementen an ungewünschten Orten) wurde beispielsweise durch die Erarbeitung expliziter Regeln unter Einbezug einer Katzenpsychologin weitgehend gelöst. Als nicht sehr erfolgreich erwiesen sich die Kommunikation über die sargfabriksinterne Mailingliste und die Austragung der Konflikte auf dieser Plattform, sowie der Umstand, dass es keine Ansprechperson für Konflikte gibt und Diskussionen um Konflikte ohne Konsequenzen bleiben. Besonders erfolgreich zeigte sich die Etablierung eigener Praktiken mit dazugehöriger Infrastruktur und Zuständigen mit spezifischem „know-how“, wie die Versöhnungskreise, die in Kalksburg mithilfe der Methode der „Gewaltfreien Kommunikation“ angeleitet werden oder die „soziokratische Methode“, die im „Wohnprojekt Wien“ präventiv zur Konfliktlösung angewandt wird. Die immense Wichtigkeit, über weitreichende soziale Kompetenzen in diesem Bereich zu verfügen, wird auch von Krosse bekräftigt: „Die soziale Kompetenz der BewohnerInnen, Probleme zu diskutieren und gemeinsam Lösungen zu erarbeiten, ist Voraussetzung für das Gelingen dieser Selbstverwaltung.“ (Krosse 2005: 185ff.).

#### **7.2.3 Infrastruktur: Wie schaut die materielle Ebene des sharings in der Sargfabrik aus?**

Schlussfolgernd kann festgestellt werden, dass auch in der Sargfabrik die sharing-Praktiken ohne Einbezug der materiellen Ebene, d.h. insbesondere der physischen Umgebung im Sinne der Bausubstanz, nicht sinnvoll fassbar sind, da sie wesentlich auf diese aufbauen und manche sharing-Praktiken sich quasi automatisch aus einer bestehenden Infrastruktur wie einem attraktiven Gemeinschaftsraum ergeben. Dies wird dadurch deutlich, dass BewohnerInnen auf die Frage, warum sharing so unkompliziert funktioniere damit antworteten, dass „es die Struktur einfach gibt“ oder auch darin, dass es für die komplexen Konfliktlösungspraktiken im Cohousing Kalksburg einen eigens dafür vorgesehenen Raum (die „Silberkammer“) gibt. Dass sharing aber bei weitem nicht automatisch geschieht, haben einige Fallbeispiele aufgezeigt, bei welchen die infrastrukturelle Gestaltung das sharing nicht fördert. Eine ansprechende, durchdachte und speziell auf sharing

angepasste Gestaltung der Infrastruktur erweist sich daher als zentral: Insgesamt zeigt sich, dass die Gemeinschaftsräume in der Sargfabrik zu einem großen Teil eine freundliche und einladende Atmosphäre aufweisen. Auch Krosse kommt zu diesem Fazit: „Diese zusätzlichen Räume verfügen alle über außergewöhnlich hohe Aufenthaltsqualitäten [...] und zeichnen sich durch besondere räumliche, gestalterische und/oder technische Ausstattungen aus. [...] Die Interviews zeigen, dass der Verzicht auf Flächen (Flure) und Ausstattungsstandards (eigene Badewanne) in der privaten Verfügbarkeit dann funktionieren kann, wenn in den gemeinschaftlich genutzten Bereichen Räume zur Kompensation angeboten werden, die eine hohe räumliche Qualität aufweisen. In diesem Projekt wird in allen gemeinschaftlich genutzten Flächen ein Standard erreicht, der privat für die meisten BewohnerInnen nicht erschwinglich gewesen wäre.“ (Krosse 2005: 182ff.). Große Glasfronten, die die Räume transparent, sehr hell und offen wirken lassen, erweisen sich als eine Art Markenzeichen dieser hohen räumlichen Qualität. Weiters weisen die Räume durchwegs architektonische Besonderheiten (steile Rampe, experimentelles Design) auf und scheinen architektonisch sehr ausgefeilt. Auffallend ist jedoch, dass dies nicht auf alle Gemeinschaftsräume zutrifft, wie z.B. auf die Gemeinschaftswerkstatt, das „Gartenkammerl“, oder den Fahrradraum. Diese Räume, die in den Keller integriert sind, und so wirken, als ob keine besonderen architektonischen Überlegungen dahinterstecken würden, sind gleichzeitig auch jene, bei welchen das sharing nicht sehr gut funktioniert. Daraus kann man schließen, dass nicht nur das

architektonische Ergebnis, sondern auch die Art und Weise der Planung ausschlaggebend sind. Im Fall der Sargfabrik erwies sich eine Mischung zwischen partizipativer Planung und Durchsetzung experimenteller Ideen durch die Architekten als erfolgreich.

Neben der Gestaltung der Räume spielt die materielle Ebene auch auf anderen Ebenen in sharing-Praktiken hinein: Einerseits im Sinne des gewählten Kommunikationsmediums (z.B. Mailingliste), das mehr oder weniger gut an die Erfordernisse angepasst sein kann und andererseits im Sinne der Größe der Wohnhausanlage und folglich auch der Gemeinschaft, die sharing betreibt. Die Größe stellt eine kritische Dimension dar, die sich sehr differenziert auf die sharing-Praktiken auswirkt. Im Fall der Sargfabrik wird eine Größe von rund 200 Personen aus unterschiedlichen Gründen als ideal erachtet: Zunächst sei es eine Größe, die sharing sehr erleichtere, weil sie einen ausreichend großen Pool an Ressourcen beinhalte. Weiters erleichtere die Größe die Arbeitsaufteilung sehr und ermöglicht eine großteils freiwillige Gestaltung. Hauptsächlich wirke sich die Gruppengröße aber positiv auf die Resilienz des Cohousings aus, insofern sie unterschiedlich intensive Beziehungen zwischen den BewohnerInnen ermöglicht und Konflikte „aufzufangen“ vermag, da ein Konflikt zwischen einigen Wenigen nicht gleich das ganze Projekt destabilisiere. Diese positiven Aspekte seien bei einer der Sargfabrik ähnlichen Gruppengröße möglich, bei einer größeren und auf jeden Fall bei einer kleineren Gruppe jedoch schwer realisierbar.

### 7.3 ENTSTEHUNG UND WANDEL DER SHARING-PRAKTIKEN

Wie kommt es nun aber zu den eben dargestellten sharing-Praktiken? Sind die BewohnerInnen der Sargfabrik wirklich so „anders“, dass sie diese auf selbstverständliche Weise ausführen? Oder haben auch sie sich erst an die neuen sharing-Praktiken gewöhnen müssen? Und wie stellte sich dieser Prozess der wandelnden Praktiken dar? Zusammenfassend kann gesagt werden, dass das Umstellen auf Praktiken des sharings, das bei den BewohnerInnen der Sargfabrik zum Großteil bei Einzug, aber auch fortlaufend passierte bzw. passiert, sehr unterschiedlich intensiv ausfällt: Während es manche als Phase des „Umlernens“ und sich aktiv „Umstellens“ erlebten, können sich andere nicht an eine aktive Umstellung erinnern. Für manche BewohnerInnen war es jedoch ein alles andere als einfacher Prozess, der sich deutlich im Umstand zeigt, dass die einzelnen Elemente der Praktiken erst nach und nach geändert und adaptiert wurden. Eine Bewohnerin konnte sich beispielsweise partout nicht vorstellen in der Waschküche die Wäsche zu waschen oder zum Baden in das Badehaus zu gehen, da sie diesen Praktiken negative Bedeutungen zuschrieb. Dementsprechend hielt sie auch entgegen den Plänen der Architekten an der an die alten Praktiken des Wäschewaschens mit der eigenen Waschmaschine und das Baden in der eigenen Badewanne angepasste Infrastruktur fest und ließ sich auf Sonderwunsch eine Badewanne, den Platz und den Anschluss für eine Waschmaschine sowie auch eine größere Küche einbauen. Nachdem sich die den neuen sharing-Praktiken zugeschriebenen Bedeutungen

(„unkompliziert“, „angenehm“, „Luxus“, „sozialer Treffpunkt“) in Zusammenhang mit den jeweiligen Regeln und Vereinbarungen zu den Vorgangsweisen in der Wahrnehmung der Bewohnerin geändert haben, führt auch sie die sharing-Praktiken aus und verweist auf die überflüssige und nicht den sharing-Praktiken angepasste private Infrastruktur. Die sharing-Praktiken „habe ich auch erst irgendwie lernen müssen“ meint die Bewohnerin und zeigt damit deutlich, dass ein Wandel der Praktiken ein aktiver Lernprozess sein kann. Dies wird auch dadurch bekräftigt, dass es in der Sargfabrik einige Praktiken gibt, die durch spezielle Einführungen und Einschulungen neuen PraktikerInnen näher gebracht werden. Für die Nutzung des Badehauses gibt es beispielsweise eine Einschulung, die in einer Prüfung und einem Schwur münden und neu Eingezogenen wird auch generell ein oder eine „Pate/Patin“ zur Einführung zur Seite gestellt.

Für andere BewohnerInnen stellte die Umstellung andererseits keine Schwierigkeit dar: Ein Interviewpartner meinte z.B., dass es ihm gar nicht auffalle, dass er seit einem halben Jahr kein eigenes Auto mehr besitze.

Sehr deutlich zum Vorschein kommt in allen Fallbeispielen, dass frühere Erfahrungen, seien sie positiv oder negativ, einen überaus großen Einfluss auf den Prozess des Wandels der Praktiken haben, insbesondere auf die Bereitschaft sich auf Praktiken des sharings einzulassen. Als sehr förderlich für eine Umstellung auf sharing-Praktiken erwiesen sich frühere positive sharing-Erfahrungen wie z.B. das Leben in

einer Wohngemeinschaft oder auch Erfahrungen mit Großgruppen wie z.B. das Aufwachsen in einer dörflichen Struktur. Negative sharing-Erfahrungen scheinen einen überaus großen Einfluss zu haben, insofern „unangenehme“ Erfahrungen mit einer Waschküche bei der eingangs erwähnten Bewohnerin zum Festhalten an den alten Praktiken führten. Im Gegensatz zu diesen praktischen Erfahrungen scheinen theoretische Überlegungen weit weniger Einfluss zu haben bzw. den Wandel von Praktiken nicht sehr erfolgreich vorantreiben zu können. Auch kann beobachtet werden, dass es zu – bewussten oder unbewussten - „Lerneffekten“ kommt, insofern einzelne Elemente von sharing-Praktiken auf andere übertragen werden. Sharing-Praktiken beeinflussen sich also untereinander und Erfahrungen mit einer sharing-Praktik wirken sich nicht nur auf genau diese, sondern auch auf andere sharing-Praktiken aus.

Als anlassgebend um sich auf sharing-Praktiken einzulassen werden einerseits finanzielle Gründe genannt und andererseits nehmen auch soziale Gründe eine wichtige Rolle ein: So sind es zumeist soziale Gründe, wie das gemeinschaftliche Leben, die zum Einzug in die Sargfabrik führten. Die sharing-Einrichtungen werden im Weiteren sehr geschätzt, wirken aber nicht unbedingt als ursprünglicher Grund für den Einzug.

# 8 Diskussion der Ergebnisse

Das vorhergehende Kapitel stellte die hauptsächlich aus den in der Sargfabrik erhobenen Daten gewonnenen Erkenntnisse möglichst kompakt dar. Dabei wurde bisher sowohl darauf verzichtet auf Ergebnisse anderer Untersuchungen zu verweisen wie auch darauf, die Ergebnisse in einen größeren Zusammenhang zu stellen. Dies soll in diesem Kapitel nachgeholt werden: Ein Anliegen war es dabei vor allem werden die gewonnenen Erkenntnisse mit einschlägiger, großteils bereits im theoretischen Teil dieser

Arbeit verwendeten, Literatur in Beziehung zu setzen, um so deren Bedeutung in einem größeren Rahmen und aus einem weiteren Blickwinkel zu betrachten. Außerdem werden noch Ergebnisse aus den weiteren empirischen Untersuchungen, also den Interviews mit den BibliotheksnutzerInnen sowie der Gruppendiskussion und der Beobachtung des Treffens des „Wohnprojekts Wien“, in die Überlegungen miteinbezogen, wenn dies sinnvoll erscheint.

## 8.1 SHARINGANGEBOT

Ausführlich dargestellt wurde soeben, welche Räume und Gegenstände in der Sargfabrik formell sowie informell geteilt werden. Interessanterweise ist das Sharingangebot der Sargfabrik recht deckungsgleich mit jenem des Cohousings in Kalksburg und auch mit den in der Literatur angeführten Beispielen (vgl.: Lietaert 2010: 578). Die Dinge, die in der Sargfabrik informell geteilt werden, decken sich weiters zu einem großen Teil mit jenen, welche über die Vermietplattform „usetwice“ angeboten werden: In beiden Fällen handelt es sich hauptsächlich um Sport- und Freizeitartikel, Werkzeuge und Heimwerkgeräte sowie

Haushaltsgeräte. Ist es also möglich eine allgemein gültige Liste der Dinge, die sich gut sharen lassen zu erstellen? Oder handelt es sich jeweils um Momentaufnahmen von Praktiken, die sich ständig wandeln können? Die Studie „Sharity“ (GDI, 2013) hat für verschiedene Gebrauchsgegenstände erhoben, wie hoch die Bereitschaft zum sharen ist und wie oft sharing auch praktiziert wird. Dabei wurde für jeden Gegenstand ein Wert zwischen 1 und 5 erhoben, wobei 1 heißt „Teile ich mit niemandem“ und 5 „Teile ich mit allen“. Die Ergebnisse werden in folgender Grafik dargestellt:

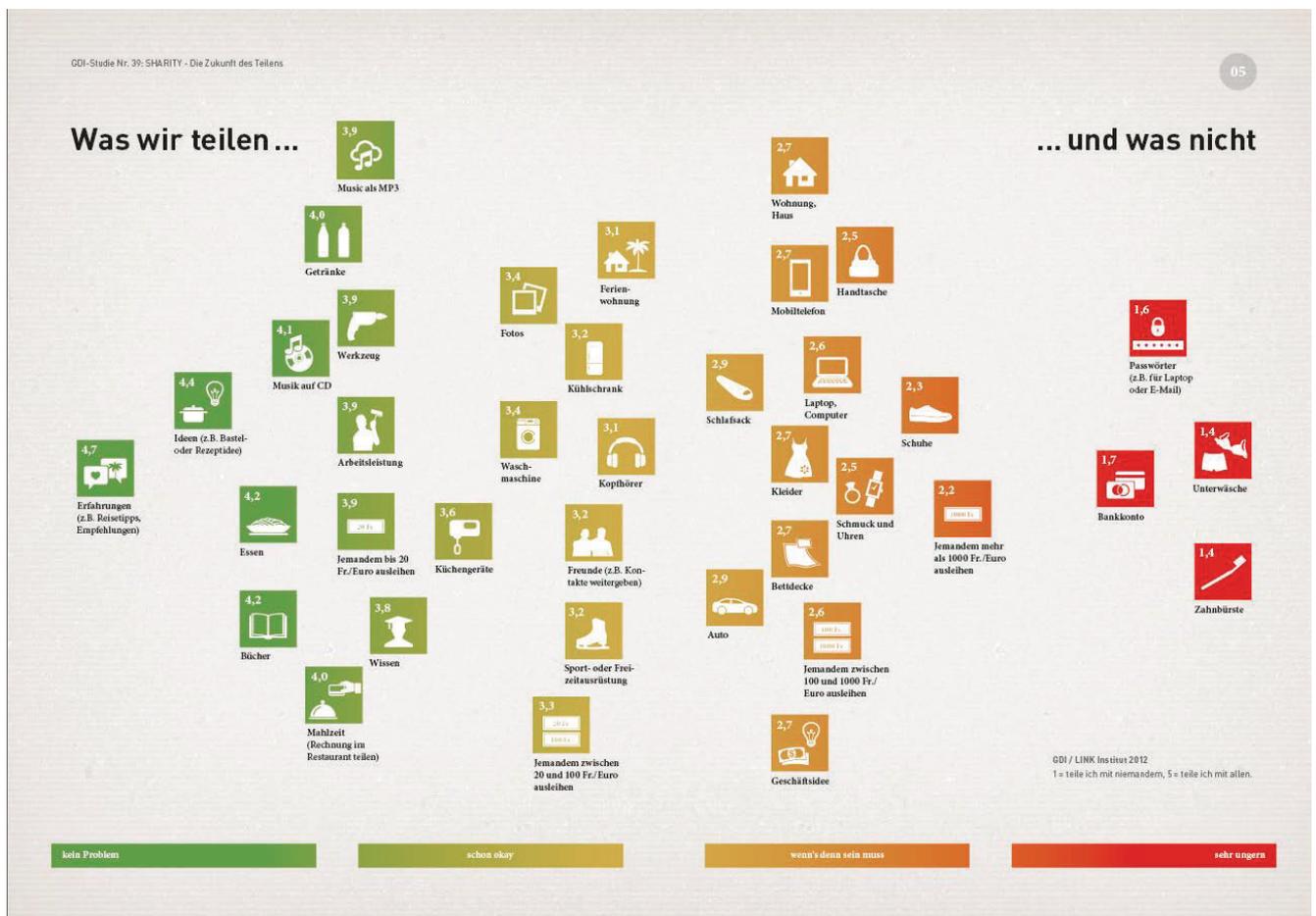


Abbildung 26: Übersicht Bereitschaft zum Teilen (GDI 2013)

Bücher, Musik auf CDs und Werkzeug erlangten in der Studie Werte rund um 4 (4,2; 4,1; 3,9) während Unterwäsche und die Zahnbürste mit 1,4 die geringsten Werte erzielten. Die in der Sargfabrik sehr alltäglich geteilten Waschmaschinen, sowie Sport- und Freizeitausrüstung oder der Kühlschrank konnten sich nur sehr knapp im positiven Bereich positionieren. Schuhe und Autos werden in der Sargfabrik auch weitgehend selbstverständlich geteilt, erzielten in der Studie jedoch negative Werte (2,3 und 2,9). Zelt und Schlafsack werden in der Sargfabrik als „heikle“ Gegenstände betrachtet, die von der „sharity-Studie“ Befragten betrachten diese aber nur als genauso heikel wie das Auto (beide erzielen den Wert 2,9) und als weit weniger heikel als Schuhe.

Diese nur geringen Übereinstimmungen darüber, was geteilt werden kann, zeigen also, dass Normen und andere einflussgebende Faktoren darauf, was geshart werden kann, durchaus beweglich sind und sich immer wieder verändern. Es können sicher einige Verallgemeinerungen getroffen werden, insofern Bücher oder Werkzeug sicher Paradebeispiele für gut teilbare, selten genutzte, aber doch einen bestimmten Wert habende Gegenstände darstellen. Was letztendlich jedoch geshart wird, wird jedoch vor allem von sich ständig und aktuell besonders sich wandelnden Praktiken bestimmt.

### 8.1.1 Informelles sharing

In der Sargfabrik finden informelle sharing-Praktiken auf

einem sehr regen Niveau statt. Diese umfassen einerseits das Leihen und Verleihen von Gegenständen, die sich im Privatbesitz der BewohnerInnen befinden (Sport- und Freizeitartikel, Haushaltsgeräte, Autos usw.) und andererseits das Teilen von Zeit, insofern es üblich ist, dass untereinander in einem gewissen Ausmaß Hilfeleistungen erbracht werden (Einkaufen für kranke Personen, Kinderbeaufsichtigung usw.). Diese Austausch basieren nicht auf einer direkten Gegenleistung, sondern eher auf indirekten: Es gibt die Erwartungshaltung, dass man bei Bedarf selbst Unterstützung in Anspruch nehmen kann, wenn man nach den eigenen Möglichkeiten eine solche bietet.

Die Frontfrau der Collaborative Consumption-Bewegung hat dieses Phänomen auch beobachtet und beschreibt es mithilfe des anthropologischen Konzepts der „indirect reciprocity“:

*„No longer is it based on the simple premise „I'll help you, if you help me“. Now the cooperative dynamic becomes „I'll help you, someone else helps me“. [...] A culture of „indirect reciprocity“ is often referred to as the „gift economy“, one where people give goods and services without any explicit agreement for immediate or future reward. [...] These systems require a new kind of trust and reciprocity, a behavioural dynamic that in turn reinforces sharing, collaboration, honour, sociability and loyalty.“ (Botsman/Rogers 2011:133f.)*

Diese Dynamik der indirekten Reziprozität, die für das Prinzip „Wenn ich helfe, wird auch mir geholfen werden“ steht, wirke sich also sehr förderlich auf sharing-Praktiken aus, meinen Botsman /Rogers und bekräftigen damit die in der Sargfabrik gewonnen Erkenntnisse.

## 8.2 BEDEUTUNGEN

Sharing-Praktiken sind symbolisch höchst aufgeladen und werden oft, insbesondere von Nicht-PraktikerInnen mit negativen Bedeutungen assoziiert. Dies zeigt sich im Fall der Meinungen, die von außen an die Sargfabrik herangetragen werden oder auch stark in den Interviews mit den BibliotheksnutzerInnen. Ein gutes Beispiel für negative Assoziationen, die als Hürde für sharing-Praktiken wirken, ist die Bedeutung, die der Gemeinschaftsküche der Sargfabrik von externen BesucherInnen zugeschrieben wurde: Obwohl eindeutig erklärt wurde, dass die Küche großteils für private Zwecke wie Einladungen genutzt wird, wurde gefragt, ob es nicht anstrengend sei immer zusammen mit der ganzen Gemeinschaft essen zu müssen. Botsman/Rogers machen hier dieselbe Feststellung, nämlich dass sharing-Praktiken sehr oft mit stigmatisierten Bedeutungen aufgeladen sind:

*„As a society, we are wary of the old C's associated with sharing: cooperatives, collectives and communal structures. The words themselves are loaded with stigmas and unfortunate associations. Perhaps we fear they will jeopardize our cherished personal freedoms of individuality, privacy and autonomy.“ (Botsman/Rogers 2011: 67).*

Besonders stark seien diese Zuschreibungen in Bezug auf gemeinschaftliches Wohnen – hier seien die Assoziationen mit einengenden, ideologischen Kommunen sehr präsent, berichten die Autoren (vgl.: Botsman/Rogers 2011:

170f.) und meinen daher. „Concepts and connotations of „sharing“, „collectivism“ and „communalism“ need to be updated. [...] Meanings of word can change as our cultural acceptance of ideas is reframed. Hotels don't call their business “bed sharing” for good reasons.“ (ebd.: xxi). Daher spielen InitiatorInnen von sharing-Initiativen und insbesondere sharing-Unternehmen mit den Bedeutungen, um sie zu positiven umzuwandeln. Das carsharing-Unternehmen „Zipcar“ verwendet dafür beispielsweise folgende slogans: „Today's a BMW day. Or is it a Volvo day?“ oder „350 hours a year having sex. 420 looking for parking.“ (vgl.: Botsman/Rogers 2011: 114). Durch ein solches Marketing sollen die dem Privatauto zugeschriebenen Bedeutungen der Freiheit und Flexibilität in die Bedeutungen von Last, Umständlichkeit und eingeschränkten Möglichkeiten umgedeutet werden. Sehr schön wird dieser Bedeutungswandel, der wie es scheint gesamtgesellschaftlich im Gange ist, auch an zwei Interviewpassagen aus den Interviews mit den BibliotheksnutzerInnen deutlich: Während für einen Interviewpartner das eigene Auto ganz klar die Bedeutung von Freiheit, Unabhängigkeit und Mobilität einnimmt, tut es dies für eine andere Interviewpartnerin überhaupt nicht. Für sie nimmt es eher die Bedeutung einer Last und Belastung ein:

14 (B), Z81-84:

I: Kennen Sie wenn i fragen darf des Prinzip von Carsharing?

B1: Vom Namen her schon, es sind a schon sehr viele Berichte gewesen darüber, aber is Interesse is net sehr groß, denn mobil sein, bedeutet für mi, in dem Fall, ein eigenes Auto zu besitzen und mir des zu erfüllen, was i ganz anfach im täglichen Leben brauch...

I3 (B), Z98-100:

B1: Nein. Also wie wir da kein Auto ghabt haben, i hab des irrsinnig genossen, dass mans net ausschaufeln muss, net abkratzen muss, dass mans net zum Reparieren bringen muss. Die Leihautos sind immer neu, sauber, in Ordnung

### 8.3 PRAKTISCHES WISSEN

Vertrauen zwischen den NutzerInnen wurde als eine der bedeutendsten Formen des praktischen Wissens für sharing-Praktiken identifiziert. Dem Vertrauen, dass sich die MitnutzerInnen an die Regeln halten und das sharing-System nicht mutwillig missbrauchen, wird eine derart wichtige Bedeutung eingeräumt, dass es als eine *conditio sine qua non* angesehen wird. Deutlich wird dies z.B. daran, dass den Sargfabriksexternen NutzerInnen des Badehauses durch die Übergabe des Schlüssels zur Wohnhausanlage und zum Badehaus ein „Vertrauensvorschuss“ entgegengebracht wird und darauf gezählt wird, dass dieser nicht missbraucht wird. Auch für die große Frontfrau der Bewegung der Collaborative Consumption nimmt Vertrauen eine der zentralsten Rollen für erfolgreiche sharing-Praktiken ein und nennt Vertrauen die „Währung“ der Collaborative Economy (vgl.: Botsman/Rogers 2011: 93).

Eine weitere soziale Kompetenz, die sich in den Untersuchungen als wichtig erwies, war ein gewisses Set an Haltungen, die neben den eigenen auch die Bedürfnisse einer Gruppe zu erfüllen vermögen. Dazu gehören Verantwortungsbewusstsein, Achtsamkeit oder Flexibilität in Bezug auf die eigenen Vorstellungen. Dies sehen auch Botsman und Rogers sehr ähnlich und meinen, dass eine Verschiebung unseres „persönlichen Kompasses“ nicht nur nötig, sondern auch gewinnbringend sei:

*„To participate in collaborative lifestyles, all you need to do is „reorient your personal compass a little bit“ [...]. Collaborative lifestyles require you to shed a certain amount of your hyper-individualism and replace it with a certain amount of neighbourliness. If we let go a little bit of our individualism (at the moment we have plenty to spare), we recover something we have been missing. And sometimes we don't experience the bridge back from some form of isolation to some form of community.“* (Botsman/Rogers 2011: 180)

### 8.4 INFRASTRUKTUR

Ein klares Resultat dieser Studie ist, dass Infrastruktur und die Gestaltung dieser für sharing-Praktiken eine zentrale Rolle spielen. Diese materielle Ebene ist zwar eine, die von vielen sozialwissenschaftlichen Theorien ausgeblendet wird, ihre Beachtung und Integration in theoretische Überlegungen sowie empirischen Untersuchungen erweist sich aber zumindest im Fall der sharing-Praktiken als überaus bedeutend. Ist ein Gemeinschaftsraum ansprechend gestaltet und günstig positioniert so kann dies Auslöser für sharing-Praktiken sein bzw. einen wesentlichen Beitrag leisten, dass das „neue Verhalten“ (z.B. Waschen in der Waschküche, Baden in einem gemeinschaftlichen Badehaus) sehr

Eines der zentralen Resultate dieser Arbeit ist, dass für sharing-Praktiken, insbesondere wenn sie im Kontext eines nahen Zusammenlebens wie in einem Cohousing stattfinden, unbedingt „know-how“ im Umgang mit Konflikten nötig ist. Konflikte scheinen nämlich unweigerlich mit sharing-Praktiken aufzutauchen, weshalb es darum geht, einen derartigen Umgang damit zu finden, dass sie nicht zu Problemen werden. Kunze untersuchte in ihrer Dissertation „Soziale Innovationen für eine zukunftsfähige Lebensweise“ Gemeinschaften und Ökodörfer und kommt zur selben Feststellung:

*“In allen Untersuchungsprojekten wurde betont, dass aus der Erfahrung des Gemeinschaftslebens nach Wegen der sozialen Beziehungsbearbeitung gesucht werden musste. Auslöser waren Konflikte und Missverständnisse, die zu einer Trübung des „sozialen Klimas“ und schließlich Frustration und Blockaden in der Organisation führten. Um die Situation zu lösen, begannen die Projekte mit verschiedenen Wegen der Kommunikationsmethoden zu experimentieren.“* (Kunze 2009: 139).

Unter diesen Methoden war auch die „Gewaltfreie Kommunikation“, die auch von einem für diese Studie untersuchten Cohousing (B.R.O.T. Kalksburg) angewandt wird. Daneben spielen die Methode des „Sozialen Forums“, der „Supervision“, „Redestabunden“ und der „Themenzentrierten Interaktion“ in den von Kunze untersuchten Projekten eine Rolle (vgl.: Kunze 2009: 121). In meinen Erhebungen erwies sich weiters die Methode der „Soziokratie“ und insbesondere die „soziokratische Entscheidungsfindung“ durch den sogenannten „Konsent“ als relevant (vgl.: Protokoll Treffen Wohnprojekt: 4). Laut den Ergebnissen von Kunze wird der Umgang mit Konflikten umso herausfordernder, je heterogener die Gemeinschaft ist (vgl.: Kunze 2009: 139). Die relative Homogenität der BewohnerInnen der Sargfabrik könnte daher konfliktvermindernd wirken.

bald zu routinisierten unhinterfragten Praktiken wird. Auch Botsman/Rogers kommen zu diesem Schluss, indem sie behaupten, dass gemeinschaftlich genutzte Gebäude wie Cohousings oder co-working-Räume als „anchors of commonality“ wirken würden. Durch einen gemeinsamen Bezugspunkt, der auch Vertrauen stiftet, würden „Anker“ gesetzt, die gerade in instabilen Phasen des Wandels von Praktiken für Stabilität sorgen würden:

*„In collaborative lifestyles, anchors of commonality give people permission to collaborate, form new social bonds, and break down the emotional barriers and stigmas we often have around sharing or asking for help. Anchor of commonality can*

*be formed by by a phiscal space [...] such as co-working spaces or a hip storefront [...] or on online platform.“ (Botsman/Rogers 2011: 176).*

Man kann sich also vorstellen, dass allein der Bau der Sargfabrik, der durch seine zahlreichen Gemeinschaftseinrichtungen eine klare Haltung gegenüber sharing ausdrückt, auch fördernd auf informelles sharing wirkt, denn die BewohnerInnen haben einen infrastrukturellen „Anker“, der sie eint.

Jedoch wurde aus dem erhobenen Datenmaterial auch ersichtlich, dass Infrastruktur für sharing-Praktiken gewisse Ansprüche erfüllen muss, um zu erfolgreichen Praktiken zu führen. Im Fall der Sargfabrik konnten hierfür u.a. eine hochwertige Einrichtung und Ausstattung, eine helle und transparente Gestaltung mit vielen Fensterfronten, eine einladende Atmosphäre und experimentelles Design ausfindig gemacht werden. Auch Sanguinetti kommt in ihrer Sekundärstudie zu Cohousing zum Ergebnis, dass Cohousing und eine entsprechend offene, gut sichtbare und zugängliche sowie funktionale Infrastruktur soziale Interaktionen fördern:

*„Cohousing emphasizes environmental design strategies and social structural features that explicitly promote social interaction. Research supports the effectiveness of some of these physical strategies; specifically, social interaction in cohousing is positively related to the quality, accessibility, functionality, and visibility of common spaces, the presence of a privacy gradient, or buffer zone, between private and public spaces, fewer private facilities (e.g., communal laundry in lieu of private washers and dryers) and smaller private units.“ (Sanguinetti 2012: 12f.).*

Ein weiteres wichtiges die Infrastruktur von sharing-Praktiken betreffendes Resultat dieser Studie ist, dass die Lage von Gemeinschaftsräumen oder -flächen ausschlaggebend für den Erfolg und die Nutzung derselben ist. Auch Vestbro macht auf diesen wichtigen Einflussfaktor mit Verweis auf eine architektonische Studie von Lindén aufmerksam:

*„Palm Lindén’s study shows that the location of common spaces has an important role for the spontaneous use of these spaces. In addition, the nature of “transitional zones” (entrances, elevator and stairs) are crucial for social interaction and also important for the cohousing to function as a whole. An interesting observation is that the residents may be attracted to these spaces in tower blocks with common rooms on the ground floor, when they pass the entrance, but not when they have reached their private apartments.“ (Vestbro 2012: 9).*

Dieses Ergebnis kann durch Ergebnisse der Sargfabrik bestätigt werden: Die Waschküchen liegen in der Sargfabrik sowie in der Miss Sargfabrik jeweils sehr zentral und dies wurde auch als wichtig für deren häufige und als angenehm empfundene Nutzung angegeben – auch weil sie dadurch als soziale Treffpunkte fungieren würden. Direkt angegliedert an die Waschküche in der Miss Sargfabrik sind die Bibliothek, das „Dilettantenkammerl“ und die Gemeinschaftsküche. Auch in Bezug auf dieses Ensemble an Gemeinschaftsräumen wirkt sich die zentrale Lage günstig aus. Kellerlagen jedoch, wie sie auf die Werkstatt, den Fahrradraum oder das „Gartenkammerl“ zutreffen, haben sich als nicht förderlich für die Nutzung herausgestellt.

Die Gruppengröße wurde in dieser Arbeit als weiteres

wichtiges Element für erfolgreiche sharing-Praktiken eruiert. Die durchgeführten Untersuchungen zeigen, dass die Größe der Gruppe entscheidenden Einfluss auf soziale Dynamiken wie Konflikte, Möglichkeiten der Abgrenzung von der Gemeinschaft, Entwicklung von gemeinsamen Normen und geteilten Bedeutungen und Wissen oder das Wohlbefinden der Einzelnen in der Gruppe hat. Doch auch auf einer angreifbareren Ebene betrifft die Gruppengröße sharing-Praktiken direkt: Ist die Gruppe zu klein, ist sharing gar nicht möglich oder die zu erledigenden Aufgaben in einem Cohousing überfordern die Gruppe. Ist die Gruppe zu groß kann dies jedoch auch negativen Einfluss auf die sharing-Praktiken haben: die Logistik muss ausgeklügelter sein, Vertrauen aufzubauen ist herausfordernder und informelle Praktiken werden immer schwieriger. Botsman/Rogers sprechen in diesem Zusammenhang von der „Stärke der schwachen Beziehungen“ (Botsman/Rogers 2011: 180) und der kritischen Masse. Mit „Stärke der schwachen Beziehungen“ beschreiben sie genau das Phänomen, dass eine Vielzahl an schwachen, jedoch qualitätsvollen Beziehungen, wie es aktive aber nicht zu intensive Beziehungen zwischen BewohnerInnen oder NachbarInnen sein können, insgesamt ein starkes Netz an Beziehungen ausmachen und das Sozialkapital der Gruppe erhöhen (vgl.: ebd.). Dieses Ergebnis spiegelt sich in der Erkenntnis wieder, dass die relativ große Gruppengröße der Sargfabrik von ca. 250 Personen der Gemeinschaft zu Resilienz verhilft, indem es ein starkes Netz aus vielen schwachen Beziehungen gibt, welches Konflikte aufzufangen vermag. Neben der Stärke der schwachen Beziehungen verweisen Botsman/Rogers auf das Erreichen einer kritischen Masse als äußerst zentral für funktionierende sharing-Praktiken. Die kritische Masse stellt für sie sogar einen von vier treibenden Gründen des Erfolgs der Collaborative Consumption dar (vgl.: ebd.: 74). Als kritische Masse wird dabei das Erreichen eines Partizipationsgrades angesehen, welcher nötig ist, um ein System selbsterhaltend wirken zu lassen. Klar ist, dass es sich dabei um einen deutlichen Wendepunkt („tipping-point“) handelt, der seine Wirkung erst ab genau dem gewissen Punkt entfalten kann und nicht bereits bei einer Annäherung an den Punkt. Nicht klar bzw. von sharing- zu sharing-System unterschiedlich ist, wo sich dieser Wendepunkt befindet bzw. wie viel die kritische Masse umfängt:

*„No universal magic formula can determine the right point of critical mass for different types of Collaborative Consumption. It varies depending on the context, the needs being met and user expectations.“ (ebd.: 78f.).*

Einigkeit herrscht aber darüber, dass die kritische Masse aus zwei Gründen wichtig sei: Erstens kann die benötigte Auswahl an sharing-Objekten nur durch eine gewisse Anzahl an partizipierenden Personen sichergestellt werden. Wird ein gewisser Grad an Auswahlmöglichkeiten nicht erreicht, so sei es sehr wahrscheinlich, dass das Sharingangebot nicht gut genutzt werde. Ein dazu passendes Beispiel aus der Sargfabrik ist, dass die BewohnerInnen die große Gruppengröße für ausschlaggebend für das gute Funktionieren des informellen sharings betrachten. Dadurch, dass eine über die interne mailing-Liste versandte Anfrage ca. 150 Personen in nächster Umgebung erreicht, würde sich „immer eine Lösung finden“. Der zweite Grund, weshalb das Erreichen einer kritischen Masse wichtig ist, besteht

darin, dass so eine Art „soziale Gewährleistung“ erreicht wird, die für den Wandel von Praktiken nötig sei:  
„early users provide a critical mass of „social proof“ that these forms of Collaborative Consumption are something others

should try. It enables people, not just early adopters, to cross the psychological barrier that often exists around new behaviours.“ (ebd.: 81).

## 8.5 WANDEL

Unter 4.2.2 („Beschreibung des Zustandes vs. Erklärung des Wandels“) wurde diskutiert, wie die Änderungen von Praktiken praxeologisch erfasst und erklärt werden können. Die Literatur liefert hierzu, mit Ausnahme einiger weniger VertreterInnen des praxistheoretischen Ansatzes, allerdings nur wenige Anhaltspunkte. Shove und Warde, welche sich stark mit Nachhaltigkeitsthemen auseinandersetzen und daher immer wieder mit Fragen der Änderung von Praktiken konfrontiert sind, stellen hier die Ausnahmen dar. In Shove's Beschäftigung mit der Dynamik der Praktiken nehmen die Konzepte der „Proto-Praktik“ und der „Ex-Praktik“ eine zentrale Rolle ein. Damit beschreibt sie einerseits Praktiken, welche bereits über alle oder einige dazugehörigen Elemente verfügen, aber noch nicht regelmäßig ausgeführt werden und daher sich noch nicht als Praktik etabliert haben und andererseits Praktiken, die auseinanderfallen, weil einzelne Elemente der Praktik adaptiert werden. Diese theoretische Beschreibung erweist sich als nützlich, insofern in den Untersuchungen zahlreiche Praktiken beobachtet werden konnten, die sich in einem Prozess des Wandels befinden. Ein aus dieser Studie gewonnenes empirisches Beispiel für einen Prozess des Wandels, der eine „Proto-Praktik“ sowie eine „Ex-Praktik“ enthält, ist das Waschen in der Waschküche im Fall von Frau Christine: Bei Einzug in die Sargfabrik ist die Infrastruktur auf diese Praktik ausgelegt, Frau Christine hält aber an der von ihr bis dahin gewohntermaßen ausgeführten Praktik des Waschens mit der privaten Waschmaschine fest. Dementsprechend lässt sie sich auch entgegen den Plänen der Architekten einen Anschluss für eine private Waschmaschine einbauen und verfügt über eine solche in ihrer Wohnung. Nun beginnt die Phase der „Proto-Praktik“, da sich die einzelnen Elemente der Praktik zu ändern beginnen und wie im Fall der Infrastruktur parallel bestehen: Als sich verschiedene Bauteile des praktischen Wissens und auch Bedeutungen des Waschens in der Waschküche ändern, beginnt auch Frau Christine die Waschküche zu nutzen und so den Schritt von der „Proto-Praktik“ zur etablierten Praktik zu vollziehen. Die materielle Ebene der „Ex-Praktik“, also die private Waschmaschine ist zwar noch existent, aber inzwischen obsolet geworden.

Zahlreiche weitere in der Studie genannte Fälle wie der Besitz von einem privaten Auto, das Baden im Badehaus oder informelles sharing sind stark im Wandel begriffene Praktiken, für welche auch „Proto-Praktiken“ und „Ex-Praktiken“ ausgemacht werden können.

### 8.5.1 „Spill-over“ – Effekt

Warde verweist in seiner Auseinandersetzung mit Wandel von Praktiken auf ein Tabuthema in theoretischen

Auseinandersetzungen:

„there is a question, much avoided in theoretical expositions, of how different practices affect one another, for surely understandings, knowledge and orientations transmigrate across boundaries.“ (Warde 2005: 149).

Wie Praktiken sich gegenseitig beeinflussen, ist also ein gemiedenes Thema in der theoretischen Auseinandersetzung – erwies sich jedoch in dieser empirischen Studie als äußerst relevant. Beschäftigt man sich mit sharing-Praktiken wird nämlich schnell deutlich, dass die Praktiken zwar äußerst unterschiedlich sind, doch über einen einenden Kern, nämlich das Prinzip des Teilens, verfügen. Daher stellt sich folgende Frage: Wiederholen sich Elemente der jeweils spezifischen Praktiken und übertragen sich auf andere? Liegen z.B. verschiedenen sharing-Praktiken allen ähnliche Bedeutungen zu Grunde? Oder gibt es ein für sharing-Praktiken relevantes praktisches Wissen, das für diverse spezifische Praktiken wie die Nutzung einer Gemeinschaftsküche oder carsharing anwendbar ist?

Die sich aus dieser Studie ergebenden Antworten lauten eindeutig „Ja“, wie der gesamte Aufbau der Auswertung der Daten zeigt: Diese ist nämlich so aufgebaut, dass Bedeutungen, praktisches Wissen und die Infrastruktur praktikenübergreifend dargestellt werden und in vielen Fällen verallgemeinernd über „sharing-Praktiken“ geschrieben wird. Dies hat sich daraus ergeben, dass die im Material vorkommenden Elemente der Praktiken sich über weite Teile über spezifische einzelne sharing-Praktiken hinweg decken. So ist die Bedeutung von sharing als Luxus beispielsweise für das Badehaus, die Gemeinschaftsküche, die Waschküche aber auch für die Möglichkeiten, die das informelle sharing eröffnet gleichermaßen relevant. Weiters kann dezidiert festgestellt werden, dass frühere sharing-Erfahrungen im positiven wie im negativen Sinne spätere bzw. die Offenheit gegenüber sharing wesentlich beeinflussen. Am eindrücklichsten zeigte sich dies im Fall von positiven Erfahrungen mit dem Leben in Wohngemeinschaften, welche sich sehr positiv an die Gewöhnung der sharing-Praktiken in der Sargfabrik erwiesen sowie negativen Erfahrungen mit einer Waschküche, die Frau Christine zunächst dazu führten, auch die Waschküche in der Sargfabrik abzulehnen.

Auch die empirische Untersuchung einer Ludothek von Phipps et al. zeigt, dass sharing-Praktiken sich stark gegenseitig beeinflussen und sie berichtet von einem spill-over Effekt:

„Some toy library users explain that the experience of toy sharing spills over and influences other behaviors, such as participating in book clubs, clothes swapping, car sharing, skill sharing, and gifting used toys and books.“ (Phipps et. al. 2013: 123of.)

Weiters sind auch Botsman/Rogers eindeutig davon

überzeugt, dass es diese spill-over Effekte bei sharing-Praktiken gibt und sprechen sogar davon, dass sich die Erfahrungen mit sharing auf das gesamte Konsumverhalten auswirken würden:

*“When people enter Collaborative Consumption through one particular door – a clothing exchange, a car-sharing scheme or a laundrette – they become more receptive to other kinds of collective or community-based solutions. Over time, these experiences create a deep shift in consumer mind-set.” (Botsman 2011: 216f.)*

Auf einer allgemeineren Ebene wird häufig die Meinung vertreten, dass die zunehmende Internetnutzung und die zunehmende Verbreitung des Teilens von Informationen, Musik oder Filmen über soziale Netzwerke im Internet eine weit verbreitete Offenheit gegenüber sharing stark begünstigt hat (Botsman 2013).

# 9 Ausblick: Wie kann sharing noch besser funktionieren?

Bereits während der Erhebungen in der Sargfabrik wurde klar, dass dort sharing-Praktiken auf eine sehr alltägliche Weise, eben als routinisierte, unhinterfragte Praktiken, passieren. Vieles, was im aktuellen Hype um die Collaborative Consumption als besonders neu und innovativ gepriesen wird, wie z.B. das Teilen von Werkzeug oder Sportartikeln unter Nachbarn, erwies sich in der Sargfabrik als Selbstverständlichkeit. Doch kristallisierten sich auch bald schon Bereiche heraus, die bisher nicht zufriedenstellend gelöst werden konnten. In erster Linie betrifft dies das carsharing und zwar sowohl in der Sargfabrik sowie im Cohousing in Kalksburg. In diesem Bereich entwickelte sich dafür parallel im Internet nun auch in Wien eine dynamische Bewegung, die auf breite Akzeptanz stößt. Die gegenseitige Bekanntheit dieser unterschiedlichen Kontexte, die sich auf die je eigene Weise stark mit sharing auseinandersetzen, ist allerdings sehr gering, wie ich im Zuge meiner Erhebungen immer wieder feststellen konnte. Dies überraschte mich stark, da ich annahm, dass die unterschiedlichen AkteurInnen in der Sharingszene in Wien, die doch recht überschaubar ist, sich und ihre Angebote kennen würden. Außerdem beschäftigen sich die AkteurInnen auf beiden Seiten mit zwar verschiedenen, jedoch stark zusammenhängenden Fragen: Eine oder die zentrale Frage für internetbasiertes carsharing ist es beispielsweise wie die NutzerInnenanzahl

der Plattform gesteigert werden kann. In der Sargfabrik würde es viele potenzielle NutzerInnen von carsharing geben, doch beschäftigen die BewohnerInnen Fragen zur Infrastruktur und zur rechtlichen Regelung des carsharings. Diese Beobachtungen führten mich zu folgender Fragestellung, die ich in der letzten Forschungsphase dieser Diplomarbeit ansatzweise durch eine Gruppendiskussion und die Beobachtung eines einschlägigen Treffens zu beantworten versuche:

## **Kann sich eine Verbindung zwischen online- und offline - Sharingangeboten förderlich auf sharing-Praktiken auswirken und das Sharingangebot nutzerfreundlich erweitern?**

Dafür stelle ich in einem ersten Schritt Interviewpassagen aus den Erhebungen in den Cohousing-Projekten dar, welche mich zu dieser Frage führten und bespreche in einem zweiten die aus der Gruppendiskussion und der Beobachtung des Treffens des „Wohnprojekts Wien“ gewonnenen Erkenntnisse. Den Hauptteil nehmen dabei die Darstellung der sich im Wandel befindenden Praktik des carsharings und die Frage welche Elemente der Praktik bereits vorhanden sind bzw. noch gebildet werden müssen, ein. Im abschließenden Fazit wird versucht ein abschließendes Resümee aus den gemachten Überlegungen zu ziehen.

## **9.1 CARSHARING IM WANDEL: MOMENTAUFNAHMEN AUS DER SARGFABRIK UND B.R.O.T. KALKSBURG**

Carsharing wird in der Sargfabrik durchaus oft praktiziert, jedoch nicht als „richtiges“ carsharing: „also wir haben zum Beispiel kein carsharing in dem Sinn...[...]so, so richtiges carsharing haben wir nicht“ (I1, Z57-62). Als „richtiges“ carsharing bezeichnen die BewohnerInnen ein formelles Angebot in Verbindung mit einem professionellen carsharing-Anbieter. Auf einer informellen „konzeptlosen“ Ebene werden Autos jedoch sehr wohl verliehen:

I5, Z85-91:

*B1: bei uns ist es so, das hat kein Konzept, wär ja konzeptlos, irgendwie. Man, es ist so, dass man sagt, ok, wir teilen uns zu viert ein Auto. Oder ich hab ein Auto und brauch es aber nicht oft. Also ist eigentlich, ist eigentlich nur der Wille, dass man es macht, aber wie das umgesetzt wird, das ist wieder eine andere Frage. Zahle ich jetzt, wenn ich, sagen wir so, zu viert teilen wir uns ein Auto, zahlen ich ein Viertel vom Jahresding, oder zahle ich nur wenn ich nach km oder so.*

Wie Herr Ivo berichtet, ist also der „Wille“ da, aber viele offene ungelöste Fragen zur genauen Abwicklung des carsharings führen dazu, dass es auf eine „archaische“ Weise passiert, wie Herr Walther meint:

GD, Z318-328:

*W: Also bei den Autos waren wir eher so ein bisschen archaisch,*

*da haben wir keine besonderen Initiativen gehabt, obwohl wir den Anspruch haben...ahm, wir haben jetzt erst erhoben wie viel wir haben, 38 Autos haben wir jetzt, PKWs für also diese 220 Menschen insgesamt*

*M: Ah ja*

*W: Und das ist ungefähr nur der halbe Motorisierungsgrad wie es in Wien wäre, ja, also wir sind untermotorisiert (MH: Mhm) und das ist schon zum Teil dadurch, dass halt schon verliehen werden die Autos, ja, manche eben so kleine Nutzergemeinschaften gibt es, das ist privat, und manchmal gibt es halt über die VIL-Liste Anfragen „Ich brauch ein Auto am Wochenende, kann mir wer eines leihen“ und dann gibt es halt Zusendungen und meistens klappt es auch irgendwie...*

Bereits an der Verwendung der Worte „archaisch“ und „untermotorisiert“, im Sinne, dass in der Sargfabrik weniger Autos pro Kopf als im österreichischen Durchschnitt vorhanden sind, wird klar, dass Privatautos eigentlich als „falsche“ bzw. nicht zeitgemäße Mobilitätsstrategie angesehen werden. Herr Walther berichtet, dass die Bereitschaft, das eigene Auto zu verborgen zwar nicht bei allen gegeben sei, doch bei einigen und carsharing dadurch eben „meistens irgendwie klappt“. Dadurch, dass Herr Walther, jene, die nicht bereit sind, als „heikel“ beschreibt, wird klar, dass zumindest für ihn die Bereitschaft zum carsharing die Norm ist und jene, die diese nicht teilen, davon abweichen

und nicht umgekehrt:

GD, Z328-331:

W: also bei 38 Autos lesen vielleicht 30 dann schon die Botenschaft und irgendwer wird schon eines haben und hergeben. Nicht alle, glaube ich, geben es her, ja, ein paar sind heikel (haglik), möchten ihr eigenes Auto haben, ein paar wahrscheinlich 10, ja 10 würden schon ihre Autos hergeben, ja

Wie für Herrn Walther so stellt auch für Herrn Ivo carsharing die Norm dar, welche er insbesondere einfordert, um auch ökologisch zu handeln und Umweltbewusstsein nicht nur zu propagieren:

I5, Z17-34:

B1: das war schon öfters, dass die Nachbarin kommt und sagt, borgst das Auto wie morgen, sie fahre eh immer mit der Bahn und sie habe aber irgend etwas zu transportieren und es ist wurscht, dass es halt so unreglementiert passiert, das kommt schon vor, obwohl ich irgendwie der Meinung bin, dass man das eigentlich schon machen soll dass man welche Haftung, wir heften uns auf ja auf die Fahne, dass wir so ökologisch sein, sagt man zumindest, was natürlich in vielen Fällen nicht stimmt. [...] Und es gibt eigentlich es haben eigentlich relativ viel Autos und wenn man dann schon so auf ökologisch und bewusst ahh sich darstellt, dann sollte man eigentlich diese Autos irgendwie in ein Car-Sharing Projekt integrieren, finde ich, oder weil weil, wenn ich denke, es gibt welche, die haben ein Autos, das steht eigentlich, wenn die 3.000 km im Jahr fahren, ist es viel. Das finde ich einfach absolut eine vergeudete Ressource. Oder?

Obwohl also zumindest von Seiten einiger BewohnerInnen ein formelles, „richtiges“ carsharing gutgeheißen würde und einzelne Elemente der Praktik des carsharings wie „know-where“ („Wir sollten carsharing betreiben“, „der Wille ist da“) und „know-what“ („Carsharing ist normal“) gegeben sind, findet es bisher nur auf informeller Ebene statt. Eine Formalisierung dieser Praktik wird aber durchaus eindeutig gewünscht:

I5, Z46-97:

B1: Das ist aber im Prinzip kein sharing, das ist dann einfach nur ja...man borgt es halt her und ja, dass man das in irgendeiner Form halt dann als, ich weiß nicht, wie man das dann abrechnet. Ja, ich weiß nicht, die car-sharing-Projekte sind halt, die professionellen sind halt, die haben halt das nötige Kapital, um so was professionell aufzuziehen. Das ist halt hier nicht. Aber dass eine Idee dahinter ist, dass man sagt, ok, die Sargfabrik macht carsharing, das gibt es nicht. Leider. Also obwohl ich es eigentlich gut finden würde. Das wäre nicht schlecht. [...] I: [...] Wär der Wunsch, dass man das formeller macht? B1: Ja klar.

Interessanterweise stellt sich die Situation des carsharings im Cohousing Kalksburg sehr ähnlich dar: Auch hier wird carsharing auf informeller Ebene mit ganz unterschiedlichen Nutzungsregeln praktiziert und es gibt ebenfalls Überlegungen, carsharing auf eine formelle Ebene zu heben, welche sich aber nicht „durchgesetzt“ haben.

i6, Z43-69:

B1: Es gibt hier Autos, die immer wieder hergeborgt werden und das ist zum Beispiel eine Idee da, dass wir Car-Sharing richtig professionell machen. Aber im Moment ist es so, dass ungefähr sechs Autos von Privatbesitzern geteilt werden. Und geliehen werden auch, manchmal also es gibt zwei große Autos und ein paar kleine Privatautos, (I: mhm) und da kann man sozusagen sich die Autos ausleihen. Und je nachdem, sind sie frei oder nicht frei. Das ist jetzt nicht organisiert sondern ganz (.) und da war schon mal eine Idee, dass wir Gemeinschaftsautos teilen, aber das haben wir auch nicht geschafft, richtig durchzusetzen. Das ist mehr oder weniger ein privates Car-Sharing. I: Was meinst du mit: durchzusetzen?

B1: Was das heißt? Es würde eine Gruppe geben, die die Autos anschafft. (I: mhm) und wo man sagt, wir sind Gemeinschaftskäufer, aber es funktioniert so ganz gut. Wenn ich ein Auto brauche, ich habe zum Beispiel kein Auto, dann kann ich immer eins mir ausborgen, da ruf ich mal (.) meine Nachbarin an, und die hat es meistens nur am Vormittag, die andere hat es am Wochenende nicht oder also es sind immer ein paar Autos zur Verfügung. Und jede handhabt es anders auch, der eine will nur eine Spende, der nächste ein Kilometergeld, (.) also das ist auch sehr verschieden, das ist noch (..)

I: Ok. Aber das wäre dann gruppenintern geregelt sozusagen, also das wären eine Teilgruppe, die sich bildet und sagt, wir machen das Car-Sharing dann.

B1: Das war schon mal die Idee, dass wir das machen, dass wir sozusagen Autos gemeinsam anschaffen oder alte Autos in einen Topf geben, und die dann gemeinsam besitzen. (I: Ok) Aber das hat sich noch nicht durchgesetzt, weil es so auch ganz gut funktioniert. (Ähm)

Diese Beobachtungen von sich im Wandel befindenden Praktiken fand ich äußerst spannend: Sei es in der Sargfabrik als auch in Kalksburg stellte sich die Situation so dar, dass die Praktik der Nutzung des privaten Autos schon teilweise zu einer „Ex-Praktik“ geworden ist, da z.B. das „know-where“ nicht mehr zur Praktik passt, insofern es von vielen als „schlecht“ angesehen wird, ein eigenes Auto zu haben und es nur selten zu nutzen. Daraufhin hat sich die Praktik des informellen carsharings etabliert, jedoch konnte diese insbesondere in der Sargfabrik nicht zu einer stabilen Praktik werden, da viele Elemente ungeklärt sind (z.B. „know-that“ im Sinne von Nutzungsregeln), was oft zu Konflikten führt. Allerdings konnte sich auch die Praktik des formellen carsharings nicht etablieren, obwohl einige Elemente dafür, wie z.B. das „know-where“ bereits bestehen. Dass diese Beobachtungen auf beide untersuchten Cohousings zutreffen, ließ sie mir noch interessanter erscheinen, da es sich hier evtl. nicht um Einzelfälle handelt.

Gleichzeitig beobachtete ich eine sehr dynamische Entwicklung einiger internetbasierter österreichischer sharing-Plattformen, die sich z.B. darin zeigte, dass im August 2013 das erste Treffen der österreichischen Sharing Economy mit Vertretern von sechs sharing-Unternehmen stattfand<sup>9</sup>. Viele von den dazugehörigen Internetplattformen erleben zurzeit einen Aufschwung. Dies trifft auch auf die private carsharing-Plattform „carsharing24/7“ (www.carsharing247.com) sowie „usetwice“, auf welcher Gegenstände zur Vermietung angeboten werden, zu. Die These,

9 Vgl. hier: <http://www.collaborativeconsumption.com/2013/08/29/collaborative-consumption-in-austria/>

die ich aufbauend auf diesen Beobachtungen, entwickelte, lautet, dass sharing ohne Rückgriff auf das Internet zwar in überaus vielen Fällen gut funktioniert, doch auch an Grenzen stößt, wie im Falle der dargestellten carsharing-Situationen. Um die eingangs erwähnte Frage nach einer möglichen Verbindung zwischen online- und offline – Sharingangeboten ansatzweise beantworten zu können, organisierte ich eine Gruppendiskussion zwischen VertreterInnen der Sargfabrik und Robert Reithofer, dem Betreiber von „carsharing24/7“ und Markus Heingärtner, dem Betreiber von „usetwice“, die am 11. Dezember 2013 in der Gemeinschaftsküche der Sargfabrik stattfand. Als ich im Zuge der Organisation der Gruppendiskussion mit Robert Reithofer telefonierte, informierte er mich, dass er bereits eine Kooperation mit einem anderen Cohousing-Projekt in Wien eingegangen sei, dem „Wohnprojekt Wien“. Dieses befindet sich gerade in der finalen Entstehungsphase (geplanter Einzug: Dezember 2013) und „carsharing24/7“

bereite gerade ein auf die Bedürfnisse dieses Cohousings maßgeschneidertes Angebot vor. Dazu gebe es kommende Woche ein Treffen zwischen den zukünftigen BewohnerInnen und ihm. Da mir dies sehr interessant erschien und auch bereits eine erste Bestätigung der Hypothese war, dass es zwischen Cohousings und online-sharing-Plattformen noch viele ungenutzte Synergien gibt, äußerte ich sofort Interesse an diesem Treffen und nahm als Beobachterin am 4. Dezember 2013 daran teil. Kurz nach dem Treffen erstellte ich ein ausführliches Protokoll des Ablaufs des Treffens sowie meiner Eindrücke und Beobachtungen. Transkribiert habe ich dieses nicht, da mir die Informationsdichte des ca. dreistündigen Treffens nicht ausreichend hoch erscheint.

Nachfolgend werden die Ergebnisse dieser beiden Datenerhebungen, der Gruppendiskussion sowie der Beobachtung des Treffens, dargestellt.

## 9.2 ERGEBNISSE: MÖGLICHE SYMBIOSEN ZWISCHEN ONLINE- UND OFFLINE-SHARING

Die Gruppendiskussion verlief insgesamt äußerst rege und nachdem ich die Einstiegsfrage gestellt und alle Beteiligten aufgefordert hatte, sich und ihre sharing-Initiative vorzustellen, ergab sich sozusagen von selbst eine Diskussion, in welche ich als Forschende so gut wie gar nicht eingriff.

### 9.2.1 Der Wille ist da

Einen ersten Aufhänger fand die Diskussion als Frau Mercedes davon erzählte, dass sie schlechte Erfahrungen mit dem informellen carsharing gemacht habe:

GD, Z46-57:

M: also wir haben ein kleines Auto gehabt und haben das, also jemandem zur Verfügung gestellt und die hat dann abgerechnet nach Kilometergeld, das hat aber, eigentlich haben wir damit schlechte Erfahrungen gemacht...

R: Warum?

M: Warum? Weil. ähm....quasi am Fahrzeughalter bleiben die ganzen Arbeiten hängen, also du musst dich kümmern um das Service, um Pickerl, um Reparaturen, speziell war es einmal so, dass diejenige am 23. Dezember vergessen hat das Licht abzudrehen und am 25., und dann weggefahren ist über Weihnachten [lacht] und am 25. hätte ich das Auto gebraucht und es war dann tote Hose, ja? Und das war so leer, das ich eine neue Batterie hab kaufen müssen (I: Mhm) und dann bin ich da sitzen geblieben darauf. also da hat es aber auch mangels Vereinbarungen

Dass das informelle carsharing darunter leide, dass es unzureichende Vereinbarungen gibt und dass dies bereits dazu geführt habe, dass diese sharing-Praktik nicht mehr genutzt wird, davon berichtet auch Herr Walther:

GD, Z623-629:

W: Ja genau.....Nein, das stimmt bei uns, also ich habe schon ein paar Mal von ein paar Leuten von schlechten Erfahrungen gehört auch innerhalb der Sargfabrik, B. hat gesagt, sie hat

eine Fahrgemeinschaft gehabt mit ein paar Leuten und dann das Auto halt irgendwie kaputt zurückbekommen und geärgert und es war nicht klar, wer zahlt dafür, oder war das schon vorher und so...

R: Also das kann

W: Dann machst du es nicht mehr, nicht?

Im Gegenzug führt Markus Heingärtner an, dass genau die Lösung dieser unklaren Regeln und Zuständigkeiten sowie das Senken des Zeit- und Organisationsaufwandes die Vorteile eines formellen carsharings, wie etwa durch die Plattform „carsharing24/7“, seien:

GD, Z389-398:

MH: hat man ein automatisches Versicherungsprodukt dabei, das auf den Tag geht und viel günstiger ist als man sonst zahlt beim ÖAMTC oder sonst wo zahlt für die Vollkasko-Versicherung, und vor allem kann man sie auf Knopfdruck haben halt, es muss nicht irgendjemand irgendwo hingehen. (M: Mhm) Und man weiß vor allem „Aha, das Auto ist jetzt reserviert“ also man hat das System dahinter, also wenn man sich das wünscht (M: Ja). das heißt, es senkt natürlich insgesamt den Aufwand rund um das Vermieten und das ist ja immer ein Wunsch der Leute, dass sie nicht soviel herumrennen müssen dafür und dass es trotzdem einen Rahmen hat (M: Mhm). Ich glaub, das sind wahrscheinlich die Vorteile

Die TeilnehmerInnen der Gruppendiskussion waren sich also bald einig, dass es für das Angebot von „carsharing24/7“ durchaus Nachfrage und Bedarf in der Sargfabrik geben würde, während der Bedarf des sharings von anderen Alltagsgegenständen sargfabriksintern zufriedenstellend gedeckt werden kann und es somit keine Nachfrage für das Angebot von „usetwice“ gäbe:

GD, Z63-70:

M: also ich glaub, dass das [Anm.: die Nutzung der Plattform carsharing24/7] vielleicht auch eine Idee wäre für uns hier, weil etliche, also so in unserem Alter, die das Auto ausfahren und dann weggeben, überlegen sich, ob sie noch einmal eines

anschaffen und da gibt es schon etliche herinnen, die sich keines mehr anschaffen und in Wien sowieso öffentlich unterwegs sind und dann auch mit der Bahn viel herumfahren und dann wenn sie einmal speziell ein Auto brauchen, eben irgendwohin, wo es keine Zugverbindung gibt, dann versuchen eine andere Lösung zu finden...

GD, Z313-315:

M: Das weiß ich gar nicht ob es einen Bedarf gibt jetzt, wahrscheinlich am ehesten bei Autos...

W: Naja, also...

M: bei den Gebrauchsgegenständen weiß ich nicht, weil das ja intern oft...

Für eine Kooperation zwischen dem Cohousing und der privaten carsharing-Plattform wird also sowohl in der Sargfabrik als auch im Cohousing „Wohnprojekt Wien“ Bedarf diagnostiziert.

Weiters fällt mir beim Treffen zwischen dem „Wohnprojekt Wien“ und „carsharing24/7“ auf, dass es auch unter den BewohnerInnen dieses Cohousings eine starke Übereinkunft darüber gibt, dass carsharing etwas Gutes sei: Ganz am Anfang des Treffens meint ein Teilnehmer, dass er schon seit Jahren auf der Suche nach einer Möglichkeit sein Auto zu teilen sei – nicht weil er es sich nicht leisten könne, sondern weil es „keinen Sinn mache“, das Auto alleine zu nutzen, „es gehört geteilt“. Am Ende des Treffens spricht ein Teilnehmer eine am Morgen gehörte Radiosendung zum Thema „sharing“ an. Bei dieser sei gesagt worden, dass carsharing nicht immer positive Umwelteffekte habe, da es durch den sogenannten „rebound-Effekt“ auch zu Mehrnutzungen kommen könne. Dies beschäftigt den Teilnehmer sichtlich und er fragt nach der Meinung des „Experten“ R. Reithofer. Als gemeinsam geklärt wird, dass dies zwar stimmen, aber nicht so allgemein gesagt werden könne, fühlt sich der Teilnehmende in seinem „Weltbild“ bestätigt (vgl.: Protokoll Treffen Wohnprojekt: 8f.). Diese Beobachtungen sowie die weiter oben angeführten Interviewauszüge aus den Interviews und der Gruppendiskussion mit BewohnerInnen der Sargfabrik und die folgende Interviewpassage führen mich zur These, dass das „know-where“ bereits ein gut ausgeprägtes Element der Praktik ist, da die Auffassung, dass carsharing allgemein und für die Umwelt etwas Gutes sei, stark geteilt wird.

GD, Z715-718:

R: Ich meine schöner geht es nicht: billig, weniger Parkplätze werden gebraucht.

M: Ja, ja eh

W: Die Überzeugung ist schon da, wir sind nur schlampert ein bisschen...

Allerdings fehlt eine Reihe anderer Elemente, die wichtig für eine Praktik sind und deshalb wird die Praktik des formellen carsharings in den Cohousings auch (noch) nicht ausgeführt. Dementsprechend drehten sich die Diskussionen sowohl bei der Gruppendiskussion als auch beim Treffen des Wohnprojekts Wien stark um die noch zu bildenden Elemente.

## 9.2.2 Was noch fehlt

Auffallend bei beiden Treffen war, dass sehr detailliert diskutiert wurde, es ging sehr stark um Fragen der Haftung, der Versicherung, der genauen Abrechnung, des genauen Ablaufs, der Funktionsweise der software, dem Umgang mit Regelbrüchen, der Rechte und Pflichten der Einzelnen usw. Es ging also um die Klärung und Bildung diverser Elemente des praktischen Wissens („know-what“, „know-that“ und „know-how“) sowie der Infrastruktur. Im Folgenden werden die Diskussionen zu den einzelnen Elementen zusammengefasst und dadurch Einsicht in die Bildung dieser gewährt:

### „Know-what“: Wissen, was zu tun ist

Zu Beginn des Treffens des Wohnprojekts Wien dreht sich die Diskussion rund um „Normen des sharings“: Ein potentieller Autovermieter macht sich Sorgen, dass sein Auto zu dreckig zum Verleihen sein könnte (Familiennutzung), er es aber andererseits auch nicht eigens reinigen wolle. Eine andere potentielle Autovermieterin betont wiederum, dass sie ihr Auto sehr sauber hält und auch Wert drauf lege, dass die MitnutzerInnen darauf Acht geben. Später taucht dieses Problem nochmals auf, als jener Bewohner, der sein Auto als dreckig empfindet, sein Auto auf der online-Plattform beschreiben muss: „Wo schreibt man Dreck hin? Wie formuliert man das?“. Er entscheidet sich den Zustand mit „Anzug-ungeeignet“ zu beschreiben. Weiters wird diskutiert, ob das Auto ausgeräumt sein muss (Transportdecken usw.). Auch die Frage, wie spontan die Autonutzung dann geschehe („Was mach ich, wenn ich draufkomme, dass ich das Auto trotzdem selber brauche, obwohl ich es eigentlich verborgen wollte?“) wurde länger diskutiert. Hier lautete die vertretene Meinung, dass Spontanität im Vergleich zum Privatbesitz sicher nur in begrenzterem Ausmaß möglich sei (vgl.: Protokoll Treffen Wohnprojekt: 4f.)

Interessanterweise treten in der Gruppendiskussion in der Sargfabrik sehr ähnliche Fragen auf. Auch hier drehen sich die Diskussionen einerseits darum, in welchem (Sauberkeits)zustand das Auto sein soll und andererseits darum, wie viel Spontanität das formelle System noch zulässt. In Bezug auf letztere Unsicherheit, kann Robert Reithofer mit einer Lösungsstrategie aufwarten:

GD, Z340-343:

W: Also die Schwierigkeit ist, man muss dann halt schauen, dass irgendwie sauber ist und alles funktioniert und das ist halt ein zusätzlicher Aufwand, den ich nicht habe, wenn es nur mein eigenes ist, das ist sozusagen die Schwierigkeit.

GD, Z691-710:

W: Ja, also habt ihr sowas wie eine Rankinghierarchie an Benutzungszugriffen also wenn der eine sagt, er braucht es am dringendsten, ja, ein paar Sachen sind dringlich ja... also, was weiß ich, der Herbert hat auch gesagt ich brauche es eine Woche im Winter, aber sonst nie

R: Also es gibt dann einen Kalender

W: Für punktuell schon, aber wenn Reparaturen wichtig sind...

R: Es gibt einen Kalender, da kann ich meine Fahrten quasi vorreservieren, ja und da kann ich eine Bemerkung hinterlassen. Also wir machen das immer so: „fix Wochenende Graz wegen Arbeit“, ja oder dann: „Der nächste schreibt hinein vier Tage“, also so eine Art wie outlook-Kalender, trage ich halt ein,

ich „brauche das Auto vier Tage voraussichtlich, weil ich nach Linz fahre, aber ich bin mir noch nicht sicher“, ja und wenn ich dann hineinschaue in den Kalender und ich sehe das und ich brauchte dann an dem Wochenende genau das Auto, dann rufe ich ihn an und frage: „Brauchst du das Auto jetzt oder andernfalls würde ich es nehmen“, ja. Und eigentlich ist bei uns so, das Veto hat noch immer der Autobesitzer. (W: Ja) Also wir können reservieren, aber wenn er sagt, er braucht es, das hat es die letzten drei Jahre hat es, glaube ich, nicht gegeben, ja. Dass er dann gesagt hätte: „Tut mir leid, das ist jetzt mein Auto, ich brauche es unbedingt, weil ich“ weiß ich nicht hat es nicht gegeben. Aber das ist uns klar, aber M: ihr könnt ja noch auf ein anderes Auto zugreifen oder?

Daneben taucht auch noch die Frage nach dem Vertrauen zwischen den NutzerInnen auf, welches auch in diesen Diskussionen als grundlegende Voraussetzung angesehen wird. Die online-Plattformen versuchen Vertrauen durch ein Bewertungssystem aufzubauen, M. Heingärtner berichtet, dass dieses sehr dadurch gestärkt wird, dass sich die sharing-PartnerInnen zumindest kurz face-to-face begegnen:

GD, Z541-548:

W: Die Kautions in Cash? Wird die irgendwie hinterlegt oder..?  
MH: Ja, genau. Setzen die Leute eh relativ niedrig an, schlussendlich aber damit hat der Vermieter gerade bei uns, wo sich oft zwei völlig Fremde oft gegenüberstehen, ist es halt die einzige Sicherheit, die er hat. Und danach und das ist auch ganz wichtig, bewerten sich beide. (M: Mhm, ja) Das ist ganz ein wichtiger Faktor, weil dadurch natürlich ist immer so, das Wohlverhaltenscommitment, ist ohnehin schon höher, wenn ich ihn persönlich getroffen habe. Das sollte man nicht meinen, aber das ist wirklich ein großer Unterschied zum anderen Geschäft jetzt,

Über die diesbezüglich geltenden Normen wird aber nicht mehr weiter diskutiert, da Vertrauen zwischen den BewohnerInnen vorausgesetzt wird. R. Reithofer nimmt allerdings eine höhere Vertrauensbasis an als sie tatsächlich gegeben ist, da er der Annahme ist, dass das hohe Level an Vertrauen konfliktvermeidend wirken müsse:

GD, Z633-634:

R: Aber gerade bei euch, ich versteh das nicht, dass dann Streitereien herauskommen, weil ihr gehört ja zusammen. Da muss ja ein gewisses Vertrauen herrschen.

Konflikte könnten aber nicht allein durch bestehendes Vertrauen vermieden werden, dazu brauche es beispielsweise auch Regeln (vgl.: GD, Z635-639), entgegenen die BewohnerInnen der Sargfabrik und deuten damit darauf hin, dass das in der Sargfabrik bestehende Vertrauen zwischen den BewohnerInnen eine sehr gute Basis für carsharing darstelle, auf welche aber noch aufgebaut werden müsse. Insgesamt wird bei diesen Diskussionen deutlich, dass anscheinend jedeR eine für sich (und seine Familie) „normale“ Form der Autonutzung institutionalisiert hat, also „know-what“ gebildet hat. Zu diesem Zeitpunkt, wo nun die Autonutzung von einer „Privatangelegenheit“ zu einer „Gemeinschaftsangelegenheit“ wird und sich die Praktik ändert, tauchen nun diesbezüglich Unsicherheiten auf und das „know-what“ der „Proto-Praktik“ muss erst noch

gebildet werden.

### „Know-that“: Wissen, was die Regeln sind

Ausgiebig diskutiert wurden bei beiden Treffen bürokratische und vor allem rechtliche Fragen, wie z.B. Fragen der Haftung, der Versicherung usw. Hier gab es sehr große Unsicherheiten, auch weil es zu gewissen Fragen noch überhaupt kein abgesichertes Wissen gibt: In Bezug auf ein Detail zu einer Versicherung haben z.B. zwei BewohnerInnen des Wohnprojekts Wien von derselben Versicherung unterschiedliche Informationen erhalten (vgl.: Protokoll Treffen Wohnprojekt: 5.).

Aus den Diskussionen kommt sehr klar heraus, dass gerade im Fall von carsharing sehr klare Regeln und auch unterschriebene Vereinbarungen benötigt werden, da eventuelle Schäden gleich hohe Kosten mit sich bringen können und die Übernahme dieser am besten schriftlich geregelt sein soll.

GD, Z511-514:

R: Also man kann bei uns auch mit....die Versicherung buchen, dann füllt man da so einen Überlassungsvertrag aus. Den habe ich mit oder auch nicht. Ja, da ist dann alles drin geregelt, dass man wirklich für jeden Schaden zu 100 Prozent selber aufkommen muss

Auch M. Heingärtner berichtet, dass er die besten Erfahrungen mit klaren, auf der Website schriftlich festgehaltenen Regeln gemacht habe. Da die Entwicklung dieser Regeln zu zeitaufwendig sei, um sie individuell und fallspezifisch festzulegen, meint er, ein formelles System mit festgeschriebenen Regeln sei von Vorteil und steigere den Nutzungsgrad des Sharingangebots:

GD, Z531-540:

MH: Unsere Erfahrung ist, dass unsere Nutzer das einfach schnell brauchen, ja und zwar oft am gleichen Tag oder am nächsten Tag und da müssen die Regeln klar stehen einfach. Die müssen nicht kompliziert sein, ist schon klar, aber wenn ich mir das extra ausmachen muss mit jedem einzeln wie, jetzt und was, da nimmt einfach der Grad der Nutzung ab, erfahrungsgemäß. Unser Fall ist einfach so, dass der Vermieter eben verlangt die Kautions, der Mieter übernimmt die und wenn dann ein Schaden passiert, ist er zur Gänze verantwortlich dafür. sonst gibt es zur Reparatur, die kostet was oder wird von der Kautions abgezogen

R. Reithofer berichtet allerdings, dass schriftliche Verträge, die die rechtlichen Fragen regeln, noch nicht ausreichend sind und die Plattform „carsharing24/7“ daher noch weitere Nutzungsregeln, die sogenannten „Checklisten“ entwickelt habe. Diese ähneln dem Konzept einer „to-do-list“ und sollen dazu dienen, dass die einzelnen Schritte, die im Zuge eines carsharings erledigt werden sollen, übersichtlich dargestellt sind und sozusagen abgehakt werden können. Im Folgenden ist diese „Checkliste“ abgebildet und es wird deutlich, dass die Anweisungen, ähnlich der Nutzungsordnung der Gemeinschaftsküche der Sargfabrik, sehr präzise und detailliert formuliert sind:

Durch die aufgezeigten Beispiele wurde deutlich, dass die „Proto-Praktik“ noch sehr große Lücken im Bereich

# CHECK-LISTE

## Formalitäten

- **Versicherung:** FahrerIn bucht online die Versicherung.
- **Ausweiskopie:** FahrerIn erstellt Kopie (Scan per E-Mail) eines Ausweises laut Versicherungsbuchung.
- **Kaution:** Bei schmutzverursachenden Transporten oder längeren Überlassungen (>3 Tage) sollte eine Kaution vereinbart werden.
- **Fahrziel:** Übersteigt die geplante Fahrstrecke die inkludierten Tages-km, ist eine faire Anpassung des Nutzungstarifs zu vereinbaren.
- **Fahrtenbuch:** FahrzeugbesitzerIn füllt vor der ersten Überlassung den allgemeinen Teil des Fahrtenbuchs aus. Bestehende Mängel (Dellen, Kratzer usw.) müssen eingetragen werden.

## Fahrzeugübernahme

- **Dokumente:** FahrzeugbesitzerIn prüft Führerschein und Versicherung auf Gültigkeit.
- **Kontaktdaten:** FahrzeugbesitzerIn behält Ausweiskopie. Tauschen Sie gegenseitig Ihre Telefonnummer aus.
- **Vertrauen:** Wirkt FahrerIn bzw. AutobesitzerIn seriös? Die Übergabe kann jederzeit abgebrochen werden!
- **Überlassungsvertrag:** (Vorab) ausfüllen und unterschreiben.
- **Übergabeprotokoll (Fahrtenbuch):** Überprüfen Sie gemeinsam das Fahrzeug, erstellen Sie einen Fahrtenbucheintrag und unterschreiben Sie diesen. Achten Sie auf die vereinbarte Fahrstrecke!
- **Nutzungsgebühren:** FahrerIn übergibt Überlassungsgebühr und evt. vereinbarte Kaution.
- **Übergabe:** FahrzeugbesitzerIn weist FahrerIn auf Besonderheiten und Bedienelemente hin und übergibt Fahrzeugschlüssel und Zulassungsschein.
- **Rückgabe:** Vereinbaren Sie einen Rückgabezeitpunkt und ausreichend Zeit, um die Formalitäten zu erledigen!

## Fahrzeugrückgabe

- **Betankung:** Sofern nicht anders vereinbart, ist das Fahrzeug mit gleichem Tankstand wie zum Übergabezeitpunkt zu retournieren. Ein Tankbeleg ist grundsätzlich vorzuweisen.
- **Kontrolle:** Überprüfen Sie gemeinsam das Fahrzeug innen und außen auf neue Beschädigungen, Verschmutzung und kontrollieren Sie Kilometerstand sowie Tankanzeige.
- **Nutzungsgebühren:** Kaution retournieren und ggf. bei überschrittener Fahrstrecke und/oder geringem Tankstand ist eine äquivalente Ausgleichszahlung zu leisten.
- **Übergabeprotokoll (Fahrtenbuch):** Schließen Sie gemeinsam den Fahrtenbucheintrag ab und unterschreiben Sie diesen.
- **Rückgabe:** FahrerIn übergibt Fahrzeugschlüssel und Zulassungsschein.
- **Bewertung:** Durch eine gegenseitige Bewertung profitieren auch andere Nutzer von den Erfahrungen!

## Fair Play

- **Rauchen:** Sofern nicht anders vereinbart, ist das Rauchen im Fahrzeug nicht gestattet.
- **Tiertransporte:** Sofern nicht anders vereinbart, ist der Transport von Tieren im Auto verboten.
- **Sauberkeit:** Sorgsamkeit und pfleglicher Umgang mit dem Fahrzeug sind geboten!
- **Alkoholverbot:** Erst 0,0 Promille machen die Straßen sicher. Alkohol oder Drogen sind tabu.
- **Kinder:** Kinder sind nur in den gesetzlich vorgeschriebenen Kindersitzen zu befördern.
- **Eigentum:** Alles was sich im Auto befindet, bleibt im Auto.
- **Fundgegenstände:** Fundsachen sind grundsätzlich zu melden.
- **Probleme:** Sollte einmal etwas kaputt gehen, melden Sie es ausnahmslos den BesitzerInnen.

Abbildung 27: "Checkliste" von "carsharing24/7" ([www.carsharing24/7.com](http://www.carsharing24/7.com))

des „know-thats“ aufweist, die zu großen Unsicherheiten führen. Deshalb ist gerade hier viel Einsatz, wie etwa die Erstellung einer ausführlichen „Checkliste“ nötig. Einige Bausteine des „know-thats“, z.B. versicherungstechnische Fragen, können allerdings nicht von den NutzerInnen alleine geklärt werden, weshalb in diesem Bereich mit Graubereichen umgegangen werden muss. Es ist anzunehmen, dass es von Seiten der Versicherungen und anderen involvierten AkteurInnen diesbezüglich zu Klarstellungen und Adaptierungen ihrer Regeln kommen wird, sollte sich carsharing weiterhin schnell verbreiten.

### „Know-how“: Wissen, wie man tut

Im zweiten Teil des Treffens zwischen dem Wohnprojekt Wien und R. Reithofer setzen sich die zukünftigen AutovermieterInnen mit der Erstellung ihrer NutzerInnenprofile auf der Plattform auseinander und registrieren ihre Daten mit Hilfe von einigen im Raum präsenten Laptops online. Dies nimmt viel mehr Zeit in Anspruch als geplant, da diverse Probleme auftreten:

Einerseits gibt es technische Hürden zu bewältigen, wie z.B. sich in das W-LAN einzuloggen, den eigenen Standort auf google-maps einzutragen (wird teilweise als schwierig empfunden), mit einem Apple-PC umzugehen, sich Benutzernamen und Passwort auszudenken (wird teilweise als nervig empfunden) usw. Andererseits können nur durch das Zurückgreifen auf die Gruppe viele Wissenslücken geschlossen werden: Es gilt z.B. KW in PS umzurechnen, Daten wie den durchschnittlichen Spritverbrauch, die durchschnittlich im Jahr gefahrenen Kilometer usw. zu kennen, zu verstehen, was mit „Abschreibung“, „Abnutzung“ usw. gemeint ist und dies berechnen zu können, über den aktuellen Wert des Fahrzeugs informiert zu sein usw. Diese Herausforderungen werden gelöst, indem einige gut informierte Gruppenmitglieder den anderen Hilfestellungen bieten: Ein Gruppenmitglied hat z.B. eine automatisierte excel-Datei zur Berechnung des individuellen Kilometergeldes erstellt. Ein anderes hat im Internet Fahrzeugpreise recherchiert. Einige Fragen können allerdings auch nicht geklärt werden: So fragt ein Gruppenmitglied z.B. R. Reithofer, wie es denn die Bremsenabnutzung für die Abschreibung berechnen solle und selbst der Betreiber der Plattform kann diese Frage nicht beantworten und meint, dies sei nicht so wichtig. Klar wird auch durch die Aussage des Betreibers „Nachdem ich merk, dass das alles völlig neu ist...“, dass dieser von mehr Wissen der NutzerInnen ausgeht. Während dieser Phase fungieren einige Gruppenmitglieder sozusagen als „Buddies“ für andere, für welche diese technischen bzw. wirtschaftlichen Fragen schwierig sind und die sich selber auch teilweise als nicht kompetent fühlen: „Ich bin da echt so unbegabt.“

Wie in dieser Phase des Treffens ersichtlich wird, ist eine Reihe von ausführungsbezogenem Wissen, also „know-how“ für die Ausführung der Praktik nötig, v. a. wirtschaftliches und technisches Verständnis. Mein Eindruck ist, dass es für einige Gruppenmitglieder wesentlich ist, dass sie die Unterstützung der Gruppe in Anspruch nehmen können, um die Praktik ausführen zu können. In einem kurzen Gespräch mit R. Reithofer nach dem Treffen meint dieser aber, die Gruppe habe seiner Meinung nach keine unterstützende Wirkung gehabt, da durch das Diskutieren in der Gruppe alles viel länger gedauert hätte und mühsam

geworden wäre. Hätte jedeR sein Profil allein zu Hause erstellt, wäre es seiner Meinung nach einfacher gewesen. Auf meinen Einwand hin, dass ich denke, dass es einige alleine nur schwer geschafft hätten, meinte er, diese Personen würden dann wahrscheinlich sowieso nicht mit dem System zurechtkommen und wahrscheinlich wieder von der Plattform aussteigen.

Ob die Gruppe nun hilfreich ist oder nicht, klar wird, dass dieser Schritt, wo viel know-how gefragt ist, als mühsam und auch ermüdend erscheint. Nachdem die Stimmung während der ersten Hälfte des Treffens sehr motiviert war, kippt sie zumindest bei manchen Teilnehmenden in Ermüdung und Frustration. Natürlich kann dies aber auch schon an der fortgeschrittenen Uhrzeit gelegen haben.

An diesen Beispielen wird deutlich, dass Praktiken wirklich „umgelernt“ und „neu gelernt“ werden müssen und dass dies mit Aufwand (Energie, Zeit, Unterstützung durch Andere....) verbunden ist (vgl.: Protokoll Treffen Wohnprojekt: 6ff.).

Auch in der Gruppendiskussion wurde deutlich, dass fehlendes „know-how“, bzw. der große Zeitaufwand dieses zu entwickeln, einen Hauptgrund dafür darstellt, warum sich die Praktik des formellen carsharings nicht etablieren konnte und umgekehrt, dass die Bereitstellung eines solchen ein wesentlicher Treiber für die Etablierung der Praktik sein kann:

GD, Z973-978:

W: Dieses Abrechnungssystem ist auch schon drinnen?

R: Ist alles schon drinnen, ja

W: Dann brauch ich das nicht selber...Weil ich hab mir das selber auch schon ein paar Mal überlegt und jaja eine Excel-Tabelle und ja drei Benutzer und was kostet das und wie macht man die Abrechnung möglichst elegant, ja. Aber da muss ich nichts selber erfinden, das gibt es alles, super. Ich glaub ich bin dein Mann!

### Infrastruktur:

Als sehr wesentlich und eng verknüpft mit dem „know-how“ stellen sich im Fall der Nutzung der Internetplattformen die Infrastruktur und insbesondere die software-Lösungen dar. Dass diese Elemente grundlegend für die Praktik des formellen carsharings sind, zeigt sich allein dadurch, dass die konkreten Diskussionen zur Einrichtung eines solchen Angebots erst zustande kommen, als software-Lösungen wie jene, die die Plattform „crasharing24/7“ anbietet, bekannt werden. Solange es diese nicht gibt, entwickelt sich die Praktik nicht, da sie bedeutend mehr als andere Praktiken auf die zugrundeliegende Infrastruktur angewiesen ist.

Ein bedeutendes Detail ist, dass die zugrundeliegende Infrastruktur Anforderungen an die Ausstattung der NutzerInnen mit technischen Geräten stellt: Während Internetzugang und PC Anforderungen sind, die keine Probleme darstellen, da dies jedeR zu haben scheint, treten Unsicherheiten in Bezug auf „apps“ und smartphones auf. Häufig und auch im Fall von „carsharing24/7“ basiert die Infrastruktur jedoch teilweise darauf. Weil aber in diesem Bereich die Verbreitung nicht dermaßen gegeben ist wie im Fall der PCs und des Internet, wurde beim Treffen des Wohnprojekts Wien folgende Diskussion angerissen: Es wurde kurz die Frage angeschnitten, wie man mit dem

Fahrtenbuch umgehen werde – ob man es als app (online) oder als gedrucktes Fahrtenbuch (offline) benutzen solle. Gegen die online-Version spricht für einige, dass sie kein

smartphone besitzen, dafür allerdings, dass man die offline-Version ohnehin in das online-tool übertragen müsse und sich daher Arbeit ersparen könne.

### 9.3 FAZIT

Durch die beiden Erhebungen wurde sehr klar, dass es in gewissen Fällen überaus sinnvoll ist, offline- und online-sharing Angebote zu verknüpfen. Diese Verbindung kann unterschiedliche Grade erreichen und nach außen hin unterschiedlich offen gestaltet werden, wie R. Reithofer am Beispiel carsharing deutlich macht:

*R: Aber grundsätzlich ist alles denkbar, ich kann es nur innerhalb von der Wohnanlage mieten, vermieten. Ich kann es geteilt machen. Ich kann es nur extern vermieten. Ich kann es auch zu unterschiedlichen Preisen vermieten. Wie ich es gerne hätte.*

*W: das ist ein ausgefeiltes System, dass das Ganze funktioniert da.*

*R: Ja. Ich kann sagen, ich teile es in der Wohnanlage immer fix mit drei zu dem Teampreis, vermiete es an Externe für einen Kilometerpreis oder für einen Tagespreis und das Geld, das er kriegt der Autobesitzer, kann er wieder hergeben entweder, dass er es entweder selber einsackelt oder er bringt es wieder quasi in den Abrechnungspool mit ein. Weil, wenn ich jetzt heute von einem Externen, sagen wir einmal, für drei Tage 90€ bekomme, dann kann ich das ja eigentlich wieder als Eingang in der Kalkulation verwenden.*

Verallgemeinert kann dies jedoch nicht werden, da für gewisse sharing-Praktiken das offline-Angebot bevorzugt wird und auch ausreicht. Im Fall der Gruppendiskussion in der Sargfabrik manifestierte sich dies z.B. darin, dass das Nutzen des online-carsharings auf großes Interesse stieß, die online-Plattform zum sharing von Gegenständen jedoch nicht:

GD, Z1046-1050:

*M: wobei glaub ich das mit den Gegenständen, weiß ich nicht, ob das für uns auch so in Frage kommt, weil sehr viel im Verein abgedeckt wird, also wir haben eine gemeinschaftliche Werkstatt wo wir diese Geräte haben...aber das mit den Auto sharen Möglichkeit, das find ich sehr gut ja, und dass das auf private Basis gestellt ist, ja, find ich sehr gut.*

Für den Fall des carsharings wird allerdings sehr deutlich, dass das von der Internetplattform zur Verfügung gestellte „know-how“ und die Infrastruktur ausschlaggebend sind, dass die Praktik in Zukunft praktiziert wird und dass daher guter Grund zur Vermutung besteht, dass die Praktik sich bisher aufgrund dieser beiden fehlenden Elemente nicht etablieren konnte:

GD, Z151-157:

*W: Also für mich war es sehr befriedigend. Ich hatte mir auch erwartet, dass es das Gespräch geben wird über diesen konkreten Fall auch, weil ich mich schon 3 Monate damit herum-schlag und irgendwie der Aufwand groß ist, wenn ich es nur alleine mach und alles durchdenk, da merk ich, ja da setz ich mich hin und müsst ich alles tippen und irgendwie ausrechnen..*

*und das ist irgendwie sehr hilfreich, dass es das alles gibt, ja. Und ich werde sicher da zugreifen und da Mitglied werden.*

Insgesamt fällt auf, dass es im Bereich der unterschiedlichen Ausformungen des praktischen Wissens noch zahlreiche Lücken gibt, insbesondere in Bezug auf „know-how“ und „know-that“. Auch in Bezug auf normatives Wissen gibt es noch Lücken, wobei sich diese als kleinere Unsicherheiten darstellen. Einzig im Bereich des „know-where“, des Weltverständnisses, gibt es Klarheiten. Diese geteilten Weltanschauungen sind somit sicherlich ein Treiber in der Entwicklung von der „Proto-Praktik“ zur Praktik. Umgekehrt gesagt, wurde klar, dass die Praktik „individueller Autobesitz“ in den Gruppen der BewohnerInnen der Cohousings zur „Ex-Praktik“ zu werden scheint – vor allem da das dazugehörige Weltverständnis („Es ist gut, ein Auto privat zu besitzen.“) und normative Wissen („Es ist normal ein Auto im Privatbesitz zu haben.“) nur mehr sehr bedingt existent zu sein scheinen.

Klar wurde auch, dass es sich sehr stark um einen Prozess der Formung der Praktik handelt (derzeit noch weitestgehend „Proto-Praktik“) und dieser durchaus auch mit Aufwand und Mühen verbunden ist.

Wie inkludierend die zukünftige Praktik sein kann (Wer kann alles mitmachen? Wer verfügt über genügend Wissen z.B. im Sinne von technischen Fertigkeiten, wirtschaftlichem Verständnis usw.?) wird sich erst noch zeigen. Offen ist diesbezüglich auch noch, ob die Unterstützung durch eine Gruppe hier inkludierend wirken kann.

R. Reithofer erwähnte in beiden Diskussionen auch immer wieder, dass es nicht nötig sei, jetzt sofort alles zu klären, sondern, dass es sich schon „einspielen“ wird und es eben keine „Patentlösungen“ gäbe – hier wird deutlich, dass eine Praktik vordergründig durch die Ausführung, die performance, zu einer Praktik wird.

Verallgemeinert man diese Erkenntnisse, kann die im Kapitel eingangs gestellte Frage, ob eine Verbindung zwischen online- und offline-Sharingangeboten sich förderlich auf sharing-Praktiken auswirke, durchaus mit einem „Ja“ beantwortet werden, wenn auch nicht für alle, sondern nur für spezifische Gegenstände. Funktioniert ein sharing-System in befriedigendem Ausmaß ohne Zurückgreifen auf das Internet, so lautet die Empfehlung, dass dieses System beibehalten werden sollte, da es von den NutzerInnen zum jetzigen Zeitpunkt bevorzugt wird. Gerät ein informelles sharing-System jedoch an seine Grenzen, indem es sich nicht zur Zufriedenheit der NutzerInnen entwickelt, wie es im Falle des carsharings in beiden untersuchten Cohousing-Projekten der Fall ist, so ist eine Verbindung mit online-Sharingangeboten sehr ratsam und kann das Sharingangebot deutlich erweitern. Die Vermutung besteht weiters, dass sich die Verbindung zwischen online- und offline-Sharingangeboten sehr fruchtbar auswirkt, da sie sich gegenseitig gut ergänzen: Online-Systeme haben ihre Stärke in der Organisation einer Vielzahl von NutzerInnen

und einem dichten Netz derselben, die großteils in einem weitgehend anonymen Kontakt zueinander stehen. Durch die Kooperation mit „natürlichen Gemeinschaften“ wie sie Cohousings darstellen, können diese Stärken gut durch die bereits bestehenden sharing-Erfahrungen mit dem dazugehörigen praktischen Wissen sowie insbesondere dem bereits bestehenden Vertrauen innerhalb des Cohousings ergänzt werden. Auch aus Sicht der BetreiberInnen der Internetplattformen würden sich für einige Fälle daher Kooperationen mit Cohousings stark anbieten: Eine so hohe Dichte an „early adopters“ in Bezug auf sharing-Praktiken wie sie in Cohousings vorkommt, ist wahrscheinlich sehr selten und die Beteiligung dieser „erfahrenen“ und bereits „praktizierenden“ Personen, könnte sozusagen ExpertInnenwissen in die tendenziell um einiges jüngeren online-Systeme bringen. Da das Erreichen einer kritischen Masse auch ausschlaggebend für den Erfolg eines online-Systems ist, kann die Integration eines gesamten Cohousings auch hier von Vorteil sein. Dies insbesondere deshalb, da die NutzerInnen der Internetplattformen zwar virtuell verbunden sind, für die Nutzung der meisten Dienste aber dennoch die geographische Distanz bzw. Nähe zueinander äußerst ausschlaggebend ist. Daher könnte die geographische Verdichtung, die ein Cohousing mit sich bringt, einen gravierenden Vorteil mit sich bringen.

# 10 Conclusio

„Teilen ist das neue Haben“ titelt das Stern-Magazin (Nr. 10/2013) und macht damit auf den aktuellen Boom der sogenannten „Collaborative Consumption“ aufmerksam, die „unser Verhältnis zu Besitz revolutionieren soll“. „Ich will ja keine Bohrmaschine, sondern ein Loch in der Wand“, sagt Botsman, Frontfrau der Bewegung, darauf hindeutend, dass eine Reihe von Alltagsgegenständen die meiste Zeit ungenutzt und damit „nutzlos“ ist. Ein Beispiel dafür sind Autos, welche durchschnittlich 23 Stunden am Tag stehen und nicht fahren. Das TIME-Magazin meint sogar, dass das Teilen von Alltagsgegenständen vom Surfbrett über das Zelt bis zum Auto, eine von den top ten Ideen sei, die die Welt verändern werden (TIME Magazin 2011). Tatsächlich werden dem gemeinschaftlichen Konsum von populärwissenschaftlicher aber auch wissenschaftlicher Seite zahlreiche positive Wirkungen wie Ressourceneinsparungspotenziale oder Förderung des sozialen Zusammenhalts zugeschrieben. Auch wenn derzeit aufgrund der dynamischen Entwicklung des Feldes nicht geklärt werden kann, inwieweit diese Nachhaltigkeitspotenziale tatsächlich realisiert werden können, so kann doch davon ausgegangen werden, dass sharing im Vergleich zu Privateigentum in vielen Fällen eine nachhaltigere Option darstellt. Die Frage, warum sharing trotzdem ein Nischenphänomen ist bzw. wie erfolgreiche sharing-Praktiken gestaltet sein müssen, stellt daher die Ausgangsfrage und zentrale Fragestellung dieser Arbeit dar.

Eine explorative Studie mit BibliotheksnutzerInnen bietet einen ersten „Einblick“ in das Thema und zeigt, dass sowohl das Nutzen als auch das Besitzen von Gegenständen nicht als rational erklärbare Handlungen, sondern als hochgradig normativ geregelte Alltagspraktiken zu sehen sind. Demnach „teilt man“ gewisse Gegenstände wie z.B. Bücher, während das bei anderen nicht der Fall ist, ohne dies aber auf einer logisch-nachvollziehbaren Ebene erklären zu können. Diese Beobachtung führte zur Wahl einer praxistheoretischen Perspektive als theoretischen Zugang, welche routinisierte, weitgehend unhinterfragte Alltagspraktiken ins Zentrum der Analyse stellt. Damit Verhaltensweisen zu sozialen Praktiken werden, sind aus praxistheoretischer Perspektive drei verschiedene Elemente nötig: symbolische Bedeutungen, praktisches Wissen und eine der Praktik angepasste Infrastruktur.

Vor diesem theoretischen Hintergrund werden funktionierende sharing-Praktiken im Kontext von Cohousing anhand eines qualitativen Methodenmix tiefgehend untersucht. Cohousing, also gemeinschaftliche Wohnsiedlungen, die aus privaten Wohnungen und umfangreichen Gemeinschaftsflächen bestehen, stellen einen Kontext dar, in welchem sharing-Praktiken oft schon lange erprobt sind. Das in Wien gelegene Cohousing „Sargfabrik“, wurde aufgrund seines reichhaltigen Angebots an sharing-Einrichtungen als das zentrale Untersuchungsbeispiel ausgewählt: „Und wenn ich das Projekt her zeig', sag' ich auch immer, wir wollen die private Einfachheit und den kollektiven Luxus.“ meint dementsprechend eine Bewohnerin.

Die empirischen Untersuchungen bestärken diese Selbsteinschätzung und es zeigt sich ein ausdifferenziertes System an formellen sharing-Praktiken (gemeinschaftliche Nutzung von sich im Gemeinschaftsbesitz befindlichen Räumen und Gegenständen nach mehr oder minder klaren Regeln) und informellen sharing-Praktiken (Leihen und Verleihen von Gegenständen aus dem Privatbesitz der BewohnerInnen nach individuellen Vereinbarungen). Insgesamt werden die sharing-Praktiken, welche durchaus Privatbesitz ersetzen (z.B. Wohnungsgröße, Waschmaschine usw.), als sehr gut bewertet und leisten einen wichtigen Beitrag zu einer hohen Wohn- und Lebensqualität. Jedoch treten Konflikte in Zusammenhang mit sharing scheinbar unweigerlich auf. Dies tut der positiven Bewertung des sharings aber keinen Abbruch, da Konflikte weitgehend als „natürlich“ betrachtet werden und Strategien gesucht und oft gefunden werden, Konflikte nicht zu Problemen werden zu lassen. Der Umgang mit Konflikten stellt daher einen wesentlichen Teil des für sharing wichtigen „know-hows“ dar. Die Ergebnisse der Untersuchung der sharing-Praktiken in der Sargfabrik zeigen, dass die gut funktionierenden sharing-Praktiken über alle drei Elemente einer sozialen Praktik verfügen: Das Kochen in der Gemeinschaftsküche wird demnach beispielsweise mit Bedeutungen des Luxus („Gourmetausstattung“) verbunden, verfügt über eine als attraktiv und einladend empfundene und über normale Standards hinausgehende Infrastruktur und zahlreiche Ausprägungen praktischen Wissens, wie z.B. präzise Nutzungsregeln. Folgende Grafik stellt visuell dar, wie aus der Verbindung dieser drei Elemente die Praktik des Kochens in der Gemeinschaftsküche resultiert:

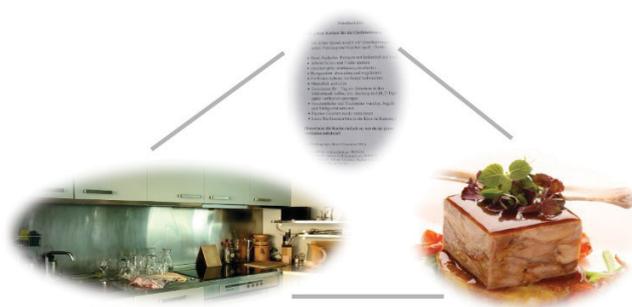


Abbildung 28: Die Praktik des Kochens in der Gemeinschaftsküche in der Sargfabrik (eigene Darstellung)

Umgekehrt weisen nicht gut funktionierende sharing-Praktiken Mängel in einem oder mehreren Bereichen auf (z.B. negative Bedeutungen wie sharing als Mangel). Damit sich sharing-Praktiken als stabile soziale Praktiken etablieren können, sind teilweise richtiggehende Lernprozesse nötig, da weitgehende Unerfahrenheit mit dieser Form des Konsums besteht: „Ein wesentlicher Punkt ist noch, dass diese Teilmodelle so neu sind und noch kaum jemand damit Erfahrung hat, ja. Und du musst die Leute einfach an der Hand nehmen und ihnen erklären, was hast du davon, welches Risiko gehst du ein und wie machst du das, dass alle

happy sind, ja?“ meint R. Reithofer, Betreiber einer carsharing-Plattform in der durchgeführten Gruppendiskussion.

Abschließend wird der Frage nachgegangen, ob sich in Cohousing praktizierte sharing-Praktiken sinnvollerweise mit dem wachsenden internetbasierten sharing-Angebot verbinden lassen, wobei das Ergebnis der Untersuchung am Beispiel carsharing ein positives ist: Der Fall carsharing stellt nämlich ein Beispiel für ein sharing-Angebot dar, welches durch die Zusammenführung der Vorteile einer bestehenden Cohousing-Gemeinschaft mit einem soliden Vertrauenslevel und jenen einer internetbasierten Plattform mit dazugehöriger ausgefeilter software und technischem „know-how“ optimal erweitert werden kann. Bereits stabile sharing-Praktiken in Cohousing-Projekten könnten demnach in gewissen Bereichen mit den boomenden Internetplattformen verschmelzen und so „Keimzellen“ für eine umfassende Kultur des Nutzens statt Besitzens bilden.

Die Einnahme eines praxistheoretischen Blickwinkels erwies sich als sehr vorteilhaft: Eine Stärke dieses Ansatzes, die in dieser Studie stark zum Tragen kam, ist seine Fähigkeit die materielle Ebene des sozialen Lebens (z.B. Baustoffe) zu berücksichtigen. In der Tat sind die physische Umgebung und die architektonische Gestaltung zentral für die Ausführung von Alltagspraktiken und die aktive Auseinandersetzung mit der Bauweise der Wohnumgebung und Adaptierung dieser auf die Bedürfnisse des sharings in Cohousing-Projekten erweist sich als sehr förderlich für sharing-Praktiken.

# Bibliographie

- Baedecker, Karolin et. al (2012): Nutzen statt Besitzen, Auf dem Weg zu einer ressourcenschonenden Konsumkultur. Schriftenreihe Ökologie (Band 27), Berlin: Heinrich Böll Stiftung.
- Bierter, W.; Stahel, W.R.; Schmidt-Bleek, F. (1996): Öko-intelligente Produkte, Dienstleistungen und Arbeit. Wuppertal : Wuppertal Spezial 2. Wuppertal Institute for Climate, Environment and Energy.
- BKK3, 2014: Projektbeschreibung Miss Sargfabrik. <http://www.bkk-3.com/BUILDINGS/MISS-PUBLIC/miss-public.html> [letzter Zugriff: 03.02.2014].
- Bongaerts, Gregor (2007): Soziale Praxis und Verhalten – Überlegungen zum Practice Turn in Social Theory. In: Zeitschrift für Soziologie, Vol. 36, Nr. 4, S. 246–260.
- Botsman, Rachel; Rogers, Roo (2011): What's mine is yours. How collaborative consumption is changing the way we live. London: Collins.
- Botsman, Rachel (2013): The Sharing Economy lacks a shared definition. <http://www.fastcoexist.com/3022028/the-sharing-economy-lacks-a-shared-definition#3> [letzter Zugriff: 03.02.2014].
- Brand, Karl-Werner (2011): Umweltsoziologie und der praxistheoretische Zugang. In: Groß, Matthias (Hrsg.): Handbuch Umweltsoziologie. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 173-198.
- Carpiano, Richard (2009): Come take a walk with me: The “Go-Along” interview as a novel method for studying the implications of place for health and well-being. In: Health & Place, Vol. 15, 263– 272.
- Flick, Uwe (2007): Qualitative Sozialforschung: Eine Einführung. Rowohlt Taschenbuch Verlag.
- Forbes (2014): Six Things Every CMO Should Be Watching This Year. <http://www.forbes.com/sites/onmarketing/2014/01/08/six-things-every-cmo-should-be-watching-this-year/> [24.01.2014]
- Gansky, L. (2010): The mesh: why the future of business is sharing. London: Portfolio Penguin.
- GDI, Gottlieb Duttweiler Institute, 2013: Sharity – Die Zukunft des Teilens. GDI-Studie Nr. 39, Zürich.
- Giddens, Anthony (1984): The constitution of society. USA: University of California Press.
- Glaser, Barney; Strauss, Anselm (1967): The Discovery of Grounded Theory. Strategies for qualitative research. New Brunswick, London: Aldine Transaction.
- Gossen, Maike (2012): Nutzen statt Besitzen. Motive und Potenziale der internetgestützten gemeinsamen Nutzung am Beispiel des Peer-to-Peer Car-Sharing. Berlin: Institut für ökologische Wirtschaftsforschung.
- Gram-Hanssen, Kirsten (2010): Standby consumption in households analysed with a practice theory approach. In: Journal of Industrial Ecology, Vol. 14, Nr. 1, 150-165.
- Gram-Hanssen, Kirsten (2011): Understanding change and continuity in residential energy consumption. In: Journal of Consumer Culture, Vol. 11, Nr. 1, S. 61-78.
- Halkier, Bente (2010): Consumption Challenged. Food in Medialised Everyday Lives. Surrey: Ashgate.
- Halkier, Bente et al. (2011): Applying practice theory to the study of consumption: Theoretical and methodological considerations. In: Journal of Consumer Culture, Vol. 11, Nr. 1, S. 3-13.
- Hargreaves, Tom (2011): Practice-ing behavior change: Applying social practice theory to pro-environmental behaviour change. In: Journal of Consumer Culture, Vol. 11, Nr. 1, S. 79 – 99.
- Heinrichs, Harald; Grunenberg, Heiko (2012): Sharing Economy. Auf dem Weg in eine neue Konsumkultur? Lüneburg: Centre for Sustainability Management.
- Hinterberger, F., Kranendonk, S., Welfens, M. J. and Schmidt-Bleek, F. (1994) : Increasing Resource Productivity through

Eco-Efficient Services. Wuppertal: Wuppertal-Paper, 13.

Jackson, T. (2005): *Motivating Sustainable Consumption – SDRN briefing 1*. London: Policy Studies Institute. [www.sd-research.org.uk/researchreviews/documents/MotivatingSCfinal.pdf](http://www.sd-research.org.uk/researchreviews/documents/MotivatingSCfinal.pdf) [letzter Zugriff: 03.02.2014].

Jaeger-Erben, Melanie (2010): *Zwischen Routine, Reflektion und Transformation – die Veränderung von alltäglichem Konsum durch Lebensereignisse und die Rolle von Nachhaltigkeit*. Dissertation: Universität Berlin, Fakultät VI Planen Bauen Umwelt.

Jégou, Francois; Manzini Ezio (2008): *Collaborative Services. Social innovation and design for sustainability*. [http://81.246.16.10/videos/publications/collaborative\\_services.pdf](http://81.246.16.10/videos/publications/collaborative_services.pdf) [letzter Zugriff: 03.02.2014].

Jonas, Michael (2009): *The social site approach versus the approach to discourse/practice formations*. Reihe Soziologie, 92, Wien: Institut für Höhere Studien.

Kromrey, Helmut (1998): *Empirische Sozialforschung*. Opladen: Leske + Budrich.

Krosse, Susanne (2005): *Wohnen ist mehr. Andere Wohnkonzepte für neue Lebensformen. Beiträge zur Planungs- und Architektursoziologie*. Peter Lang: Frankfurt am Main.

Kunze, Iris (2009): *Soziale Innovationen für eine zukunftsfähige Lebensweise. Gemeinschaften und Ökodörfer als experimentierende Lernfelder für sozial-ökologische Nachhaltigkeit*. Münster: ecotransfer-Verlag.

Kusenbach, Margarethe (2003): *Street Phenomenology: The Go-Along as Ethnographic Research Tool*. In: *Ethnography*, Vol. 4, Nr. 3, 449-479.

Land Steiermark (2012): <http://www.nachhaltigkeit.steiermark.at/cms/beitrag/10263019/7885245/> [letzter Zugriff: 03.02.2014].

Lietaert, Matthieu (2010): *Cohousing's relevance to degrowth theories*. In: *Journal of Cleaner Production*, Vol. 18, S. 576–580.

Littig, Beate; Machold, Ingrid; Scheibelhofer, Ella (1998): *Fallstudien ökoeffizienter Dienstleistungen und gemeinsamer Nutzung im Alltag: Wäschewaschen, Heimwerken und Kühlen*. Projektbericht. Wien: Institut für Höhere Studien.

Lotter, Wolf (2013): *Sein und Haben. Die Sharing Economy ist nicht das Ende des Konsums und des Eigentums. Im Gegenteil*. In: *brand eins. Wirtschaftsmagazin*, Vol. 15, Nr. 5, S. 38-46.

McCament, Kathryn; Durett, Charles (1994): *Cohousing. A Contemporary Approach to Housing Ourselves*. Berkeley: Habitat Press.

Marckmann, Bella et al. (2012): *Sustainable Living and Co-Housing: Evidence from a Case Study of Eco-Villages*. In: *Built Environment*, Vol. 38, Nr. 3, p. 413-429.

Meltzer, Graham (2000): *Cohousing: Verifying the Importance of Community in the Application of Environmentalism*. In: *Journal of Architectural and Planning Research*, Vol. 17, Nr. 2, S. 110-132.

Meltzer, Graham (2005): *Sustainable Community. Learning from the Cohousing model*. USA/Canada/UK/Ireland: Trafford.

Millonig, Elisabeth et al. (2010): *Evaluierung der Wohnform „Co-housing“ am Beispiel von bestehenden Projekten in Niederösterreich*. Wien.

Phipps, Marcus et al. (2013): *Understanding the inherent complexity of sustainable consumption: A social cognitive framework*. In: *Journal of Business Research*, Vol. 66, S. 1227-1234.

Putnam, Robert (1995): *Bowling Alone. Americas Declining Social Capital*. In: *Journal of Democracy*. Vol. 6, Nr. 1, S. 65-78.

Reckwitz, Andreas (2003): *Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. Eine sozialtheoretische Perspektive*. Zeitschrift

für Soziologie, Vol. 32, Nr. 4, S. 282 - 301

Røpke, Inge (2009): Theories of practice – New inspiration for ecological economic studies on consumption. In: Ecological Economics, Vol. 68, Nr. 10, S. 2490-2497.

Sanguinetti, Angela (2012): The design of intentional communities: a recycled perspective on sustainable neighbourhoods. In: Behavior and Social Issues, Vol. 21, S. 5-25.

Sargisson, Lucy (2012): Cohousing: a Utopian Property Alternative? Nottingham: Working Paper WPO14, Centre for Social and Global Justice, University of Nottingham.

Scholl, Gerd et al. (2010): Nutzen statt Besitzen. Perspektiven für ressourceneffizienten Konsum durch innovative Dienstleistungen. [http://ressourcen.wupperinst.org/downloads/MaRess\\_AP12\\_4.pdf](http://ressourcen.wupperinst.org/downloads/MaRess_AP12_4.pdf) [letzter Zugriff: 03.02.2014].

Schatzki, Theodore (1996): Social Practices. A Wittgensteinian Approach to Human Activity and the Social. Cambridge: Cambridge University Press.

Schatzki, Theodore et al. (Hrsg.) (2001): The Practice Turn in Contemporary Theory. London: Routledge.

Schatzki, Theodore (2002): The Site of the Social. A philosophical account of the constitution of social life and change. USA: Pennsylvania State University Press.

Shove, Elizabeth; Pantzar, Mika (2005): Consumers, Producers and Practices: Understanding the invention and reinvention of Nordic walking. In: Journal of Consumer Culture, Vol. 5, Nr. 1, S. 43 – 64.

Shove, Elizabeth; Pantzar, Mika (2007). Recruitment and reproduction: the careers and carriers of digital photography and floorball. Journal of Human Affairs, Vol. 17, 154-167.

Shove, Elizabeth (2009): Transitions in practice: climate change and everyday life. <http://www.lancs.ac.uk/staff/shove/transitionsinpractice/presentations/swinburnetip09.pdf> [letzter Zugriff: 03.02.2014].

Shove, Elizabeth (2009b): Key note presentation <http://www.lancs.ac.uk/staff/shove/transitionsinpractice/presentations/maastricht09.pdf> [letzter Zugriff: 03.02.2014].

Spaargaren, Gert (2003): Sustainable Consumption: A Theoretical and Environmental Policy Perspective. In: Society and Natural Resources, Vol. 16, S. 687–701.

Stefan, Barbara (2013): Praxeology and hegemony – a rapprochement. Manuskript vorgelegt auf der Konferenz "From "Practice Turn" to "Praxeological Mainstream"?", Institut für höhere Studien, Wien, 06. – 07.06.2013.

Sustainable Practices research Group (2012): Researching Social Practice and Sustainability: puzzles and challenges. <http://www.sprg.ac.uk/uploads/practices-and-methodological-challenges.pdf> [letzter Zugriff: 03.02.2014].

The Guardian (2013): Top 10 Trends for 2014. <http://www.theguardian.com/advertising/digital-media-trends-2014-trends>. [letzter Zugriff: 03.02.2014].

TIME Magazin (2011): [http://www.time.com/time/specials/packages/article/0,28804,2059521\\_2059717,00.html](http://www.time.com/time/specials/packages/article/0,28804,2059521_2059717,00.html) [letzter Zugriff: 03.02.2014].

Tukker, Arnold; Tischner Ursula, (Hrsg.) (2006): New business for old Europe: Product-Service development, competitiveness and sustainability. Sheffield: Greenleaf Pub.

Turner, S. (2001): Throwing out the tacit rule book – Learning and practices. In: Schatzki, T. et al. (Hrsg.): The Practice Turn in Contemporary Theory. London: Routledge, S. 129-139.

Vestbro, Dick Urban (2012): Saving by Sharing – Collective Housing for Sustainable Lifestyles in the Swedish Context. Paper for the 3rd International Conference on Degrowth for Ecological Sustainability and Social Equity, Venice.

VCÖ (2011): Potenziale von Carsharing. <http://www.vcoe.at/de/publikationen/vcoe-factsheets/details/items/Factsheet2011-006> [letzter Zugriff: 03.02.2014].

Warde, Alan (2004a): Practice and field: revising Bourdieusian concepts. CRIC Discussion Paper, 65. University of

Manchester.

Warde, Alan (2004b): Theories of practice as an approach to consumption. ESRC Cultures of Consumption Programme, Working Paper No. 6. <http://www.consume.bbk.ac.uk/publications.html#workingpapers> [letzter Zugriff: 03.02.2014].

Warde, Alan (2005): Consumption and Theories of Practice. In: *Journal of Consumer Culture*, Vol. 5, S. 131-153.

Watson, Matthew; Shove, Elizabeth (2008): Product, competence, project and practice. DIY and the dynamics of craft consumption. In: *Journal of Consumer Culture*, Vol. 8, 69-89.

Wilk R. (2009): The edge of agency: Routines, habits and volition. In: Shove E., Trentman F., Wilk R. (Hrsg.): *Time, Consumption and Everydaylife. Practice, Materiality and Culture*. Oxford/New York: Berg.

Williams, Jo (2005): Designing Neighbourhoods for Social Interaction: The Case of Cohousing. *Journal of Urban Design*, Vol. 10, Nr. 2, S. 195-227.

Warde, Alan (2005): Consumption and Theories of Practice. In: *Journal of Consumer Culture*, Vol. 5, S. 131-153.



# ANHANG

## ZUSAMMENFASSUNG

„Teilen ist das neue Haben“ titelt das Stern-Magazin (Nr. 10/2013) und macht damit auf den aktuellen Boom der sogenannten „Collaborative Consumption“ aufmerksam, die „unser Verhältnis zu Besitz revolutionieren soll“. Das TIME-Magazin meint sogar, dass das Teilen von Alltagsgegenständen von der Bohrmaschine über das Zelt bis zum Auto, eine von den top ten Ideen sei, die die Welt verändern werden (TIME Magazin 2011). Tatsächlich werden dem gemeinschaftlichen Konsum von populärwissenschaftlicher aber auch wissenschaftlicher Seite zahlreiche positive Wirkungen wie Ressourceneinsparungspotenziale oder Förderung des sozialen Zusammenhalts zugeschrieben. Die Frage, warum sharing trotzdem ein Nischenphänomen ist bzw. wie erfolgreiche sharing-Praktiken gestaltet sein müssen, stellt daher die Ausgangsfrage und zentrale Fragestellung dieser Arbeit dar.

Die Annäherung an das Thema stellt eine explorative Studie mit BibliotheksnutzerInnen dar, die zeigt, dass sowohl das Nutzen als auch das Besitzen von Gegenständen nicht als rational erklärbare Handlungen, sondern als hochgradig normativ geregelte Alltagspraktiken zu sehen sind. Demnach „teilt man“ gewisse Gegenstände wie z.B. Bücher, während das bei anderen nicht der Fall ist, ohne dies aber auf einer logisch-nachvollziehbaren Ebene erklären zu können. Diese Beobachtung führte zur Wahl einer praxistheoretischen Perspektive als theoretischen Zugang, welche routinisierte, weitgehend unhinterfragte Alltagspraktiken ins Zentrum der Analyse stellt. Aus praxistheoretischer Perspektive sind drei verschiedene Elemente nötig, damit Verhaltensweisen zu sozialen Praktiken werden: symbolische Bedeutungen, praktisches Wissen und eine der Praktik angepasste Infrastruktur.

Vor diesem theoretischen Hintergrund werden funktionierende sharing-Praktiken im Kontext von Cohousing anhand

## SUMMARY

“Access over ownership” - slogans like this are omnipresent in recent media coverage, by calling attention to the current boom of the Collaborative Consumption. This term embraces sharing of varying items: drills, tents, cars, gowns – it seems like everything could be shared. TIME Magazine named Collaborative Consumption one of the „10 Ideas That Will Change The World“. Popular science, as well as scientific sources, does indeed attribute collaborative consumption to a wide range of positive effects; including the potential to save natural resources and to strengthen social cohesion. Hence, the question why collaborative consumption is still a niche phenomenon represents the initial interest of this diploma thesis leading to the question how sharing practices must be successfully designed.

A small experimental examination was carried out with users of a library, showing that possession as well as

eines qualitativen Methodenmix untersucht. Cohousing, also gemeinschaftliche Wohnsiedlungen, die aus privaten Wohnungen und umfangreichen Gemeinschaftsflächen bestehen, stellen einen Kontext dar, in welchem sharing-Praktiken oft schon lange erprobt sind und das in Wien gelegene Cohousing „Sargfabrik“ stellt das zentrale Untersuchungsbeispiel dar. Die Ergebnisse der Untersuchungen des formellen sowie des informellen sharings in der Sargfabrik zeigen, dass die gut funktionierenden sharing-Praktiken über alle drei Elemente einer sozialen Praktik verfügen: Das Kochen in der Gemeinschaftsküche wird demnach beispielsweise mit Bedeutungen des Luxus („Gourmetausstattung“) verbunden, verfügt über eine als attraktiv und einladend empfundene und über normale Standards hinausgehende Infrastruktur und zahlreiche Ausprägungen praktischen Wissens, wie z.B. präzise Nutzungsregeln. Umgekehrt weisen nicht gut funktionierende sharing-Praktiken Mängel in einem oder mehreren Bereichen auf (z.B. negative Bedeutungen wie sharing als Mangel).

Abschließend wird der Frage nachgegangen, ob sich in Cohousing praktizierte sharing-Praktiken sinnvollerweise mit dem wachsenden internetbasierten sharing-Angebot verbinden lassen, wobei das Ergebnis der Untersuchung am Beispiel carsharing ein positives ist: Der Fall carsharing stellt nämlich ein Beispiel für ein sharing-Angebot dar, welches durch die Zusammenführung der Vorteile einer bestehenden Cohousing-Gemeinschaft mit einem soliden Vertrauenslevel und jenen einer internetbasierten Plattform mit dazugehöriger ausgefeilter software und technischem „know-how“ optimal erweitert werden kann.

### Key words:

sharing, Collaborative Consumption, Nutzen statt Besitzen, Praxistheorien, Cohousing

sharing of things can not be understood as rationally explicable acts, rather as highly normative everyday practices. The interviewees attested that for certain items like books, it is the most normal thing to share them, whilst “you don’t do that” with other items. This observation leads to a choice of a praxeological perspective as theoretical foundation, which puts routinized mostly unquestioned everyday practices at the center stage. From a praxeological perspective, symbolic meaning, practical knowledge, and appropriate infrastructure make up the three different elements for behavior patterns to count as social practices.

With this theoretical background I analyze successful sharing-practices in the context of cohousing adopting different qualitative methods. The cohousing “Sargfabrik,” which is situated in Vienna is the main object of investigation. The study’s outcomes show that successful

sharing-practices are made up of all three elements of social practices: Cooking in the shared kitchen implies “sharing as luxury” (“Gourmet equipment”), an infrastructure which is perceived as friendly, attractive, above usual standards, and several different kinds of practical knowledge as for example precise terms of use. Respectively, unsuccessful sharing-practices are missing some of the elements of social practices (e.g. negative meanings as a sharing practice, because of its lack of possession).

Finally, the question is addressed whether sharing-practices of cohousing can be combined in a fruitful manner to the rapidly growing internet based sharing platforms. Carsharing resulted as an example, because the combination of offline and online sharing developed the full potential for this sharing-practice: The advantages of an existing community like wide-spread trust and short distances can be ideally combined with those of internet platforms, like a sophisticated software and lots of technical know-how. Hence, in some cases the combination of cohousing and internet based sharing is very fruitful and might be a prospective development of sharing.

**Key words:**

sharing, Collaborative Consumption, practice theory, Cohousing

## LEBENS LAUF

### Mirijam Mock, BA

geboren in Bozen, Südtirol  
Staatsbürgerschaft: Italien

### Ausbildung

seit Oktober 2008	Studium der Internationalen Entwicklung an der Universität Wien, Schwerpunkt: Nachhaltige Entwicklung
Oktober 2008 – April 2013	Studium der Soziologie an der Universität Wien; Abschluss mit akadem. Grad Bachelor of Arts
Juli 2008	Matura am Humanistischen Gymnasium Bozen

### Berufliche Erfahrung

seit Januar 2012	Hilfswissenschaftlerin am Sustainable Europe Research Institute (SERI) im Bereich Quality of Life and Integrated Strategies
Oktober 2010 – Jänner 2013	Tutorin der LV „Internationale Entwicklung im historischen Kontext“ an der Universität Wien

### Sonstiges

seit Januar 2013	Koordinatorin der AktivistInnen von Südwind Wien
Juli 2011	Teilnahme am LernEinsatz, einer interkulturelle Lernreise der Dreikönigsaktion auf die Philippinen
Mai 2012 – September 2013	Mitarbeit am Süd nach Nord LernEinsatz, einer interkulturelle Lernreise der Dreikönigsaktion

### Fremdsprachenkenntnisse

Italienisch:	fließend
Englisch:	fließend
Französisch:	gute Grundkenntnisse

### Publikationen

- Mock, Mirijam; Omann, Ines; Rauschmayer, Felix; Fuchs, Daniela (2013): Do community currencies enhance sustainable quality of life? Leipzig, UFZ - Helmholtz-Centre for Environmental Research, UFZ Discussion Papers, 16/2013 - GeNECA 9.
- Wittmayer, Julia, Mock, Mirijam, van Steenberg, Frank et al. (2013): Taking stock – Three years of addressing societal challenges on community level through action research. Pilot specific synthesis report. Deliverable of EU-funded FP7-Project „InContext“, [http://www.incontext-fp7.eu/sites/default/files/D4.5%20-%20Taking%20Stock-final\\_o.pdf](http://www.incontext-fp7.eu/sites/default/files/D4.5%20-%20Taking%20Stock-final_o.pdf).
- Wittmayer, Julia, van Steenberg, Frank, Baasch, Stefanie et al. (2013): Pilot projects rounding up. Year 3 Pilot-Specific Report. Deliverable of EU-funded FP7-Project „InContext“, <http://www.incontext-fp7.eu/sites/default/files/Pilot%20projects%20rounding%20up%20C%20Year%203%20Pilot-Specific%20Report.pdf>.
- Kammerlander, Moritz; Buschmann, Daniel; Mock, Mirijam et al. (2013): Visions and pathways towards sustainable development. IPW Working Paper, Nr. 3/2013. Wien: Universität Wien.

- Wittmayer, Julia et al. (2013): Exploring the transformative potential of communities. In: Quist, Jaco et al.: Pathways, Transitions and Backcasting for Low-Carbon and Sustainable Lifestyles. Sustainable Consumption Transitions Series, Issue 3, Proceedings of SCORAI Europe & InContext Workshop, Rotterdam, S. 214-233.
- Schöpke, Niko; Omann, Ines; Mock, Mirijam et al. (2013): Supporting sustainability transitions by enhancing the human dimension via empowerment, social learning and social capital. In: Quist, Jaco et al.: Pathways, Transitions and Backcasting for Low-Carbon and Sustainable Lifestyles. Sustainable Consumption Transitions Series, Issue 3, Proceedings of SCORAI Europe & InContext Workshop, Rotterdam, S. 277-293.
- Omann, Ines et al. (2012): Durch Wachstum und Konsum im Wandel zu mehr Lebensqualität. Policy Paper Serie „Wachstum im Wandel“. Wien: Österreichisches Lebensministerium.

### **Vorträge**

- Do community currencies enhance sustainable quality of life?, Vortrag auf der 10. Internationalen Konferenz der European Society of Ecological Economics, Lille, 17. - 21- Juni 2013.